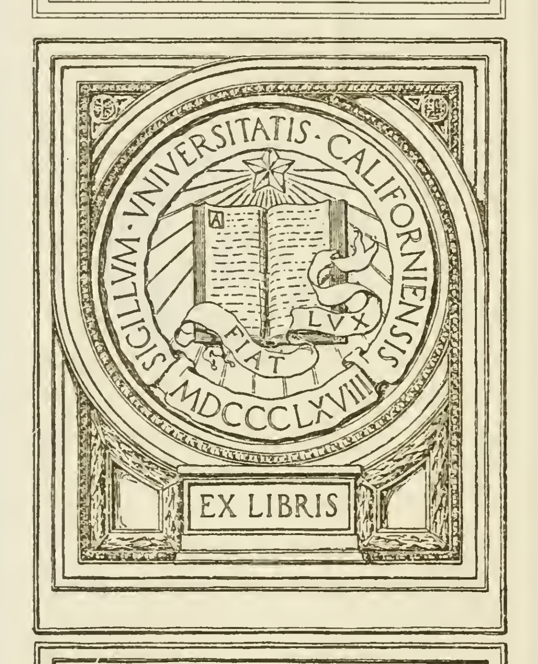
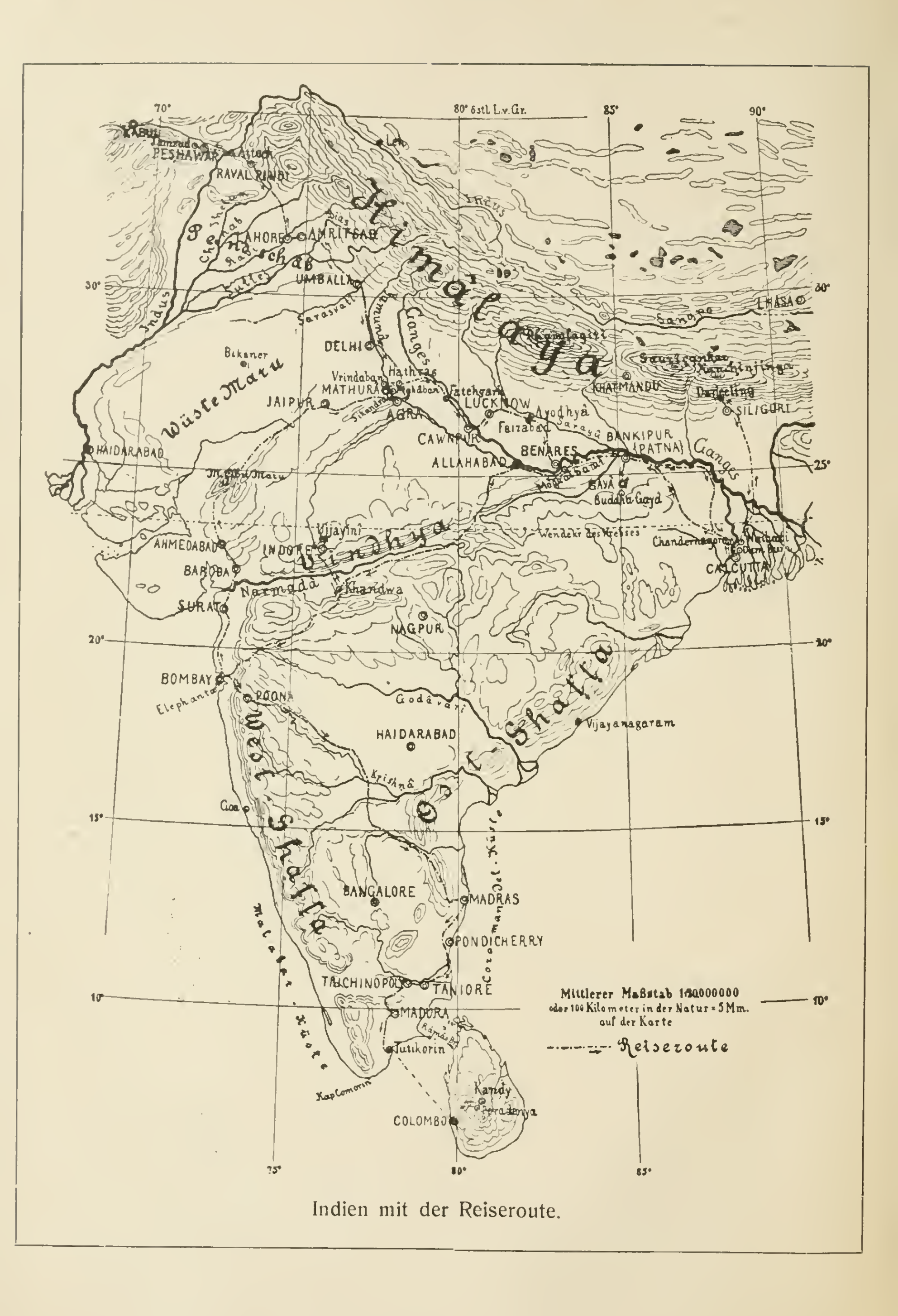



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Erinnerungen an Indien.

Von
Paul Deussen.



Indien mit der Reiseroute.

Erinnerungen an Indien.

Von

Dr. Paul Deussen,

Professor der Universität Kiel.

Mit einer Karte, 16 Abbildungen und einem Anhange:

„On the philosophy of the Vedânta in its relations to occidental Metaphysics“.



Kiel und Leipzig.

Verlag von Lipsius & Tischer.

1904.



Inhalt.

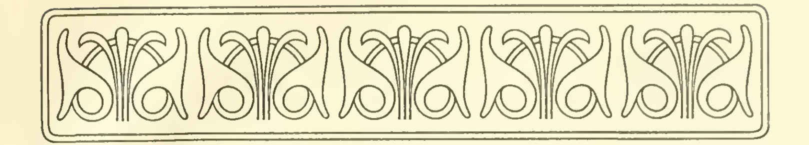
Verzeichnis der Abbildungen.

Aussprache.

In indischen Wörtern ist

c, ch wie **tsch** und **j, jh** wie **dsch**

zu sprechen (also *Mahârâdscha, Kantschindschinga);* **ç** ist ein mittlerer Lâut zwischen **s** (stets scharf) und **sh** (= **sch).**



Erstes Kapitel.

Vorbereitungen.

Dem Wunsche meiner Freunde willfahrend, will ich einige Eindrücke meiner Reise nach Indien im Winter 1892—93 hier aufzeichnen und dadurch auch weiteren Kreisen zugänglich machen, teils weil es mir, trotz der Kürze meines Aufenthaltes in Indien, infolge besonders günstiger Umstände möglich wurde, tiefere Einblicke in das Leben der Eingeborenen zu tun, als sie sonst dem Europäer zuteil zu werden pflegen, teils weil meine Auffassung indischer Verhältnisse mehrfach eine von der gewöhnlichen abweichende ist, namentlich da ich nicht wie so viele andere das indische Land und Volk nur durch die Augen und Interessen der Engländer ansehe, auch nicht gewohnt bin, vor dem goldenen Kalbe des Erfolges zu knieen und eine Sache darum für schlecht zu halten, weil sie die unterliegende ist.

Als es mir endlich möglich wurde, langjährige Hoffnungen zu verwirklichen, meine akademische Tätigkeit für ein halbes Jahr zu unterbrechen und in Gesellschaft meiner Frau dem Lande zuzueilen, welches mir schon seit Jahrzehnten zu einer Art geistiger Heimat geworden war, da traf mich diese glückliche Fügung nicht unvorbereitet. Von den drei Sprachen, die man in Indien nötig hat, Englisch, um mit den Gebildeten, Hindostani, um mit dem Volke, und Sanskrit, um mit den

Pandits, d. h. den indischen, des Englischen in der Regel völlig unkundigen, ja dasselbe perhorreszierenden Gelehrten zu verkehren, — war mir und meiner Frau das Englische durch wiederholten Aufenthalt in England geläufig. Vom Hindostani, zu dessen Erlernung die Lehrmittel noch sehr unvollkommen und, namentlich in Deutschland, schwer zugänglich sind, konnten wir uns erst auf der Reise und in Indien selbst so viel zu eigen machen, um nachgerade mit den Leuten auch ohne Vermittlung des Dieners verhandeln zu können. Was endlich das Sanskrit betrifft, so war dessen Studium in den letzten zwanzig Jahren so sehr mein tägliches Brot gewesen, dass ich hoffen durfte, dasselbe nach einiger Vorübung im Lande selbst nicht nur sprechen, sondern auch, was das Schwerste ist, das schnell und mit dialektischer Färbung gesprochene Sanskrit verstehen zu können, — eine Hoffnung, die sich durchaus verwirklicht hat. Der bequeme Gebrauch des Sanskrit aber als Umgangssprache vermag mehr als jeder Empfehlungsbrief in die sonst dem Europäer so verschlossenen höheren Kreise der Eingeborenen einzuführen. Und nicht nur die Gelehrten von Fach, wie namentlich die einheimischen Sanskritprofessoren der indischen Universitäten, sprechen Sanskrit mit grosser Eleganz, nicht nur ihre Zuhörer wissen dasselbe ebenso gut zu handhaben wie bei uns ein Studierender der klassischen Philologie das Lateinische, auch die zahlreichen Privatgelehrten, Heiligen, Asketen, ja selbst weitere Kreise sprechen und schreiben Sanskrit mit Leichtigkeit; mit dem Mahârâja von Benares habe ich mich wiederholt stundenlang darin unterhalten; Fabrikanten, Industrielle, Kaufleute sprechen es zum Teil oder verstehen doch das Gesprochene; in jedem kleinen Dorfe war meine erste Frage nach einem, der Sanskrit spreche, worauf sich denn alsbald der eine oder andere einstellte, der gewöhnlich mein Führer, ja nicht selten mein Freund wurde. Öfter gab ich den Bitten der Eingeborenen nach, ihnen einen Vortrag zu halten. Dies

geschah natürlich in englischer Sprache, aber fast überall wurde ich gebeten, das Gesagte für diejenigen, welche dem Englischen nicht hätten folgen können, nochmals in Sanskrit zu wiederholen. Nachdem dies geschehen, folgte eine Diskussion, bei der die einen Englisch, die anderen Sanskrit, noch andere Hindi sprachen, welches sich denn auch der Hauptsache nach verstehen liess, da das reine Hindi sich vom Sanskrit kaum durch viel mehr als durch den Verlust der Flexionsendungen unterscheidet. Daher versteht jeder Hindu vom Sanskrit ungefähr ebensoviel wie ein Italiener vom Lateinischen, namentlich da im eigentlichen Hindostan die Schrift die nämliche geblieben ist; und ein Anflug des Sanskrit lässt sich bis hinab in die Kreise der Dienerschaft und des geringen Volkes antreffen; daher auch ein Brief nach Benares mit blosser Sanskritadresse durch jeden Postboten ohne Schwierigkeit seine Bestellung findet. Manche Inder scheinen der Meinung zu sein, dass es in der ganzen Welt ebenso sei. Denn unter den zahlreichen Sanskritbriefen, die mir auch jetzt noch von Zeit zu Zeit zugehen, fand sich auch wohl einmal einer, bei dem mit allem andern auch die mit überschwenglichen Lobtiteln gespickte Adresse ganz in Sanskrit geschrieben war, auch mein Name nur in der sanskritisierten Form *Devasena* erschien und die Bezeichnung des Wohnortes fehlte, und der trotzdem — zum Lobe unserer Postverwaltung sei es gesagt — glücklich in meine Hände gelangte, nachdem er vorher unter anderm nach Leipzig gelaufen und dort entziffert worden war.

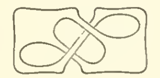
Mehr noch vielleicht als die Kenntnis der alten heiligen Sprache des Landes sollte mir in Indien der zufällige Umstand von Nutzen sein, dass ich die beste Kraft einer Reihe von Jahren dazu verwendet hatte, mich in die Upanishad's und den auf ihnen beruhenden Vedânta einzuleben. Wenn im allgemeinen der Veda für den Inder dieselbe Bedeutung hat, wie für uns die Bibel, so entsprechen die unter dem

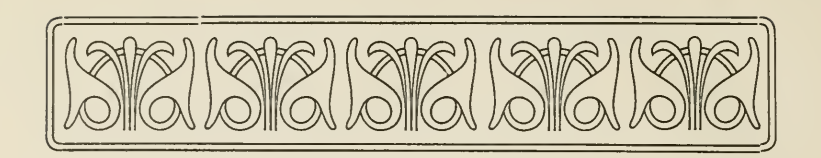
Namen *Upanishad*'s gesammelten Schlusskapitel der einzelnen Veden nach Haltung und Gesinnung dem Neuen Testamente; und wie auf dem Neuen Testamente die christliche Dogmatik, so baut sich auf den Upanishad's das religiöse und philosophische System des *Vedânta* auf, welches ich mit zu dem Besten rechnen muss, was metaphysischer Tiefsinn im Laufe der Jahrtausende unter den Menschen hervorgebracht hat. Jedenfalls bildet der Vedânta für Indien noch jetzt wie in alter Zeit die Grundlage alles höheren geistigen Lebens. Während das niedere Volk an der Verehrung der Götterbilder sein Genüge findet, so wird jeder Hindu in dem Masse, wie er ein denkendes Wesen ist, zu einem Anhänger des Vedânta in einer seiner verschiedenen Schattierungen und betrachtet alle Götter, deren Kultus er seiner Familie überlässt, nur als Symbole des einen, die ganze Welt durchdringenden und in jedem Menschen verkörperten *Âtman*. Die genauere Kenntnis und entsprechende Hochschätzung dieser Lehre von meiner Seite hat gar sehr dazu beigetragen, die Scheidewand zu beseitigen, welche sonst den Europäer von den Indern trennt: mit Verwunderung sahen sie den Fremden an, welcher besser in ihren heiligen Schriften zu Hause war, als sie es selbst wohl sein mochten, und mit Entzücken lauschten sie der Darlegung, wie Europa in der Kantischen Philosophie eine dem Vedânta auf das engste verwandte Lehre und den diesem selbst fehlenden wissenschaftlichen Unterbau besitzt.

Aber auch an äusseren Anknüpfungspunkten für alle Teile Indiens sollte es uns nicht fehlen. Ein günstiger Zufall hatte es gefügt, dass im September 1892, unmittelbar vor unserer Reise nach Indien, der neunte Orientalistenkongress in London tagte. Hier und in Oxford, wo wir mehrere Tage die Gastfreundschaft des Max Müller'schen Hauses genossen, war es leicht, eine grosse Zahl Empfehlungsbriefe von Gelehrten, höheren Beamten, Offizieren usw., die lange Jahre in Indien

gelebt hatten, zu erhalten, welche zum grössten Teil benutzt worden sind und uns den Zugang zu den gastfreien Kreisen hochgestellter Engländer in Indien mehr als wir bedurften eröffnet haben.

Für den näheren Verkehr mit den Eingeborenen freilich, den wir vor allem wünschten, hätten diese Empfehlungsschreiben oft mehr hinderlich als fördernd sein können. Hier kam uns die früher gemachte Bekanntschaft zweier Inder zu Hülfe, welche uns hundert andere im Lande selbst erschliessen sollte. Drei Jahre vorher nämlich hatte ich auf dem Orientalistenkongress zu Stockholm und Christiania die Bekanntschaft der beiden dort anwesenden Inder, *H. H. Dhruva,* zuletzt Richter in Baroda, und *Mansukhlâl Nazar* gemacht, eines Kaufmanns, der zusammen mit zwei Brüdern, *Âtmarâm* und *Utsavlâl,* ein Importgeschäft in Bombay besitzt, während ein vierter Bruder, *Beharilâl,* damals noch die Schule besuchte. In Stockholm hatte ich Dhruva und Nazar eingeladen, mich auf der Durchreise in Berlin, wo ich damals wohnte, zu besuchen; sie kamen und haben mich seitdem wiederholt durch Briefe und andere Zusendungen aus Indien erfreut, deren Beantwortung sich verschob, bis ich ihnen schliesslich durch eine Postkarte melden konnte, dass ich am 7. November zugleich mit meiner Frau selbst in Bombay einzutreffen hoffe. Dieser Anknüpfungspunkt sollte für uns von der grössten Bedeutung werden.





Zweites Kapitel.

Von Marseille nach Bombay.

Wer nach Indien reisen will, namentlich im Herbste, wo immer ein grosser Touristenschwarm diesem Lande zustrebt, der wird wohl tun, sich drei Monate vorher einen Platz auf einer der verschiedenen englischen, französischen, italienischen, norddeutschen, östreichischen Dampferlinien durch Einzahlung des halben Preises zu sichern, wobei die nach Norden gekehrte Seite des Schiffes, weil kühler, vor der südlichen den Vorzug verdient, wie auch, aus demselben Grunde, die höher gelegenen Kabinen vor denen des unteren Decks, namentlich da die Fenster der letzteren so tief zu liegen pflegen, dass sie nur bei sehr ruhigem Seegange geöffnet werden dürfen.

Wir hatten den besten Zeitpunkt versäumt, und als wir Ende September 1892 uns in London in Fenchurch Street und Umgebung, wo die Dampferlinien der verschiedenen Nationen ihre Bureaus haben, anfingen nach Plätzen umzusehen, da wollte sich zuerst nirgend etwas Zusagendes bieten. Namentlich waren die Schiffe der *Peninsular & Oriental Company,* welche die englische Post beförderte, am schnellsten fuhr und für die sicherste galt, auch keine Zwischendeckspassagiere aufnahm, sondern nur solche der beiden ersten Klassen, bis weit in den November hinein

schon vollständig besetzt; und auch das neueste und grösste Schiff dieser Gesellschaft, der *Himâlaya*, welcher, als Extraschiff eingeschoben, am 15. Oktober zum ersten Male die Fahrt nach Bombay machen sollte, hatte zu unserem Leidwesen keine Kabine mehr frei, da doch der Name und die Grösse des Schiffes, der Gedanke, noch ungebrauchte Räume zu bewohnen, sowie die Erwartungen, die man von diesem neuen Dampfer hegte, uns den Himâlaya als besonders begehrenswert erscheinen liessen; und als durch einen Zufall eine besetzt gewesene und wieder frei gewordene Kabine desselben sich uns anbot, freilich nur zweiter Klasse, im unteren Deck und nach Süden gelegen, da fassten wir nach längerem Schwanken einen herzhaften Entschluss, lösten sechsmonatliche, von Marseille nach Bombay und zurück von Colombo nach Brindisi gültige Billets und schrieben uns, nicht ganz leichten Herzens, in der frei gewordenen Kabine ein. Über die zu erwartende Hitze tröstete uns der Gedanke, dass man ja doch von Suez ab auf dem Deck schlafen werde; eine etwas geringere Kost fiel um so weniger ins Gewicht, als auch die der ersten Klasse auf den Peninsular-Dampfern nicht gerade berühmt ist, und die Erwartung, statt mit dem eleganteren Touristenpublikum, mit Geschäftsleuten, Subalternbeamten, Missionaren und dgl. für vierzehn Tage zusammen zu sein, war nicht ohne besonderen Reiz. Auch war die Ersparnis beträchtlich: statt 1600 Mk. in der ersten Klasse kostete das sechsmonatliche Retourbillet zweiter Klasse für jede Person nur 1000 Mk. Wir schafften unser grösseres Gepäck schon in London auf den Himâlaya und liessen es auf dem stets unruhigen Atlantischen Ozean allein die Reise um Gibraltar herum machen, während wir selbst noch einmal unseren Lieben in Deutschland Lebewohl sagten, in Genf einen erquickenden Tag mit Freund Oltramare, meinem ältesten Schüler in der Philosophie und im Sanskrit, zubrachten, um dann über Lyon nach Marseille

zu eilen, wo wir unsere Ausstattung durch einen auf dem Schiffe sehr brauchbaren Deckstuhl (eine aus Stroh geflochtene Chaiselongue) und namentlich durch zwei Sonnenhüte aus Kork vervollständigten. Die letzteren sind zwar auf der Seefahrt überflüssig, können aber schon beim Aussteigen in Bombay nicht ohne Gefahr entbehrt werden. Am 22. Oktober 1892, nachmittags vier Uhr, begaben wir uns in Marseille an Bord des Himâlaya.

Nichts gleicht dem Durcheinander, welches auf einem grossen Seedampfer während der letzten Stunden vor der Abfahrt herrscht. Kohlen werden eingeladen, Gepäckstücke aus- und eingeschifft, der Koch und seine Gehülfen sind beschäftigt, grosse Körbe mit Geflügel oder Gemüse zu übernehmen, die Matrosen machen sich an dem Tauwerk zu schaffen, die Kellner haben alle Hände voll zu tun, um den mit mancherlei Gepäck einströmenden und sich gegenseitig den Weg versperrenden Ankömmlingen ihre Kabinen anzuweisen, während Händler und Trödler das Schiff durchschwärmen, um Früchte, Schmuckgegenstände, Photographien und allerlei Plunder zum Verkauf anzubieten. Endlich beruhigt sich das Gewühl, Händler und abschiednehmende Freunde müssen das Schiff verlassen, als letzter der Agent der Gesellschaft und der Postbote mit den in der Abschiedsstunde eifrig geschriebenen Briefen, die Dampfpfeife ertönt einige Male, die mächtige Schraube setzt sich langsam und dann immer schneller in Bewegung, wir verlassen den Hafen, und bald sind wir im offenen Meere und sehen die Küste hinter uns in der Abenddämmerung versinken.

Es zeigte sich, dass wir wohlgetan hatten, den Dampfer erst in Marseille und nicht schon in London zu besteigen, denn der schneidende Nordwind, der uns bis nach Genf als Bise, bis nach Marseille als Mistral begleitete, hatte auf dem Atlantischen Ozean als Sturm gewirtschaftet, derselbe Sturm, dem die gleichzeitig mit dem Himâlaya von London abge-

gangene und ebenfalls nach Indien bestimmte Rumania an der portugiesischen Küste zum Opfer gefallen war. Jetzt aber legte sich der Wind, die noch bei der Abfahrt von der französischen Küste aufgeregten Wogen glätteten sich, und wir behielten die schönste, ruhigste See bis nach Bombay hin. Als ich am nächsten Morgen — es war Sonntag, der 23. Oktober — aus der engen Kajüte drei Treppen hinauf aufs Deck kletterte, um die ozonreiche Seeluft in tiefen Zügen einzuatmen, da sah ich rechts von uns die langgestreckte Küste Sardiniens, links die ragenden Gebirge Korsikas von der aufgehenden Sonne beleuchtet liegen. Schon hier machte sich die Kraft der südlichen Sonne bemerkbar, und als ich gegen Mittag, nach der Kirche, mit einem leichten Hut auf dem Kopfe eine Zeitlang in der Sonne gesessen, war mir nachher der Kopf so eingenommen, dass ich beschloss, dieses als ein Warnungszeichen anzusehen und mich nicht wieder ohne gehörigen Schutz der Sonne auszusetzen. Am nächsten Morgen in der Dämmerung grüssten mich rechts die Lichter von Messina mit seinem Leuchtturm, den ich ein Jahr zuvor noch bestiegen hatte, ohne Hoffnung, ihn so bald und mit so beglückenden Aussichten für die nächste Zukunft wiederzusehen, während links die Lichter des kleinen Reggio uns an ein kümmerliches und übereiltes Mahl und eine darauf folgende lange Nachtfahrt auf der Eisenbahn erinnerten, bei der ich um ein Uhr nachts im Halbschlafe die Station Cotrone, das ehemalige Kroton, die berühmte Pflanzstätte des Pythagoreismus, hatte ausrufen hören. Jetzt konnte uns das alles nicht locken, und auch dem Ätna nahmen wir es nicht übel, dass er sein Haupt in dichte Wolken gehüllt hatte, nachdem wir ein Jahr zuvor von Taormina aus im schönsten Sonnenglanze seine mächtigen Schneefelder und den in kräuselnden Wölkchen aus seinem Krater aufsteigenden Rauch hatten beobachten können.

Rasch entschwand Siciliens Küste unsern Blicken; immer farbenreicher wurde das Meer, immer glänzender strahlte die Sonne vom dunkelblauen Himmel herab; endlich versank sie, nicht unerwünscht, im westlichen Ozean, und als wir sie am nächsten Morgen wieder aus der Purpurglut des Ostens aufsteigen sahen, da streckte sich schon zu unserer Linken mit ihren herrlichen Bergformen die südliche Küste Kretas hin. Ausgezeichnet schien sich der Himâlaya zu bewähren, und schon prophezeite man sich, dass unsere Fahrt die schnellste sein werde, die je nach Indien gemacht worden, — aber es sollte anders kommen. Eben hatten wir gegen Mittag zur Linken immer noch Kreta und zur Rechten eine kleine Insel, vermutlich Klauda, wo das Schiff des Apostels Paulus, nachdem es gegen dessen Rat Kreta verlassen hatte, vergebens zu landen suchte (Apostelg. 27,16), da geschah das gänzlich Unerwartete: die Maschine, deren gleichmässiges Arbeiten bei Tag und Nacht uns schon zur Gewohnheit geworden war, stand plötzlich still, und eine unheimliche Ruhe trat ein. Allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Mitfahrenden, allerlei Vermutungen wurden laut, niemand wusste etwas Bestimmtes zu sagen, denn aus den Schiffsoffizieren, denen in solchen Fällen Schweigen Pflicht ist, war nichts herauszubekommen. Nur so viel war klar, dass der unwillkommene Aufenthalt seine triftigen Gründe haben musste; denn der Himâlaya verbrauchte, wie mir einer seiner Offiziere mitgeteilt hatte, täglich 110 Tonnen Kohlen, die Tonne zu 30 Schillingen, also täglich für 3300 Mk., sodass jeder Aufenthalt sehr kostspielig war. Endlich, nach fünfstündigem Hämmern im Maschinenraume, ging es weiter, aber mit verminderter Geschwindigkeit, sodass wir erst nach etwa dreissig Stunden abends spät in Port Saïd Anker warfen, wo wir dann am andern Morgen zum Frühbade statt des klaren Meerwassers eine trübe Flüssigkeit sich ergiessen sahen. Bis Mittag lagen wir hier still, durch Reparaturen aufgehalten,

sahen uns gegenüber das mittelmässige Hotel, wo wir drei Jahre früher übernachtet hatten, sahen das Treiben auf den Strassen und auf dem Hafen, ohne dass doch jemand das Schiff hätte verlassen oder betreten können, da wir, weil von dem choleraverdächtigen Marseille kommend, unter Quarantäne lagen. Die einzigen, welche den Bann brachen und als sehr unwillkommene Mitreisende sich einstellten, waren eine grosse Menge Fliegen, die wir erst im Indischen Ozean nach und nach wieder los wurden. Endlich, gegen ein Uhr mittags, ging es von Port Saïd weiter und in den Suezkanal hinein. Zur Linken Asien, zur Rechten Afrika, beiderseits flaches Wüstenland, soweit das Auge reicht, und dazwischen der Kanal, gelegentlich durch Landseen führend, in der Regel aber nur eine schmale Wasserrinne, doppelt so breit wie das Schiff selbst, bildend, darüber der wolkenlose ägyptische Himmel, um uns die warme, trockne, reine Wüstenluft, bei deren Durchsichtigkeit alle Gegenstände von energischen Farben belebt erscheinen, — das waren die wesentlichen Eindrücke der Kanalfahrt, welche auch die Nacht durch geht, aber doch neunzehn Stunden beansprucht, da nur langsam gefahren werden darf, auch wohl ein halbes Dutzend mal gehalten werden muss, um andere Schiffe vorbei zu lassen, wobei das Schiff, wegen der herrschenden Strömungen, jedesmal am Ufer mit Tauen festgebunden wird. Am andern Morgen lag Suez vor uns und die dahinter liegenden hohen Berge im Westen, alles in ein wunderbares Frührot getaucht. Freilich ist die ganze Gegend vegetationslos, bis auf die Umgebung des bei Suez mündenden Süsswasserkanals, welche im herrlichsten Grün prangt. Nach kurzem Aufenthalte ging es ins Rote Meer hinein; zur Linken konnten wir den ganzen Nachmittag die zerklüfteten Gebirgsmassen der Halbinsel Sinai beobachten, bis deren Südspitze erreicht ist, das Meer sich verbreitert und nun sehr bald alles Land bis auf ein paar vereinzelte Inselchen für drei Tage dem

Auge völlig entschwindet. Dass man aber in einem geschlossenen Meere zwischen zwei ungeheuren Wüstenländern durchfährt, macht sich durch die hier herrschende grosse Hitze jedem bemerkbar. Gleich nach Suez legen die Schiffsoffiziere ihre dunkle Uniform ab und erscheinen in weissen Anzügen, und alles beeilt sich ihrem Beispiele zu folgen. Bei den Mahlzeiten in der Kajüte schwingt unablässig die Pankha; d. h. über jedem Tische hängt, ihn in seiner ganzen Länge begleitend, ein fussbreiter Streifen von dickem Zeug, durch Stangen und Angeln an der Decke befestigt; alle diese Streifen sind durch Stricke verbunden, welche auf Rollen nach aussen leiten und von dort, durch ziehende Diener in Bewegung gesetzt, ziemlich schnell unmittelbar über den Köpfen der Sitzenden hin und her schwingen und eine starke Zugluft veranlassen. Ohne Pankha zu essen würde kaum möglich sein; selbst bei den sonntäglichen Gottesdiensten begleitet sie mit ihrem eintönigen dumpfen Geräusch die Stimme des Geistlichen. In den Kabinen war es vollends nicht auszuhalten. Ein Aufenthalt von wenigen Minuten genügte, um die heftigste, jeden neu angelegten Kragen sogleich wieder entstellende Transpiration hervorzurufen. Ein Schlafen in derselben, obgleich alle Türen, Fenster und Luken geöffnet waren, wurde nachgerade zur Unmöglichkeit. Zuletzt legte ich mich auf den Boden, die harte Schwelle der geöffneten Tür als Kopfkissen benutzend, und als auch so keine Ruhe zu finden war, beschlossen wir, den Widerstand des etwas faulen und stets Ausflüchte suchenden Kellners zu brechen, und gaben strikten Befehl, für die nächste Nacht unsre Betten nach oben aufs Deck zu schleppen. Dieses Verfahren, so sehr es auch seine Schattenseiten hatte, wurde bald von allen eingeschlagen und bis ans Ende der Reise festgehalten. Abends gegen zehn Uhr, wenn Mrs. Shakespeare (eine Offiziersfrau mit drei hübschen Töchtern) sich von dem auf dem Verdeck stehenden Pianino

erhob, die tanzenden Paare sich trennten, und endlich eine gewisse Ruhe eintrat, da kamen die Kellner mit den Matratzen und Kissen aus den verschiedenen Kajüten heraufgekeucht; eine Barrikade aus Deckstühlen markierte die Grenze zwischen der Herren- und Damenseite, und im übrigen konnte jeder sich ein Plätzchen je nach Wunsch, auf den Bänken oder daneben, hinter einer Kajütenwand oder in der freien Zugluft, aussuchen, dort sich auf seine Matratze strecken und abwarten, bis das Geplapper verstummte und das eintönige Ächzen der Maschine anfing, sich in seine Traumbilder zu verweben. An ein Ausschlafen war freilich nicht zu denken. Denn allmorgendlich um fünf Uhr erschienen mit Eimern und Besen die schwarzbraunen Matrosen, um das Deck mittels eines transportablen Schlauches unter Wasser zu setzen und gründlichst zu scheuern. Dann war es ein Hauptvergnügen, nur von der *Paijama* (Nachtanzug, bestehend in Hose und Jacke aus ganz dünnem Wollstoff) bekleidet, mit nackten Füssen in dem kühlen Nass spazieren zu gehen, bis gegen halb acht nach und nach die Damen auf dem Deck erschienen, und das Feld geräumt werden musste. Ein kleiner Imbiss, bestehend aus Thee, Kaffee und Butterbrot, die sogenannte *Choṭa Házirí*, stand nach indischer Weise schon um 6 Uhr bereit. Um neun Uhr folgte ein substantielles Frühstück, Thee mit Fisch, Eiern, Fleisch u. dgl. Der weitere Vormittag wird natürlich allgemein auf dem Deck zugebracht. Die einen sitzen und liegen auf den Stühlen umher, hier bilden sich plaudernde Gruppen, dort sind andere mit Lesen beschäftigt, und wieder andere gehen emsig auf und ab, um dem schlimmsten Übel einer langen Seefahrt, dem Mangel an Bewegung, nach Kräften abzuhelfen. Freilich muss man dabei vermeiden, auf die zahlreichen, überall umherkrabbelnden Kinder zu treten. Kleine Kinder etwa bis zu sieben Jahren werden nämlich von ihren Familien ohne Bedenken mit nach Indien genommen. Werden sie grösser, so müssen sie in

der Regel nach Europa geschickt werden, da die indische Hitze, vermutlich weil sie den Appetit benimmt und den Schlaf beeinträchtigt, ein gedeihliches Wachstum verhindert. Um zwei Uhr folgte in der zweiten Klasse das Mittagessen, um vier Uhr wieder Thee, um fünf Uhr war es ein amüsantes Schauspiel, dem Abendessen der von ihren Müttern oder Bonnen bedienten Kinder zuzusehen, um sieben Uhr folgte das Abendessen der Erwachsenen und um neun Uhr abends nochmals Thee. Die Quantität war immer ganz genügend, die Qualität liess des öfteren sehr zu wünschen übrig. Eine besondere Wohltat war das allezeit sehr liberal gespendete Eis. Dasselbe wird in dem unter einem eignen Offizier stehenden *Freezing Room* bereitet, in welchem bei aller tropischen Hitze eine derartige Kälte herrscht, dass, wie man erzählte, einstmals ein zufällig in einem solchen Freezing Room eingeschlossener Matrose erfroren sein soll. Die Stunden nach dem Abendessen brachten mancherlei Unterhaltung, gewöhnlich einen Tanz auf dem Deck, gelegentlich ein Konzert, zu dem die andere Klasse feierlich eingeladen wurde, ja einmal verstieg man sich sogar zu einem Kostümball mit Masken, da die nach Indien übersiedelnden Familien allen dazu nötigen Plunder mit sich führen. Im ganzen war die Reisegesellschaft nicht gerade sehr angenehm, weit weniger als auf dem Rückwege, wo wir ein von Australien kommendes Schiff bestiegen und mit Leuten zusammen waren, die dort ihre Geschäfte abgeschlossen und ihre Erfahrungen gemacht hatten und nun zum Ruhestande oder zur notwendigen Erholung in die Heimat zurückkehrten. Im Gegensatze dazu bestand das Publikum auf der Hinreise zumeist aus jüngeren, turbulenten Elementen. Schon hier machte sich der Übermut bemerklich, der sich des jungen Engländers zu bemächtigen pflegt, wenn er als Kaufmann oder angehender Beamter mit verhältnismässig hohem Gehalte nach Indien geht. Die jungen Leute, von denen das Schiff vollgepfropft war, mit

ihrem lärmenden Treiben, kamen mir vor wie Raubvögel, die sich auf ihre Beute stürzen. Ihre geräuschvollen Spiele, ihr Zechen und Tanzen liess keine gesammelte Stimmung, kein gehaltvolleres Gespräch aufkommen; die Trivialität behielt die Oberhand. Es musste ertragen werden, es ging ja bald vorüber. Nur das wiederholte Stillstellen der Maschine, auch während der heissen Fahrt durch das Rote Meer und mitunter für den ganzen Tag, erregte ernstliche Besorgnis darüber, wann und wie wir wohl das Ziel erreichen würden. Endlich, nach dreitägiger Fahrt auf dem Roten Meere, nachdem wir Mekka und Medina mit ihrem Seehafen Yeddo zur Linken, Suakin mit Massaua nebst so mancher unwirtlichen und gefährlichen Gegend zur Rechten, ohne von dem allen irgend etwas zu sehen, hinter uns gebracht hatten, erschien links das kaffeeberühmte Mokka, und nun durften wir hoffen, in Kürze Aden zu erreichen und aus dem Glutkessel des Roten Meeres in den luftigen und frischen Indischen Ozean zu gelangen. Glücklich wurde das Tor der Tränen, Bab el Mandeb, passiert, wo schon so manches stolze Schiff gescheitert ist und hier und da das *memento mori* einiger aus dem Wasser hervorragender Mastbäume sich den Blicken zeigte. Vor Aden warfen wir abends spät für einige Stunden Anker und sahen die Gebäude am Ufer und die sonnenverbrannten öden Gebirge dahinter im zauberhaften Glanze des Mondes vor uns liegen. Vor dem Schlafengehen auf Deck war ich noch einmal in meine Kabine heruntergestiegen und hatte das elektrische Licht derselben aufgedreht, als ich, durch das geöffnete Fenster blickend, unmittelbar neben mir ein paar schwarze Gesichter mit glänzenden Augen und schneeweissen Zähnen auftauchen sah. Es waren Somalineger, welche, unter dem Schutze der Nacht der Quarantäne trotzend, in ihrem Boot an das Schiff herangefahren waren und durch die wenige Fuss über dem Wasserspiegel liegenden Kabinenfenster allerlei Kuriositäten zum Kaufe hereinreichten. Ich kaufte zu mässigen

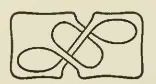
Preisen eine Flasche aus buntfarbigem Stroh und ein stattliches Antilopengeweih, deren ich mich später durch Verschenken entledigte, nachdem ich sie noch eine Weile mit mir in Indien herumgeschleppt hatte.

Der nächste Morgen fand uns in der freieren Region des Indischen Ozeans. Links begleiteten uns noch einen halben Tag, immer mehr zurückweichend, die schöngeformten Berge der Südküste Arabiens; dann verschwand für sieben Tage lang alles Land. Ein beruhigendes Gefühl war es, dass der Himâlaya die Postsachen nach Indien nicht an einen anderen der zwischen Aden und Bombay verkehrenden Dampfer abgegeben hatte; wir schlossen daraus, dass man trotz der gehabten und noch zu erwartenden Verspätung mit Sicherheit die Post wenigstens vor dem Verfalltermine in Bombay einzubringen hoffen durfte, da für den entgegengesetzten Fall die Gesellschaft eine sehr hohe Konventionalstrafe zu zahlen hat. Im übrigen fuhr man langsam und immer langsamer, und wiederholt musste der Dampfer für einige Stunden stillgelegt werden, während der Ozean in Spiegelglätte um uns lag, und zahlreiche Haifische das Schiff umspielten und gierig nach den Küchenabfällen schnappten. Eines Nachmittags, als wir wieder einmal gerade still lagen, amüsierten sich die sportlustigen Engländer, mit einer in einen grossen Haken auslaufenden Ankerkette, an die man ein Stück Fleisch befestigt hatte, nach Haifischen zu angeln, und wirklich gelang es, eines dieser Ungetüme an Bord zu ziehen. Es schlug beim Heraufwinden so furchtbar mit dem Schwanze um sich, dass derselbe abgehackt werden musste, ehe man den Fisch aufs Deck zu bringen wagte. Da lag nun das Monstrum, wohl mehr als sechs Fuss lang und dick wie ein gemästetes Schwein, und fing erst nach und nach an sich zu beruhigen, umstanden in respektvoller Entfernung von der Corona der neugierigen Zuschauer. Schon hatte man ihn ausgeweidet, das Herz,

nicht grösser als eine Taschenuhr, ging, immer noch palpitierend, von Hand zu Hand, und trotzdem hatte das Ungeheuer noch Lebenskraft genug, sich zuweilen von einer Seite auf die andere zu wälzen, zum Entsetzen der zurückweichenden Zuschauer. Endlich lag der Hai tot und regungslos da. Man zog ihm zum Andenken ein grösseres Stück Haut ab und wollte den Rest dem Meere wiedergeben, da traten einige Neger aus der Schiffsmannschaft hervor und erbaten sich das Fleisch als Geschenk. Gerne wurde dies bewilligt, und sie schleppten den Fisch davon, wobei man sie in ihrem Negerenglisch sagen hörte: „Hai frisst Neger, warum soll nicht auch Neger fressen Hai?“

Unter diesen und ähnlichen Belustigungen verging die Zeit, bis wir endlich am Sonntag, dem 6. November gegen Mittag im Osten die hochragenden Kämme des Ghaṭṭa-Gebirges auftauchen sahen. Wenige Stunden später verwandelte sich das azurne Blau des Ozeans in ein schmutziges Gelb, immer deutlicher erschienen links die Villen von Malabar Hill und vor uns die palmenumgebenen Türme und Prachtgebäude von Bombay, gegen Abend umschifften wir Colaba Point und warfen Anker in dem meilenbreiten Hafen von Bombay, der im Westen vom offnen Ozean durch die mächtige Landzunge oder Insel getrennt ist, auf der die Stadt Bombay liegt. Bald waren wir von Dampfbarkassen, Segelbooten, deren hohe Rahen aus Bambusrohr bis auf unser Deck ragten, und allerlei anderen Fahrzeugen umschwärmt, und nun entstand bei hereinbrechender Dämmerung auf dem Schiff ein unbeschreibliches Getümmel. Beamte vom Lande und Kommissionäre der Hotels, Bootsleute und Gepäckträger und zur Begrüssung heraufkommende Freunde, dazu die 340 Passagiere des Schiffes mit ihren Gepäckstücken und die 361 Angestellten, welche die Bemannung des Schiffes bildeten, vom Kapitän bis herab zu den untersten Aufwärtern, Heizern und Kohlenschleppern, alles das wogte und lärmte

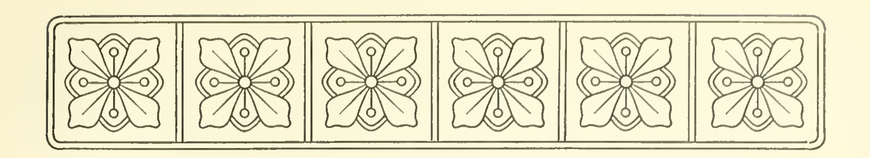
in einem unglaublichen Wirrwarr durcheinander. Auch unsre Freunde waren an Bord gekommen, ohne jedoch uns herauszufinden. Da wir nicht, wie so viele andere, noch am selben Abend mit der Bahn landeinwärts zu reisen gedachten, so entschlossen wir uns, die Nacht noch in gewohnter Weise auf dem Deck zu schlafen. Es war, nachdem so viele lärmende Gesellen uns verlassen hatten, der erquicklichste Abend, den wir auf dem Himâlaya zugebracht, trotz der drückenden Schwüle, die beim Stillstehen des Schiffes sogleich doppelt fühlbar war. Am andern Morgen übergaben wir unser Gepäck dem Hoteldiener, bestiegen ein Boot, sagten dem Koloss, der uns so lange beherbergt hatte, mit dankbaren Gefühlen Lebewohl, betraten mit unbeschreiblichen Empfindungen bei Apollo Bandar den heiligen Boden Indiens und waren eine Viertelstunde darauf wohlbehalten in einem vorausbestellten geräumigen Zimmer des Esplanade-Hotels untergebracht.



Panorama von Bombay mit dem Hafen (vom Clock Tower aus).

Seite 18.





Drittes Kapitel.

Bombay.

Watson's Esplanade-Hotel, in dem wir für einige Wochen unsren Wohnsitz aufschlugen, gilt für das erste Hotel in Bombay und ist eines der grössten, wenn nicht das grösste, in ganz Indien. Es hat aber, wie so vieles in Bombay und Calcutta mit ihren nahen Beziehungen zu Europa, keinen so ausgeprägt indischen Typus wie die zwanzig bis dreissig weiteren Hotels, die wir später in allen Teilen Indiens bewohnt haben, und von denen eine kurze Charakteristik hier folgen mag. Vorausbemerkt sei, dass wir grundsätzlich, schon aus Gesundheitsrücksichten, immer im ersten Hotel des Orts abstiegen. Häufig freilich war dies zugleich das einzige, und manche Orte, wie *Ujjayinî* (Ujjain), *Gayâ* und andre, waren ganz ohne Hotel. In diesem Falle pflegt die Regierung ein Absteigehaus, Dak Bungalow (Posthaus) genannt, zu unterhalten, in welchem man Anspruch auf ein Zimmer mit Bett für eine Rupie (damals 1,25 Mk., jetzt 1,33 Mk.) die Person hat, mit der Bedingung, in der nächsten Nacht das Zimmer zu räumen, wenn ein Neuangekommener, der sonst nicht unterzubringen ist, dasselbe beanspruchen sollte. In der Regel jedoch ist man der einzige Gast des kleinen Hauses. Die Einrichtung der Zimmer ist ganz primitiv, die Betten, in der Regel insektenfrei, sind mittelmässig, wenn auch lange

nicht so schlecht wie in Griechenland, und meistens ohne Mückennetz, welches man daher wohl tut mit sich zu führen. Die Oberbetten, d. h. Kissen, dicke Steppdecke als Unterlage (*Razai*) und Reisedecke zum Zudecken führt jeder Reisende zusammengerollt als Gepäckstück mit sich, da sie weder auf den Eisenbahnfahrten, noch in den Hotels, viel weniger in den Dak Bungalows entbehrt werden können. Mitunter sind die Zimmertüren der letzteren ohne richtig funktionierende Schliessvorrichtung; so in *Amritsar,* wo uns nichts übrig blieb, als die Tür mit unseren sämtlichen Gepäckstücken zu verbarrikadieren. Die Verpflegung in den Dak Bungalows ist meist sehr mittelmässig. Ein Koch oder der Verwalter selbst liefert die Mahlzeiten. Die Preise dafür sind von der Regierung vorgeschrieben, aber die Qualität hängt von der Fähigkeit, dem guten Willen und dem Ehrgeize des fast ausnahmslos mohammedanischen Koches ab. Gelegentlich kam es vor, dass er uns auf die Empfehlung eines befreundeten Einwohners hin ein recht gutes Mahl lieferte, aber oft trafen wir es auch anders, wie noch zu berichten sein wird. Ungefähr auf gleicher Stufe mit den Dak Bungalows stehen die *Refreshment Rooms* der kleineren Eisenbahnstationen, auf denen man auch an Orten, wo kein Dak Bungalow vorhanden oder ein solches zu fern liegt, im Waiting Room übernachten kann. Ist dasselbe schon besetzt, so stellt der gefällige Station Master wohl auch einen Eisenbahnwagen zur Verfügung. Beides geschieht unentgeltlich, ist aber doch wenig zu empfehlen; denn der Lärm des Rangierens hört selten auf, und wenn ein Zug spät abends, früh morgens oder in der Nacht fährt, so kommen stundenlang vorher die Eingeborenen in grossen Scharen und hocken nach indischer Weise in schwatzenden Gruppen auf der blossen Erde um das Stationsgebäude herum; die Luft wird sehr schlecht, und der Lärm ist kaum auszuhalten.

Indessen kommt man selten in die Lage, von diesen Notbehelfen Gebrauch zu machen, da an allen besuchteren Orten ganz gute, fast durchweg von Engländern gehaltene Hotels bestehen. Ihre Preise sind sehr mässig. Wie in Spanien, Palästina und Ägypten, besteht die Sitte, dass man die Pension für den ganzen Tag nimmt. Diese betrug für Zimmer und drei reichliche Mahlzeiten, mit Ausnahme von Bombay, Calcutta und Darjeeling, in den ersten Hotels nie weniger und nie mehr als fünf Rupien (gleich 6,25 Mk., jetzt 6,66 Mk.). Diese Gleichmässigkeit des Preises macht es möglich, die Kosten einer Reise nach Indien ziemlich genau voraus zu berechnen. Das sechsmonatliche Retourbillet, die Beköstigung einbegriffen, beträgt II. Klasse 1000 Mk., die Eisenbahnfahrt durch ganz Indien I. Klasse ungefähr 500 Mk., vier bis fünf Monate Hotelleben werden sich auch auf tausend Mark belaufen, und rechnet man hierzu 500 Mk. für Getränke, Gepäck, Wagen, Trinkgelder und Diener, so ergibt sich, dass man die Reise nach Indien bei sparsamer Einrichtung mit 3000 Mk. und bei höheren Ansprüchen mit 4000 Mk. ganz bequem unternehmen kann. Als Reisegeld dient ein Kreditbrief, auf den man, wie in allen grösseren Städten Europas, in Bombay, Calcutta, Madras und Colombo Geld erheben kann. Die landesübliche Münze ist die Rupie, ein Silberstück in der Grösse von zwei Mark, welche in Indien in 16 Ana's, in Ceylon in 100 Cents zerfällt. Die Ana zerfällt weiter in vier Paisa's (Kupferstücke von der Grösse eines Sou), die Paisa in drei Pie's, und als kleinste Münze kursieren von alters her kleine Muscheln, auf Sanskrit *Kapardikâ,* jetzt Kauri genannt, deren man mir auf dem Markte zu Benares für eine Paisa achtzig einwechselte, was auf die Rupie 5120 Stück machen würde. Gold kommt nicht vor; hingegen hat man Banknoten zu 10, 25, 50, 100, 500 Rupien und höher; ja auf der Bank in Lahore habe ich selbst eine Banknote von 10000 Rupien in Händen gehabt, welche sich von den Zehn-Rupien-Scheinen

kaum anders als durch den Aufdruck der Summe unterschied.

Das indische Hotel liegt in der Regel, wie alle besseren Wohnungen, ausserhalb der engen Eingeborenenstadt an einer sehr breiten und wohlgepflegten Landstrasse, und ist, wie alle dort liegenden Privat- und Geschäftshäuser, von einem geräumigen Garten umgeben. Das Hotel ist gewöhnlich einstöckig; der grosse Speisesaal liegt in der Mitte, kühl, bisweilen sehr dunkel, um denselben herum die Schlafzimmer mit Eingängen, sowohl nach dem Speisesaal als auch nach aussen ins Freie führend. Um die Schlafzimmer herum auf der Aussenseite läuft eine Veranda, auf der die mitreisenden Diener zu schlafen pflegen. Bei kaltem Wetter wickeln sie Kopf und alles dermassen in die mitgeführten Decken ein, dass sie einem langen, vollgestopften Sacke gleichen, den man nur an dem kräftigen Schnarchen als einen vermummten Menschen rekognosziert. Die Schlafzimmer sind meist sehr geräumig; die Möblierung ist dürftig, Gefässe und Tücher, wie alles in Indien, alt und verschlissen. Zu jedem Schlafzimmer gehört ein eigner Nebenraum mit Waschtisch, Badevorrichtung und sonstiger Bequemlichkeit versehen, welcher ausser von dem zugehörigen Schlafzimmer nur noch von aussen von dem Wasserträger und dem Sweeper betreten wird, die jeden Augenblick bei der Hand sind, alles nach Gebrauch sogleich wieder in Ordnung zu bringen. Die Badevorrichtung besteht selten in einer Wanne, meist nur in einer cementierten Fläche mit erhöhtem Rande und einer Öffnung nach aussen, welche gegen Schlangen mitunter durch ein Sieb geschützt ist. Glasfenster sind spärlich und fehlen stellenweise ganz. Die Glasfabrikation war, wie man uns versicherte, in Indien noch nicht eingeführt. Auch alle Flaschen stammen aus Europa, und oft konnte man auf der Strasse einen Händler sehen, welcher alle Arten gebrauchter Flaschen für Wein, Bier, Limonade usw., wohl assortiert, feil

bot. Die Türen entbehren, wie schon bemerkt, fast immer der Schlösser; an ihre Stelle treten grosse eiserne Riegel, nach aussen wie nach innen. Man kann also beim Ausgehen sein Zimmer schliessen, nicht aber so, dass es nicht jeder öffnen könnte. Dennoch ist die Sicherheit in Indien eine grosse, zumal jedes Haus bei Tag und Nacht mehr oder weniger von Dienerschaft umlagert zu sein pflegt.

Die Verpflegung in den Hotels ist meist sehr reichlich und gut, und viel grösser als die Gefahren von Tigern, Schlangen, Sonnenstich usw. ist die Gefahr, durch zu üppige Nahrung seiner Gesundheit zu schaden, zumal wenn man, wie die Engländer, tagtäglich seinen Whisky mit Soda trinkt und dabei den Zusatz des letzteren Elementes möglichst beschränkt. Französischer Rotwein und weisser Rheinwein sind überall, die halbe Flasche zu $1^1/_2$ Rupien, zu haben, eine halbe Flasche bayrisch Bier kostet eine halbe Rupie. Am besten enthält man sich bei dem heissen Klima aller alkoholischen Getränke; wir nahmen zu den Mahlzeiten in der Regel nur Brauselimonade und haben uns sehr wohl dabei befunden. Die Mahlzeiten sind ähnlich wie schon auf dem Schiffe: morgens beim Aufstehen Choṭa Háziri (Thee und Butterbrot), welches der Diener ins Schlafzimmer bringt, zwischen neun und zehn Uhr ein opulentes Frühstück mit Thee und allerlei Fleischgängen an der Wirtstafel, mittags ein Uhr eben daselbst Tiffin, das englische Luncheon, mit verschiedenen kalten Fleischgängen, und gegen Abend ein reichliches Diner, bestehend aus Suppe, Fisch, Fleisch, Geflügel, Gemüse, süsser Speise und dgl. Bei keiner Mahlzeit fehlt das Obst: im Winter meist Bananen und Apfelsinen, zuletzt in Ceylon Anfang März erschienen auch Ananas und die köstlichen Mango's, eine Art Pflaume von der Grösse eines Gänseeies, welche man durch zwei Querschnitte zu beiden Seiten des Kerns in drei Stücke zerlegt, um dann mit dem Löffel das saftreiche gewürzige Fleisch auszuschöpfen.

Was am meisten in den indischen Hotels zu wünschen übrig lässt, ist die Bedienung. Zwar sind Diener bei Tisch und auch für die Zimmer in reichlicher Anzahl vorhanden, aber sie sind wenig daran gewöhnt, für den Fremden zu sorgen, da fast jeder seinen eignen Diener auf Reisen mit sich führt. Ein solcher erhält monatlich etwa 20 Rupien, wofür er sich selbst kleidet und beköstigt und doch wohl noch die Hälfte ersparen und seiner Familie schicken kann. Ausser dieser Gage bezahlt man für ihn nur noch das Eisenbahnbillet dritter Klasse, welches erstaunlich billig ist, etwa ein Siebentel der ersten Klasse kostet und für wenige Rupien von einem Ende Indiens zum andern in einer freilich nicht beneidenswerten Zusammenpferchung befördert. Ein solcher Diener ist sehr nützlich, ja dem Neuling ganz unentbehrlich. Er kennt in der Regel ganz Indien, vermittelt den Verkehr mit den Eingeborenen, besorgt Wagen und Gepäckträger und hilft bei Einkäufen, wobei er freilich vom Verkäufer seine Provision ganz offen beansprucht und erhält. Auf der Eisenbahn besorgt er Erfrischungen, macht abends die Betten zurecht und rollt sie morgens wieder zusammen. In den Hotels macht er im Zimmer die Betten und bedient seinen Herrn bei Tische, wobei er ganz ungeniert in der Küche ein- und ausgeht und das Beste für seine Herrschaft zu erlangen sucht. Nachts schläft er auch bei der Winterkälte, die freilich nicht gross ist, im Freien auf der Erde vor der Tür seines Herrn und ist morgens auf dessen ersten Ruf bei der Hand. Er begleitet diesen auf seinen Ausgängen, zeigt sich mit allen Verhältnissen vertraut und spricht ein gebrochenes, mitunter sehr drolliges Englisch. Dies ist das Ideal eines indischen Reisedieners, hinter welchem die Wirklichkeit allerdings oft erheblich zurückbleibt.

Wir hatten versäumt, uns durch Freunde oder andre vertrauenswürdige Personen einen zuverlässigen Diener besorgen zu lassen, und trafen es infolgedessen nicht sehr

glücklich. Schon bei unserem Eintritt in Watson's Hotel machte sich ein sauber in Eingeborenentracht gekleidetes Individuum mit uns zu schaffen, führte uns in unser Zimmer ein und wich seitdem nicht mehr von uns. Es war *Lalu*, unser erster Reisediener. Wir hielten ihn anfangs für einen Bediensteten des Hotels und durchschauten die Sachlage erst, als seine Verdienste in der Bemühung um unser Wohlsein so gross geworden waren, dass es mir unbillig schien, ihn ohne triftigen Grund zu verabschieden, der sich dann im Verlaufe der Reise einstellte, wie noch zu berichten sein wird. Was mich für Lalu besonders einnahm, war der Umstand, dass er kein Mohammedaner, sondern ein wirklicher Hindu war. Ich übersah, dass sich zu Dienern der Europäer nur die allerniedrigsten Kasten der Hindus hergeben, welche von den höheren Kasten mehr noch als Christen und Mohammedaner gemieden werden. Unser Lalu durfte es nicht wagen, das Haus unserer Hindufreunde zu betreten, denn ein allgemeiner Hausputz wäre die notwendige Folge der Verunreinigung gewesen, in welche seine blosse Gegenwart das Haus gebracht haben würde. Einer Berührung mit dem ganz sauberen und hübschen Burschen wichen alle ängstlich aus. Eines Tages sass ich mit meinem Pandit, Venirâm, zu Bombay in meinem Hotelzimmer und hatte Sanskrit-Konversationsstunde, während Lalu sich im Zimmer hin und her mit Aufräumen zu schaffen machte. Es fiel mir auf, dass der Pandit ängstlich um sich blickte und hin und her rückte. Auf meine Frage, was es gebe, erwiderte er: „Wenn jener Mensch mich berühren sollte, so könnte ich mein Haus nicht betreten, ohne vorher ein Bad genommen und alle meine Kleider gewechselt oder gewaschen zu haben.“ — Diese Furcht der orthodoxen Hindus, durch Berührung mit einem Çûdra verunreinigt zu werden, erstreckt sich eigentlich auch auf alle Europäer, da sie im Prinzip sämtlich Çûdras sind. Indessen hat die

Macht der Gewohnheit so weit gesiegt, dass fast alle Hindus dem Europäer zur Begrüssung die Hand reichen; selten geschah es, dass sie ihre Hände zurückhielten. Ängstlicher sind darin die weniger aufgeklärten Kreise, namentlich die Weiblein, welche gewöhnlich, wenn man ihnen in den engen Strassen begegnet, ihr Gewand fester über Gesicht und Busen zusammenziehen und den Europäer in vorsichtigem Bogen zu umgehen pflegen.

Doch nun zurück zu Watson's Hotel, welches sich von den oben geschilderten Hotels des innern Indiens hauptsächlich dadurch unterscheidet, dass es einen mehr europäischen Eindruck macht. Frei gelegen in der schönsten Gegend Bombays, in der Nähe der grossen Regierungsgebäude und des Meeres, macht es mit seinen vierzehn Fenstern in der Front und acht in der Breite, vier Stockwerke hoch sich auftürmend, von aussen wie von innen einen stattlichen Eindruck. Im Erdgeschoss sind Läden, Post und die Bureauräume, eine Treppe hoch befinden sich die grossen Speisesäle, in denen Sommer wie Winter die Pankha über den Häuptern der Speisenden schwingt; die Flügeltüren weit geöffnet nach einer grossen Terrasse hin, auf der man, nach Tische seinen Kaffee einnehmend, unten auf dem freien Platze vor dem Hotel das bunteste Bild orientalischen Lebens hin und her wogen sieht. Da sind Hindus aus allen Kasten und allen Gegenden Indiens, dem Eingeweihten nach Stand, Geschäft und Heimat sofort an der Kleidung erkennbar; da sind Parsi's, Mohammedaner und Europäer, Halbkasten, Juden, zum Christentum Übergetretene, alle durch ihre Tracht charakteristisch unterschieden. Auch fehlt es nie an Schaustellungen; Schlangenbändiger, Menschen mit Affen, Hunden und anderen Tieren produzieren sich unter dem Klang der Trommel und dem Rasseln der Geldbüchse, in der sie die von oben ihnen zugeworfenen Silber- und Kupfermünzen sammeln.

Trotz dieser vielen Unterhaltungen, trotz der schönen Lage, der komfortabeln Einrichtung und der vorzüglichen Küche, kann man nicht sagen, dass der Aufenthalt in Watson's Hotel ein besonders angenehmer gewesen wäre. Es war ein ewiges Kommen und Gehen; jede Woche, wenn ein neuer Dampfer von Europa ankam, füllte sich das Hotel mit unruhigen Gästen, die dann wenige Tage darauf wieder verschwanden, um landeinwärts zu fahren. Selbst nachts wollte keine rechte Ruhe eintreten. Das war ein unaufhörliches Trampeln auf den Korridoren, Werfen der Türen, lautes Rufen nach dem „Boy" (so pflegen die Engländer den Diener zu nennen), bis Mitternacht und noch später. Schloss man die Tür des Schlafzimmers und öffnete nur die grossen Flügelfenster, so war es, bei dem Mangel an Zugluft, die Hitze (in der Nacht meist 20°, bei Tage 25° R.), welche das Einschlafen erschwerte; öffnete man Tür und Fenster so weit wie möglich, so wurde man durch das Schwatzen oder Schnarchen der Diener auf den Korridoren und die Rücksichtslosigkeit der Gäste immer wieder aufs neue geweckt. Wir zogen es daher vor, bei unserem zweiten Aufenthalte in Bombay, namentlich auch um unseren Freunden näher zu sein, in einem Klub der Eingeborenen Wohnung zu nehmen, wovon noch zu berichten sein wird.

Wir waren kaum zwei Stunden im Hotel, als ein halbes Dutzend Eingeborener uns zu sprechen wünschte. Zwar unser einziger Bekannter in Bombay, Mansukhlâl Nazar, war nach Calcutta gereist, wo wir ihn später trafen, aber er hatte seine Brüder, den würdigen, gesetzten Âtmarâm und den liebenswürdig heiteren Utsavlâl beauftragt, für uns zu sorgen. Sie erschienen, begleitet von einem indischen Prinzen, Baldevi, der zwar ebenso wie die anderen in europäischer Kleidung auftrat, nur dass sein Haupt von einem mächtigen Turban bedeckt und seine Finger und Ohren mit kostbaren Ringen

geziert waren. Da er des Englischen nicht hinreichend mächtig war, um der Unterhaltung zu folgen, so pflegte er sich mit Kauen des Tâmbûlam zu beschäftigen, dessen verschiedene Ingredienzien er in einer grossen, silbernen Dose immer mit sich führte. Ihm folgten sein junger Neffe und einige andere Personen, sodass unser Wunsch, in Verkehr mit den Eingeborenen zu treten, sogleich in schönster Weise in Erfüllung ging.

Es wurden nun zunächst die Empfehlungsbriefe nach Städten geordnet, die für Bombay bestimmten herausgeholt, die Gelegenheit der verschiedenen Besuche besprochen, allerlei Ausflüge projektiert und interessante Personen bezeichnet, welche unsere Freunde uns zuzuführen versprachen. Im ganzen lieben es die Eingeborenen nicht, dass man sie in ihren Wohnungen besucht, teils weil dieselben oft etwas dürftig ausgestattet sind, teils noch aus einem Reste von religiöser Bedenklichkeit. Um so bereitwilliger sind sie, den Fremden im Hotel aufzusuchen, und so verging kein Tag, an dem wir nicht morgens und nachmittags einen Kreis von Eingeborenen um uns gehabt hätten. Manche waren europäisch gekleidet; die meisten, namentlich die Pandit's, erschienen in einheimischer Tracht. Den Turban oder sonstige Kopfbedeckung pflegen sie nie abzusetzen, schon weil dabei aus dem, übrigens kurz geschorenen, Haare eine lange Locke, die aus religiösen Gründen getragen wird, herunterfallen würde. Hingegen ziehen die national Gekleideten ihre Schuhe stets vor der Türe aus und erscheinen im Zimmer in Strümpfen oder auch mit nackten Füssen. Da sie gewohnt sind, auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen zu hocken, so ist ihnen das Sitzen auf dem Stuhle nicht sehr bequem, und oft konnte ich beobachten, wie sie, im Laufe der Unterhaltung, ein Bein nach dem andern in die Höhe zogen, bis sie beide auf der Sitzfläche des Stuhles zu der ihnen gewohnten, *Padmâsanam* genannten, Stellung in einander schlugen. In



Beharilâl Utsavlâl,
Prinz Baldevi D. Frau D. Âtmarâm

Seite 28.

der Unterhaltung sind sie lebhaft und angenehm, stets wissbegierig, naiv und mitunter geistreich. Sind ihrer viele zusammen, so wird das Gespräch leicht überlaut und geht sehr durcheinander.

Eine Schilderung von Bombay, dieser neben Calcutta grössten und elegantesten Stadt Indiens, wird man uns erlassen. Die herrliche Lage der Stadt auf einer Landzunge zwischen dem offenen Meer im Westen und dem seeartig ausgebreiteten Hafen im Osten, das südliche europäische Viertel mit seinen zahlreichen Prachtgebäuden, die nördlich davon sich ausbreitende Eingeborenenstadt mit ihren engen Strassen und dem unglaublichen Gewimmel, welches dieselben belebt, — das alles ist oft genug beschrieben worden.

Wie die meisten indischen Städte dehnt sich Bombay nach Norden hin weit aus, die Entfernungen zwischen den einzelnen Punkten sind oft sehr gross, und mancherlei Fahrgelegenheiten bieten sich dar. Da sind zahlreiche Pferdebahnen, deren Pferde richtige Sonnenhüte zum Schutz gegen den Sonnenstich tragen, und deren nach allen Seiten offene und stets sehr besetzte Wagen die interessantesten Studien über Völkertypen und Kostüme aus unmittelbarer Nähe gestatten. Da sind zahllose Wagen, mit denen durch die engen, volkreichen Gassen mitunter schwer durchzukommen ist, vor-nehme Privatwagen, zu denen die Pferde meist aus Australie importiert werden, ferner die verschiedensten Arten vo Droschken, von den elegantesten an bis herunter zu de billigen und bescheidenen, nur von Eingeborenen benutzte Ekka, welche als einzigen Sitz die Bodenfläche des Wage bietet und meist von Ochsen gezogen wird, die, mit eine durch die Nase laufenden Strick gelenkt, in ziemlich rasche Tempo durch die Strassen traben. Endlich läuft auch ei Lokaleisenbahn westlich von Bombay am Meere entlang n einem halben Dutzend Stationen für die Stadt nach Nord

hin, an Malabar Hill vorbei, in die Gegend hinaus. Malabar Hill ist ein nördlich von Bombay in das westliche Meer auslaufender Bergrücken, welcher auf seinen schöngeformten und bewaldeten Höhen ausser den Türmen des Schweigens, dem berühmten Bestattungsplatze der Parsi's, zahlreiche Villen und Tempel trägt. Dorthin war der erste Ausflug gerichtet, den wir unter Leitung unserer Freunde gegen Abend unternahmen. Der gefürchtete Sonnengott war in dem westlichen Meere verschwunden, rasch und fast ohne Dämmerung folgte die Nacht, als wir auf Malabar Hill anlangten, wo im Eingeborenenviertel gerade ein kleines Volksfest stattfand. Überall hockten die Menschen vor den Häusern, zahlreiche Lämpchen mit Kokosöl brannten bei der, wie gewöhnlich in Indien, ganz unbewegten Luft auf offener Strasse, und mit Erstaunen sahen wir die vielfach beinah völlig nackten Menschen sich zwischen denselben hindurch und um uns her bewegen. Unsere Absicht war, einen Heiligen zu besuchen, welcher zahlreiche Verehrer hatte und von ihnen als ein geistlicher Gewissensrat vielfach in Anspruch genommen wurde. Eben kehrte er von einer Ausfahrt heim, ehrerbietig machte die Menge seinem Wagen Platz, auf dem er mit seinem Begleiter sass, der vor ihm mit leisem Gesang einige Verse des Veda rezitierte. Der Wagen bog in einen geräumigen Hof ein, und einer der Freunde folgte, um eine Audienz für uns zu erwirken. Sie wurde nach einigen Unterhandlungen bewilligt, unter der Bedingung, dass wir unser Schuhwerk ablegten. Dies geschah, wie in der Folge noch sehr oft bei ähnlichen Gelegenheiten, und bald empfand ich diesen Brauch bei der indischen Hitze so sehr als eine Wohltat, dass ich auch unaufgefordert gern die schweren Stiefel wegwarf und mich in Strümpfen auf dem Teppich unter den Eingeborenen niederliess, welche diese Achtung vor ihrer Sitte immer sehr hoch aufnahmen. Der Heilige sass mit untergeschlagenen Beinen auf einem erhöhten Diwan, um ihn herum ein grösserer Kreis von Ver-

ehrern, und ihm gegenüber in angemessener Entfernung nahm ich mit meiner Frau auf dem Teppiche Platz. Die Unterhaltung begann, aber der heilige Mann sprach sein Sanskrit so schnell, dass mir vieles entging und wiederholt einer der Anwesenden den Faden des wie gewöhnlich um Veda-Fragen sich drehenden Gespräches auf englisch wieder anknüpfen musste. Professor Peterson, dem ich am anderen Tage mein Leid klagte, tröstete mich damit, dass diese Heiligen oft ein sehr schlechtes Sanskrit sprächen und die Fehler desselben durch Schnelligkeit des Sprechens geschickt zu verstecken suchten. Übrigens besorgte er mir einen jungen Pandit, der nun täglich in mein Hotel kam und mit mir Konversationsübungen abhielt.

Venirâm, so hiess der junge, fünfundzwanzigjährige Gelehrte, war der vollkommene Typus eines indischen Pandit. Von Europa und europäischen Dingen wusste er gar nichts. Die englische Sprache war ihm, so nahe dem heutigen Inder ihr Studium liegt, völlig unbekannt, ja er verabscheute dieselbe offenbar als etwas Unheiliges, Unreines, und diese Furcht, sich durch Ausländisches zu beflecken, erstreckte sich sogar auf die lateinischen Buchstaben. Wenn ich mit ihm meine in Aussicht stehende Reise durch Indien besprach und die Karte entfaltete, so war er nicht im stande, einen Namen selbst zu lesen. Um so vertrauter war er in seiner eigenen Welt, wenn er auch mit manchem, als zu heilig für mich, zurückhielt. Wie alle erwachsenen Inder, war er verheiratet, hatte aber Frau und Kinder in seinem Heimatsdorf zurückgelassen und war nach Bombay gekommen, um auf der Bibliothek von Elphinstone College mit Vergleichen von Handschriften und Anfertigen von Katalogen mühsam seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Sein Vater hatte, wie so viele Inder in höherem Alter, sich von allen Banden des Lebens gelöst und war nach Benares gegangen, um dort als Asket zu leben. Venirâm gab mir einen Empfehlungsbrief an den-

selben mit, der jedoch durch einen Zufall nicht in die Hände des Adressaten, sondern in die eines anderen Asketen gelangte, wovon noch zu erzählen sein wird. In Bombay lebte Venirâm streng nach den Vorschriften seiner Religion. Er stand allmorgendlich um vier Uhr auf, und nachdem er einen Augenblick an seine Schutzgottheit gedacht, nahm er das Morgenbad, trug mit roter Farbe das Sektenzeichen auf die Stirn auf, verrichtete seine Morgenandacht, die sogenannte *Pûjâ*, über deren Inhalt er nähere Auskunft verweigerte, las ein Kapitel aus den Upanishad's und wandte sich dann, ohne etwas genossen zu haben, den Geschäften des Tages zu. Seine beiden Mahlzeiten nahm er des Morgens etwa um elf und abends um acht Uhr ein. Er bereitete dieselben selbst, da kein anderes Mitglied seiner Kaste ihm zur Hand war, wie er auch seine Hausarbeiten und das Waschen und Instandhalten seiner Kleidung allein besorgte. Seine Kleidung war natürlich rein indisch: ausser dem stattlichen Turban und den stets vor der Türe gelassenen Schuhen bestand sie aus einer Anzahl von Zeugstücken aus dünnem, meist weissem Baumwollenstoff. Am meisten charakteristisch für den indischen Anzug ist das gänzliche Fehlen der Hose, welche durch einen langen, kunstvoll um Lenden und Beine geschlungenen Zeugstreifen ersetzt wird. In ähnlicher Weise war der Oberkörper eingehüllt, und den Abschluss bildete ein stattliches Plaid aus Kaschmirwolle. Viele Hindus bedürfen zu ihrer Kleidung gar keines Schneiders. Die Mehrzahl allerdings bedient sich zur Bedeckung des Oberkörpers bei kühlerem Wetter eines überzieherartigen Rockes mit Ärmeln. Von diesem abgesehen, wird die ganze Kleidung täglich neu gewaschen. Die Hindus erscheinen daher meist sehr sauber und appetitlich, auch bei dem täglich zweimaligen Baden völlig geruchlos, hingegen machen sie sich garnichts daraus, wenn ihre Gewandstücke hier und da kleine Risse zeigen. Noch einfacher ist die Tracht der Weiber im südlichen Indien. Sie soll sich oft

auf ein einziges weisses, rotes oder bei den Witwen schwarzes Stück Zeug beschränken, welches für gewöhnlich den ganzen Körper, namentlich auch den Kopf überdeckt, bei der Arbeit aber so in die Höhe geschlungen wird, dass die Arme und Beine von den Schenkeln abwärts ganz nackt bleiben, was den Inderinnen bei ihren zarten und schönen Körperformen ein sehr graziöses Aussehen gibt.

Mein Pandit erschien täglich, nachdem ihm in der ersten Zeit von den Bediensteten des Hotels der Zutritt einige Male verweigert worden war. Wir lasen und sprachen miteinander eifrig Sanskrit, und für diese Vorübung bin ich ihm vielen Dank schuldig. Am Schluss des Kursus überreichte ich ihm fünfundzwanzig Rupien, was auf die Sitzung etwa eine Rupie ausmachen mochte. Aus der Anhänglichkeit, die er auch weiterhin und bei meinem zweiten Aufenthalte in Bombay bezeigte, glaubte ich entnehmen zu dürfen, dass er diese mässige Entschädigung für eine reichliche ansah.

Unsere Lebensführung in Bombay regelte sich durch die Natur des Klimas ganz von selbst. Morgens um sechs, wenn die ersten Sonnenstrahlen durch die mächtigen, im herrlichsten Grün prangenden Bäume glitzerten, wenn das Krächzen der von Baum zu Baum fliegenden Krähen sich in das süsse Gezwitscher der kleinen grünen Papageien und der anderen überaus zahlreich in Indien vorhandenen Vögel mischte, wurde schnell aufgestanden und in der Morgenfrische ein Spaziergang gemacht, meistens an dem westlich gelegenen Meere entlang, wo zwischen Stadt und See ein weiter, prächtige Promenaden bietender Landstreifen sich hinzieht, den die Betriebsamkeit der Engländer dem Meere abgerungen, was sie mit keckem Worte eine *Reclamation* nennen, — als wenn ihnen der Ozean diesen Landstreifen schuldig gewesen wäre. Hier konnte man namentlich die an ihren hohen schwarzen randlosen Mützen sofort kenntlichen Parsi's bei ihrer Morgenandacht beobachten, wie sie, Gebete murmelnd,

sich auf den Boden warfen und mit dem heiligen Nass die Stirn und andere Körperteile besprengten. Oder wir gelangten hinauf bis Malabar Hill, wo die Hindus in zahlreichen Tempeln vor ihren Göttern knieten, ihren für sie die Gebete sprechenden Priestern einige Kupferstücke spendeten und in den anstossenden Teichen badeten. Unter anderen kuriosen Religionsübungen bemerkte ich, wie eine alte Frau unter Gebeten aus einem Gefässe Wasser sprengte und dabei unverwandt in die Sonne starrte. Meine Freunde versicherten, dass sie dies schon seit zwanzig Jahren betreibe, ohne dass es ihren Augen geschadet habe. *Credat Judaeus Apella!* —

Um neun Uhr war man froh, bei zunehmender Hitze im Hotel zum Frühstück zurück zu sein. Der weitere Vormittag wurde dann, soweit nicht Besucher sich einstellten, der Arbeit gewidmet. O wie belebt sich, in einer solchen Umgebung, das Studium des Sanskrit! Welche konkrete Gestalt nehmen hier, wo das alles noch so lebendig ist, der Ṛigveda und die Upanishad's, die indischen Dramen und Romane an! Ich hoffe, dass die Zeit kommen wird, wo jeder deutsche Sanskritgelehrte es möglich machen kann, wenigstens einmal in seinem Leben Indien zu besuchen.

Mittags nach eingenommenen Tiffin wurde während der grössten Tageshitze geruht, und nur ungern liessen wir uns durch Besuche stören. Gegen vier Uhr aber erschienen unsere Freunde, der schwere Sonnenhelm konnte mit einem leichten Filzhute vertauscht werden, und nun ging es hinaus in die Stadt oder die Umgegend. Einer der reizendsten Ausflüge geht nach Elephanta, einer in dem östlichen Hafensee gelegenen, von Bombay eine gute Stunde entfernten Insel mit den berühmten in den Felsen hineingearbeiteten und so halb unterirdischen Tempeln, von deren Säulen und Skulpturen trotz der Zerstörungswut der Mohammedaner noch stattliche Reste übrig geblieben sind. Wir bestiegen eines Sonntags nachmittags, zwölf Mann hoch, ausser mir und meiner Frau



Strasse in Bombay (Kalkadevi, Road).

Seite 34.



lauter Eingeborene, ein Segelboot; der heitere Utsavlâl hatte alle Bestandteile einer Hindu-Mahlzeit in Körben aufs Boot bringen lassen, er selbst schleppte sich mit einem Harmonium, und nun trieb uns der Wind, während allerlei Hindu-Lieder gesungen und gespielt wurden, über die glatte Fläche an den Häusern, Fabriken und Schiffswerften der Stadt entlang auf die hochragende Insel zu. Ein schöner Treppenweg führte vom Ufer empor zu den auf halber Höhe gelegenen Tempelhöhlen. Vergebens sah ich mich nach den Schlangen um, die nach Freund Garbe's Schilderung hier zu erwarten waren. Ohne Schwierigkeit und Gefahr erreichten wir die Tempel und betrachteten die in die Wände gemeisselten Kolossalbilder, welche dem Leser gewiss aus Abbildungen bekannt sind, bis das von einer Seite hereinfallende Licht abnahm, und die Abenddämmerung diese steinernen Zeugen indischer Religion und Kunst einhüllte. Dann wurde draussen vor dem Tempel das Hindu-Mahl eingenommen, und auch der durch widrigen Wind erschwerte Rückweg wurde uns bei der herrschenden fröhlichen Stimmung nicht zu lang. In der Heimat wird ein ernster Mann sich zu solchem harmlosen Zeitvertreib nicht leicht hergeben, hier aber bot er eine willkommene Gelegenheit, das eigenartige Treiben des fremden Volkes in seinem fernen Lande zu beobachten. Und so wurden wir von Tag zu Tag mehr mit Sitten und Denkungsart der Hindus bekannt und werden nach und nach noch manches davon unserer Darstellung einflechten.

Hier wollen wir zunächst der Totenbestattung gedenken, welche für die drei Religionen, aus denen hauptsächlich die Bevölkerung Bombay's sich zusammensetzt, eine charakteristisch verschiedene ist. Während nämlich die Mohammedaner ähnlich wie wir ihre Toten begraben, so werden dieselben von den Hindus verbrannt und von den Parsi's den Geiern zum Frasse ausgesetzt. Beides verdient eine nähere Schilderung.

Der Verbrennungsplatz der Hindus liegt in Bombay westlich von der Stadt bei der Station *Marine Lines* in der Nähe des Meeres. Es ist ein grosses, von hohem Zaun umfriedigtes Grundstück, von dem man schon von aussen bei Tage den Rauch, bei Abend einen Funkenregen aufsteigen sieht. Der Zutritt ist auch Fremden, wenn sie eingeführt werden, gestattet, und man kann von einem für die Träger und Leidtragenden abgeteilten Raum aus bequem den Verbrennungsprozess in seinen verschiedenen Stadien beobachten. Die völlige Verbrennung einer Leiche nimmt vier Stunden in Anspruch, aber in der Regel trifft man mehrere Leichen an, an denen sich Anfang, Mitte und Ende der Ceremonie gleichzeitig betrachten lässt. Bei der durch die Hitze beschleunigten Verwesung wird der Leichnam meist schon wenige Stunden nach eingetretenem Tode vom Kopf bis zu den Füssen in weisse Tücher gewickelt und von Trägern zum Friedhofe gebracht. Zwischen vier eisernen in der Erde steckenden Stangen werden ein bis zwei Meter lange dicke Holzscheite einen Meter hoch aufgeschichtet, der Leichnam wird darauf gelegt und über ihn wieder eine Lage Holz. Inzwischen wird daneben ein kleines Feuer vorbereitet; in Bombay wird dasselbe von dem häuslichen Herde des Verstorbenen mitgebracht; in Benares, wo viele auswärtige, oft von weit her kommende Leichen verbrannt werden, muss das Feuer von einer stets gegenwärtigen niederen Kaste gekauft werden. Es folgen noch einige Ceremonien; namentlich muss der nächste Angehörige des Verstorbenen, oft ein junger Knabe, aus einem Kruge Wasser um den Scheiterhaufen herum und auf denselben giessen und dann den Krug zerbrechen. Hierauf wird das kleine vorbereitete Feuer in den grossen Scheiterhaufen eingefügt, bald prasseln die Flammen hoch empor und ergreifen ein Glied des Toten nach dem andern. In drei bis vier Stunden ist der Leichnam bis auf einige Knochen völlig verbrannt. Diese nebst der Asche

werden in Benares in den unmittelbar daneben fliessenden Ganges gestossen; was an anderen Orten damit geschieht, ist mir nicht bekannt. Ein Priester, der einige Sprüche murmelt, auch wohl eine kleine Ansprache hält, ist nur ausnahmsweise gegen besondere Bezahlung zugegen. Die Stimmung ist nicht sehr andächtig, nur einmal hörte ich eine Frau über ihren verstorbenen Gatten wehklagen; meist sehen die Leute anscheinend gleichgültig zu, mitunter plaudern sie dabei ganz vergnügt miteinander. Die Inder nehmen es mit dem Sterben weniger schwer; der Tod ist nur eine einzelne Station auf der grossen Reise für die wandernde Seele.

Ganz anders sind die Gebräuche bei den Parsi's, welche in Bombay einen beträchtlichen und angesehenen Teil der Bevölkerung ausmachen. Die Parsi's sind die Nachkommen der alten Perser, welche, als der Islam mit Feuer und Schwert Persien eroberte, sich mit ihrer Religion und dem Reste ihrer heiligen Bücher, dem Avesta, nach dem toleranten Indien retteten, wo sie unter gewissen Bedingungen aufgenommen wurden und gegenwärtig zu den reichen Kaufleuten Bombay's ein bedeutendes Kontingent stellen. Die Perser sind, wie die Sprache des Avesta beweist, ursprünglich unzweifelhaft Indogermanen, und dieser Tatsache gegenüber ist es sehr befremdlich, dass die Parsi's in Bombay vielfach einen ausgeprägt semitischen Typus tragen und nicht nur in Gesicht und Körperbildung sondern auch in Wesen und Manieren stark an unsere Juden erinnern. Unter meiner Sammlung von Photographien befindet sich eine Gruppe junger Parsi-Damen, welche, von üppigen Körperformen und zum Teil von hoher Schönheit, ein deutlicher Ausdruck dessen sind, was wir eine *beauté juive* zu nennen pflegen. Und so finden wir bei den Parsi's dieselbe Betriebsamkeit und Freude am Erwerb, dieselbe liebenswürdige Zugänglichkeit und mitunter etwas lästige Aufdringlichkeit,

wie bei unseren Juden. Woher diese Erscheinung? Ich kann sie mir nur daraus erklären, dass die Perser nach der Eroberung von Babylonien und Assyrien durch Cyrus mit der dort einheimischen semitischen Bevölkerung eine weitgehende Vermischung eingegangen sind, und dass die zähe Lebenskraft der semitischen Rasse sich bis zu den heutigen Parsi's herab behauptet hat. Auch das haben die Parsi's mit den Juden gemein, dass sie im Gegensatze zu den höchst konservativen Hindus fortschrittlich gesinnt und zu Reformen geneigt sind. Sie haben vortrefflich organisierte Schulen, nicht nur für Knaben sondern auch für Mädchen, in denen auf Gujerati allerlei Wissensdisziplinen gelehrt, auch der Unterricht in der Gymnastik nicht versäumt wird. Die Hindus folgen ihnen hierin langsam nach, aber wiederholte Besuche derartiger Anstalten haben in mir den Eindruck hinterlassen, dass die Schulen der Hindus hinter denen der Parsi's zurückstehen. Auch darin sind die Parsi's von dem Herkommen abgewichen, dass sie die Verheiratung der Kinder abgestellt haben, doch ist es vielen unter ihnen zweifelhaft, ob sie mit dieser Neuerung nicht zu rasch und unvermittelt vorgegangen sind.

Wir hatten das Glück, in Herrn *Chichgar* einen sehr liebenswürdigen älteren Parsi-Gentleman kennen zu lernen, der uns nicht nur in seine Familie einführte sondern auch sonst alles Mögliche tat, uns gefällig zu sein. Zwar den Parsi-Tempel, in dessem Inneren das nie verlöschende heilige Feuer brennt, behauptete er nicht zeigen zu dürfen; dafür aber erbot er sich, uns nach Malabar Hill zu den Türmen des Schweigens, dem berühmten Begräbnisorte der Parsi's zu geleiten. In Gesellschaft eines Parsi-Priesters holte er uns eines Morgens früh mit seinem Wagen im Hotel ab; rasch war Malabar Hill erreicht, und nun führte ein anmutiger Fussweg zu dem Bergrücken hinauf. Auf der Höhe, mit wundervoller Aussicht auf Bombay und das Meer, liegt



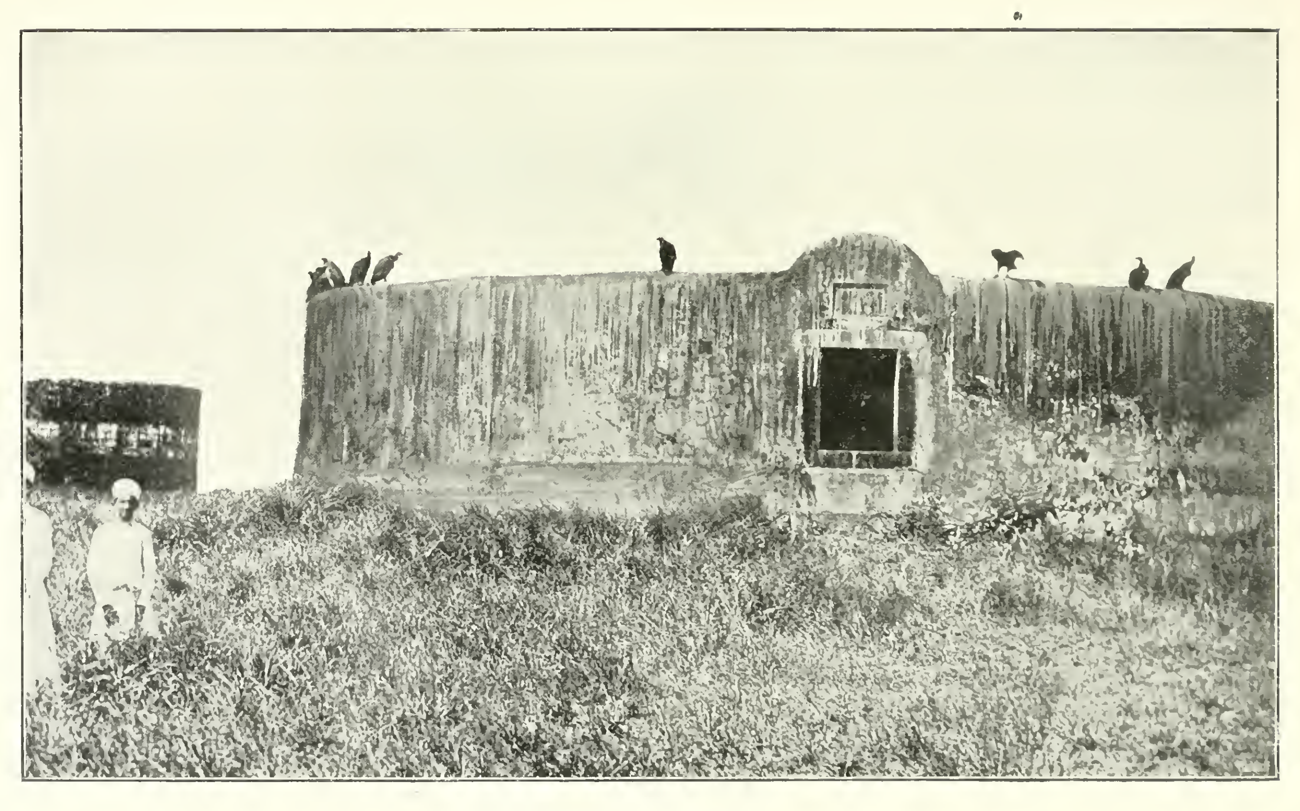
Gruppe junger Parsi-Damen. Seite 38.



hier weit sich erstreckend der Friedhof der Parsi's; mit Gebüsch und Blumen verziert, von wohlgepflegten Wegen durchzogen, hat er ganz die weihevolle Stille eines christlichen Kirchhofs, nur dass hier keine Gräber sich finden, sondern an Stelle derselben in ziemlicher Entfernung von einander eine Anzahl runder Türme, nicht höher als ein zweistöckiges Haus, aber so breit wie ein grosser Circus. Eine einzige, stets verschlossene Eisenpforte führt in das Innere, welches sich zu einer tellerartigen, ringsum von mannshohen Mauern eingeschlossenen, nach oben offenen Fläche ausbreitet. Durch zwei konzentrische Kreise ist diese Fläche in drei Teile zerlegt, in deren jeder zahlreiche Rillen rund herumlaufen zur Aufnahme der Leichen, die innere Kreisfläche für Kinderleichen, die beiden sie umgebenden für solche von Erwachsenen. Ein Modell im Wartehause am Eingang zeigt die ganze Einrichtung. Das Innere der Türme selbst darf niemand betreten, auch kein Parsi, mit Ausnahme der gut bezahlten, aber als unrein gemiedenen Leichenträger. Diese bringen die in Tücher eingewickelte Leiche auf ihren Schultern herauf, gefolgt von dem Zuge der Leidtragenden. In angemessener Entfernung von den Türmen machen alle Halt, die letzten Ceremonien werden vollzogen, und dann bringen die Träger allein den Leichnam durch die geöffnete Eisenpforte in den Turm, wodurch sie für immer den Blicken der Menschen entzogen ist. Sofort stürzen sich mächtige Geier, deren man stets eine Anzahl um den Rand des Turmes sitzen sieht, auf die Leiche los, und es soll keine halbe Stunde dauern, bis alles bis auf die Knochen verzehrt ist. Die übrigen Gebeine werden nach einiger Zeit in ein Loch in der Mitte hinabgestossen, hier noch einem Desinfektionsprozesse unterworfen und dann vom Regenwasser in das Meer hinausgespült. Der ganze Vorgang, in der würdigen und weihevollen Weise, wie er sich hier abspielt, hat durchaus nichts Abschreckendes, viel

weniger jedenfalls als die christliche Gewohnheit des Begrabens.

Es versteht sich, dass wir in Bombay, wie überall in Indien, fleissig die Tempel der Hindus besuchten. Doch geben sie mit ihren Götterbildern, denen vom Volke durch Vermittelung des den Tempel bedienenden Priesters unter Gebeten allerlei Blumen, Milch, Getreidekörner usw. dargebracht werden, keinen Begriff von dem altindischen Opferkultus zur Zeit des Veda, welcher weder Tempel noch Götterbilder kannte und den unsichtbaren Himmlischen die Opfergaben durch Vermittelung des Gottes *Agni,* d. h. des Opferfeuers, darbrachte. Nur vereinzelt und unter Ausschluss der weiteren Öffentlichkeit werden auch jetzt noch solche vedische Opfer veranstaltet. Mein grosser Wunsch war, ein solches zu sehen. Die Sache war nicht ohne Schwierigkeit, da die von meinen Freunden darum angegangenen Brahmanen ihre Einwilligung aus religiösen Bedenklichkeiten wiederholt rückgängig machten. Endlich fanden sich ihrer viere bereit, am frühen Morgen im Garten unserer Freunde ein kleines Opfer zu veranstalten, bei dem ich mit meiner Frau vom Balkon des Hauses aus zusehen durfte und dafür als *Yajamâna* die Kosten der Opfermaterialien, sowie die *Dakshiṇâ* (Opferlohn) an die Priester, zu entrichten hatte. Als wir ankamen, war die Sache bereits im Gange. Im Garten vor unseren Augen war ein viereckiges Loch in die Erde gegraben und etwas ausgemauert worden. In demselben flammte ein helles Feuer, und um dasselbe hockten drei Brahmanen, welche angeblich den *Hotar*, *Adhvaryu* und *Udgâtar* vorstellten, während ein vierter als *Brahmán* abseits sitzend die Handlung regierte. Um das Feuer herum befanden sich ein grosser Topf mit geschmolzener Butter, welche, löffelweise in das Feuer geschöpft, dasselbe hoch aufprasseln machte, ferner ein Bündel mit Kuça-Gras und



Die Türme des Schweigens.

Seite 40.



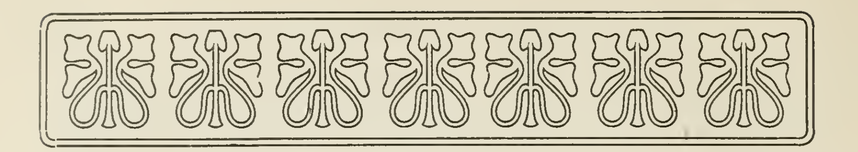
auf Blättern als Unterlage allerlei Körner von Getreide und Früchten. Die ganze Handlung beschränkte sich darauf, dass die drei Brahmanen alle drei ohne Unterschied unter Absingen von Vedaversen, aus denen ich das Purusha-Lied deutlich heraushörte, und Verneigungen gegen das Feuer immer in hockender Stellung die genannten Materien ins Feuer warfen. In einer halben Stunde war alles beendigt, und mir blieb nur noch die Ehre, 25 Rupien zu zahlen für ein Schauspiel, welches mit dem wirklichen altvedischen Opfer doch nur eine geringe Ähnlichkeit haben mochte, immerhin aber der Phantasie einigen Anhalt bot, da das Gesehene, wenn auch stark reduziert, doch auf alte Traditionen zurückgehen dürfte.

Mehr Ursprüngliches mag das nationale Theater der Hindus sich erhalten haben, namentlich wenn antike oder der Antike nachgebildete Stücke gespielt werden. Der Dichter eines solchen war unser Freund *Viçvanâth,* dessen Stück die übertriebene, allen Versuchungen Trotz bietende Wahrheitsliebe des *Hariçcandra* zum Gegenstand hatte und eben in Bombay gespielt wurde. Der Dichter lud uns ein, einer Vorstellung beizuwohnen; zwei Ehrenplätze unmittelbar vor der Bühne waren für uns reserviert; neben uns sass der Dichter, um den Gang der Handlung zu erklären, hinter uns ein zahlreiches Publikum, lauter Eingeborene; ein europäisches Gesicht habe ich nicht bemerkt. Zuschauerraum, Vorhang und Bühne waren von den Einrichtungen eines bescheidenen europäischen Theaters, wie man sie z. B. in Italien oder Spanien findet, nicht erheblich verschieden. Auf der Bühne, rechts und links vor dem Vorhange, hockten zwei Musiker; der eine spielte die Melodien auf einem Harmonium, der andere begleitete ihn auf mehreren Trommeln, die er in kunstvoller Weise mit dem Ballen und der Kante der blossen Hände zu schlagen wusste und dabei seinen

von stattlicher Mütze gezierten Kopf nach dem Takte aufs zierlichste bewegte. Selten habe ich einen Menschen gesehen, der so ganz in seiner Beschäftigung aufging wie dieser Trommelschläger. Der Vorhang hob sich; ein Chor von Knaben, als Mädchen gekleidet, sang die *Nândî*. Hierauf folgte das übliche Zwiegespräch zwischen dem *Sûtradhâra* und der Primadonna, sodann das Stück, der Dialog in Gujerati, die häufig eingestreuten lyrischen Partien gesungen. Alle Rollen wurden von Männern und Knaben gespielt. Es ist eine besondere, geringere brahmanische Kaste, welche die Schauspielkunst als ihren angeborenen Beruf betreibt. Das Spiel war sehr sicher und von vortrefflicher Schulung; die Stimmen der Knaben in Dialog und Gesang waren frisch und hätten nur etwas weniger schrill sein dürfen. Die eigens zu dem Stücke komponierte Musik war ganz national indisch und hatte ihren eigentümlichen Reiz. Nur hier und da hatte der Komponist sich verleiten lassen, ein europäisches Motiv einzuflechten, was sich sofort störend bemerkbar machte und in dem Ganzen fast wie ein falscher Ton hervortrat. Das Stück, welches von edelmütigen Gesinnungen strotzte, spielte natürlich zum Teil im Himmel, der Rat der Götter versammelte sich; *Agni, Indra, Varuṇa* und viele andere Götter, an ihren traditionellen Kostümen leicht kenntlich, waren versammelt, der weise *Nârada* trat zu ihnen, wurde höchst respektvoll empfangen, berichtete über die Verhältnisse auf Erden und wurde mit den Aufträgen der Götter an die Menschen betraut. Andere Scenen spielen auf der Erde, am Hofe der Könige, wo der an konventioneller Kleidung leicht kenntliche *Vidûshaka* seine stets mit vielem Beifalle aufgenommenen Spässe macht, im Harem der königlichen Frauen, in den Hütten der Armen und in den Einsiedeleien des Waldes; und der Hauptgewinn von einer solchen Vorstellung ist vielleicht, dass viele Scenen des indischen Familienlebens, die dem Fremden

stets verschlossen bleiben, hier auf der Bühne, ohne Zweifel in naturgetreuer Nachbildung, der Betrachtung offen gelegt werden. Einen Zwischenakt benutzte Viçvanâth, um uns auf die Bühne zu führen; wir wurden dem Direktor (*Manager)* vorgestellt, sahen, wie die Knaben die Ringe durch die Nase, welche sie als Prinzessinnen und andere indische Damen zu tragen hatten, und die nur durch eine Feder eingeklemmt waren, ablegten, wurden mit einigen Erfrischungen bewirtet und mussten es uns gefallen lassen, dass wir, wie in der Regel bei Besuchen in indischen Kreisen, mit mächtigen Blumenkränzen behangen, wieder zu unseren Parkettplätzen herabstiegen. Wir haben noch öfter in Baroda, Lucknow, Calcutta und wiederum in Bombay indische Theater besucht, aber der Eindruck des ersten Stückes war der tiefste und wird mir unvergesslich bleiben.

Die Zeit rückte heran, wo wir Bombay zu verlassen gedachten. Wieder einmal sassen wir, von Besuchern umgeben, im Zimmer unseres Hotels, als ein neuer Ankömmling hinzutrat. Ich bat ihn, wie gewöhnlich in solchen Fällen, ohne mich weiter in meiner Unterhaltung stören zu lassen, Platz zu nehmen, als er freudig ausrief: „Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Dhruva aus Baroda, den Sie damals in Berlin so freundlich aufnahmen. Ich habe in der Zeitung von Ihrem Hiersein gelesen und bin froh, Sie aufgefunden zu haben. Sie müssen,“ fuhr er fort, „mir auf der Durchreise ein paar Tage in Baroda schenken, wo ich als Richter angestellt bin. Richten Sie es ein, dass Sie auf einen Sonntag dort sind, dann bin ich frei und kann mich Ihnen ganz widmen.“ Gern sagten wir zu und verabredeten das Nähere. Einige Tage darauf schrieb uns Dhruva aus Baroda, dass der Fürst von Baroda zwar abwesend sei, dass aber der Premierminister des kleinen Ländchens sich freuen würde, uns als Gäste des Staates dort aufzunehmen.



Viertes Kapitel.

Von Bombay bis Peshawar.

Der Abend unserer Abreise war gekommen. Unsere Freunde hatten uns die noch nötigen kleinen Koffer, einen Tiffin-Basket und die Betten, ohne welche man in Indien nicht reist, besorgt, sie hatten einpacken helfen und waren zahlreich in der letzten Stunde um uns. Dann ging es zur Bahn; der eine begleitete uns in seinem Wagen, der andere fuhr mit dem Gepäck, und wieder andere begaben sich nach dem Bahnhofe, um uns dort noch zum letzten Male die Hand zu drücken. Von den fünf Bombay-Stationen, an welchen der Nachtschnellzug hält, hatte ich die Ausgangsstation Colaba gewählt und war schon mit Sack und Pack eine Stunde vor Abgang dort, in der Erwartung, so am sichersten ein Coupé allein für mich und meine Frau zu erlangen. Diese Hoffnung erwies sich als eitel. Zwar waren wir mit die ersten Reisenden, und da stand der Zug, alle Türen geöffnet. Aber indem wir ihn abschritten, zeigte sich, dass kein Coupé erster Klasse mehr war, in welchem nicht schon einer oder mehrere Plätze durch Zettel als *reserved* bezeichnet waren. Für diesmal mussten wir vorlieb nehmen und richteten uns mit unseren acht Gepäckstücken, die man in Indien sämtlich in den geräumigen Coupés mitzunehmen pflegt, in einem Coupé ein, in das dann noch ein junger

Engländer einstieg, um seinen reservierten Platz einzunehmen. Die Freunde umdrängten die Tür unseres Wagens, der eine oder andere überreichte uns noch eine Erfrischung. In der Regel wählt man dazu eine Schachtel mit Trauben, welche in Indien selbst nicht wachsen, aber aus Afghanistan eingeführt werden, und zwar in runden Holzschächtelchen, in denen, durch Watte getrennt, drei Schichten Beeren über einander zu liegen pflegen. Das Signal zur Abfahrt ertönte, noch einmal streckten sich alle Hände uns entgegen, dann fiel der Vorhang über dem lebensvollen Bilde. „Mit allen diesen Eingeborenen bin ich in den wenigen Wochen meines Aufenthaltes in Bombay befreundet geworden," sagte ich zu dem Engländer. „Wohl möglich; wir aber haben sie zu regieren, und das ist ganz etwas anderes," versetzte er mit Selbstgefühl und Bedeutung. Dann streckte er sich auf seiner unteren Bank; meine Frau nahm die gegenüberliegende ein, ohne für diese Nacht sich auskleiden zu können, und mir blieb nichts übrig, als nach oben zu klettern. Das Schlafen war unter diesen Umständen keine leichte Sache, zumal die Hitze, trotz dem Öffnen aller Fenster und Luken, noch sehr gross war. Aber es ging gegen Norden und auf den Dezember zu; man durfte also auf kühlere Tage hoffen.

Lassen wir nun unsere Reisenden im Halbschlafe über *Surat* und die *Narmadâ* durch viele herrliche ungesehene Gegenden dahineilen, um sie am frühen Morgen in Baroda wiederzufinden, und beschäftigen wir uns inzwischen mit den indischen Eisenbahnen. Ganz Indien ist mit einem Netz von Eisenbahnen durchzogen, welche, wie alles, was die Engländer von äusserlichen Dingen und Verhältnissen anfassen, vortrefflich organisiert sind. Wie in Russland, ist auch in Indien die Schienenweite grösser als bei uns, und schon dadurch sind die Wagen geräumiger und bequemer. Es gibt drei Wagenklassen und noch eine *Intermediate Class*

zwischen der zweiten und dritten. Alle Wagen haben die Farben der entsprechenden Billets, sodass man die weiss angestrichenen Wagen der ersten Klasse auf den ersten Blick und schon von fern herausfindet. Die Fahrpreise sind so abgestuft, dass jede höhere Klasse ungefähr das Doppelte der nächstfolgenden kostet. Erstaunlich billig, aber auch furchtbar überfüllt, ist die dritte Klasse. Sie wird nur von Eingeborenen benutzt, und es ist ein unterhaltendes Schauspiel zu sehen, wie Männer, Weiber und Kinder mit grossen Päckereien auf dem Kopfe, und die kleinsten Kinder rittlings auf den Hüften der Mütter sitzend, mit vielem Lärm sich um die geschlossenen Wagentüren drängen, von denen eine neue immer erst geöffnet wird, wenn das vorige Coupé gänzlich vollgepfropft ist. Doch gibt es auch hier besondere Abteilungen für die Frauen. Etwas besser ist die Intermediate Class, in der man bisweilen schon weisse Gesichter sieht; zuweilen sind hier die Coupés mit den Inschriften *Natives* oder *Europeans only* versehen. Die zweite Klasse wird von den besten Eingeborenen, soweit sie nicht als Fürsten eigene Wagen haben, und auch stark von den Europäern benutzt. Die Wagen der ersten Klasse enthalten nur vereinzelte Personen und laufen meistens leer mit. Fast immer hatten wir ein Coupé allein und befanden uns bei Tag wie bei Nacht sehr komfortabel. Ein solcher Wagen erster Klasse besteht nur aus zwei geräumigen Coupés, in der Mitte durch eine meist verschlossene Tür getrennt; zu jedem Coupé gehört ein eigenes Waschzimmer mit allen Bequemlichkeiten, welches den Kopf des Wagens bildet. An beiden Längsseiten des Coupés befinden sich zwei gepolsterte, mit Leder überzogene Bänke, die am Tage zum Sitzen dienen, während bei Nacht die Betten auf denselben gemacht werden. Zwei ebensolche sind an der Decke befestigt und können erforderlichen Falls herabgelassen werden. Da für die Nacht *sleeping accommodation* garantiert ist, so dürfen nachts nicht mehr als vier,

tags nicht mehr als sechs Personen in das geräumige Coupé gesetzt werden. In der Regel ist man darin, wie gesagt, ganz allein. Ausser dem *Guard*, der den Zug begleitet, bekommt man keine Schaffner zu sehen. Die Billets werden äusserst selten beim Halten auf den Stationen kontrolliert, gewöhnlich sind es *Halfcastes* (Mischlinge von Europäern und Eingeborenen), welchen dieses Geschäft obliegt, da sie zu viel anderem nicht zu brauchen sind. Die Suffisance, mit der sie auftreten, macht bei der sonstigen Schlaffheit ihres Wesens oft einen lächerlichen Eindruck. Sie sind nicht gerade geeignet, eine allmähliche Mischung englischen und indischen Blutes als wünschenswert erscheinen zu lassen. Noch ist zu bemerken, dass auch die Verpflegung beim Eisenbahnfahren eine wohlgeregelte ist. Breakfast, Tiffin und Dinner werden vom Guard telegraphisch auf den dazu bestimmten Stationen vorausbestellt, wo dann 15—20 Minuten Aufenthalt zu sein pflegen. So kann man es denn ganz wohl aushalten, Tage und Nächte (z. B. von Bombay nach Calcutta mit dem Schnellzuge drei Nächte und zwei Tage) im Coupé zuzubringen, namentlich da gegen die Sonnenglut durch weit überragende Schutzdächer und Holzjalousien Vorsorge getroffen ist.

Es war ein Sonntagmorgen gegen acht Uhr, als wir in Baroda ausstiegen, der Hauptstadt eines kleinen Fürstentums, dessen Beherrscher, der *Gaikwar* von Baroda, sich gerade in England befand, was jedoch seiner Gastfreundlichkeit gegen uns keinen Eintrag tat. Am Bahnhofe war Dhruva, der uns in einem herrlichen Hofwagen zunächst zu dem Palaste führte, welcher, fünf Minuten von dem Hauptpalaste des Gaikwar entfernt, uns als Wohnung dienen sollte. Hier empfing uns Herr Maier, ein junger Süddeutscher, der als Manager den verschiedenen Schlössern des Gaikwar vorstand. Während seine Person und Sprache uns an die

Heimat erinnerte, so war das, was er uns zeigte und zur Benutzung anwies, von der Art, dass wir uns in ein orientalisches Märchen hineingezaubert glaubten. Ein herrlicher Empfangssaal mit Teppichen, Diwanen und Sesseln, ein weiter und hoher und doch höchst behaglicher Speisesaal, zwei geräumige Schlafsäle mit Betten und Möbeln von erster Güte, alles neu, peinlich sauber und in auserlesenem Geschmack, eine von Säulen und Gewölben gebildete, rings um das Haus laufende Veranda, das war das Feenreich, in welchem wir für einige Tage als alleinige Herrscher schalten durften. Der Koch mit seinen Gehülfen, verschiedene Diener für die mannigfachen Anforderungen des Lebens, im ganzen wohl ein Dutzend, alle in sauberster nationaler Kleidung, bedienten geräuschlos das Haus und waren jedes Winkes von uns gewärtig. Die herrlichste Zugluft durchströmte bei Tag und Nacht die kühlen Hallen des nach allen Seiten frei gelegenen Hauses, alle Türen und Fenster blieben auch bei Nacht geöffnet, wussten wir uns doch genugsam bewacht und beschützt, und das ferne Geheul der Schakale, die hier wie überall in Indien allnächtlich ihr vielstimmiges Konzert abhalten, diente nur, das Behagen dieses Zauberschlosses zu erhöhen. Diese Tiere, etwa von der Grösse und Gestalt unserer Füchse, sind sehr scheu und daher ausser in Museen und zoologischen Gärten, nie sichtbar, um so mehr aber hörbar; ihr Geheul klingt, als wenn ein Dutzend junger Hunde, ein Dutzend Katzen und ein Dutzend kleiner Kinder ihre bellenden, miauenden und schreienden Töne zu einem Konzerte vereinigten.

Fürstlich, wie unsere Wohnung, war auch die uns gebotene Verpflegung. Es war nicht das erste Mal in meinem Leben, dass ich an einem Fürstentische speiste, aber eine auserlesenere Küche, als sie hier herrschte, habe ich kaum je angetroffen. Auch bedurfte es nur eines Wortes, und der beste französische Champagner, die edelsten Rheinweine

standen auf dem Tisch, eine Liberalität, von der wir teils aus Rücksicht auf das Klima, teils weil uns derartige Genüsse von der Heimat her nichts Neues waren, nur einen diskreten Gebrauch machten.

Die Frühstunden des Sonntags benutzten wir, um mit Herrn Maier die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Residenz in Augenschein zu nehmen. Ein seltsames Kuriosum waren ein halb Dutzend Kanonen, welche angeblich aus gediegenem Golde bestanden und, wenn es wahr ist, einen ungeheuren Wert repräsentieren müssen und ein beredtes Zeugnis des fabelhaften Reichtums der früheren indischen Herrscher sind. Interessanter war noch ein Marstall voll edler Rosse, die unter überdachten Schuppen im Freien gehalten wurden, und eine Gesellschaft von zwanzig oder mehr Elefanten. Dieselben sind vollkommen zahm und umgänglich. Nur einige von ihnen, bei denen die Brunstzeit eingetreten war, waren von den anderen isoliert und mit starken Ketten an den Füssen gefesselt. Man warnte uns davor, denselben zu nahe zu kommen, und so sah ich nur aus einiger Entfernung ihre aufgebrochenen und einen klebrigen Saft ausschwitzenden Schläfen, von denen in der indischen Poesie so viel die Rede ist.

So ging der Tag teils mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, teils mit notwendigen Besuchen bei Ministern und anderen Würdenträgern in der angenehmsten Weise hin. Am Abend wurde uns zu Ehren eine Theatervorstellung gegeben, bei der wir wieder die Ehrenplätze einnahmen, während unter Ausschluss des allgemeinen Publikums nur ein auserlesener Kreis von Geladenen uns umgab, wobei denn mancherlei Vorstellungen und Begrüssungen stattfanden. Als Stück hatte man diesmal, auf meinen Wunsch, ein antikes Drama zu sehen, die *Priyadarçikâ* gewählt, und Dhruva war so aufmerksam gewesen, für uns den Gang der Handlung in einem englischen Programm drucken zu lassen,

sodass wir Scene für Scene ganz bequem folgen konnten. Das Stück wurde natürlich in Gujerati-Übersetzung gegeben, aber Bühneneinrichtung, Kostüme und Ausführung der Chöre, Dialoge usw. schlossen sich so vollkommen dem Sanskrittexte an, dass ich vermuten möchte, dass das heutige Hindutheater in allem Wesentlichen noch das des Kâlidâsa geblieben ist. Am andern Morgen in der Frühe wurde ein Ritt auf einem Elefanten zu dem eine Stunde entfernten Lustschlosse Macka unternommen, welches eben für die Rückkehr des Gaikwar in Stand gesetzt wurde. Unter Führung des Herrn Maier, der diese Arbeiten unter sich hatte, besichtigten wir die verschiedenen Prachtsäle, und mit Befremden hörte ich, dass, wenn der Gaikwar hier seine Hoffeste gibt, seine Gemahlin nicht teilnimmt. Die indischen Frauen lieben es eben nicht, aus dem engen Kreise ihres Hauswesens herauszutreten, und befinden sich, wie es scheint, ganz wohl dabei. Übrigens waren die Gemächer der Fürstin mit allem Komfort ausgestattet; es fiel mir auf, dass verschiedene prachtvolle Spieldosen, aber nur ein noch dazu recht mittelmässiger Flügel vorhanden war. Zuletzt besichtigten wir noch die das Schloss umgebenden Garten- und Parkanlagen, welche noch jung sind, aber unter dem indischen Himmel einstmals gewiss sich zu einem Paradiese entwickeln werden. Dann zogen wir auf unserem Elefanten wieder heimwärts, die Morgensonne brannte schon heiss auf unserem Rücken, und Freund Dhruva erklärte mir die am Wege stehenden Bäume. Namentlich der Unterschied von *Nyagrodha* (ficus Indica) und *Açvattha* (ficus religiosa) wurde mir hier zum erstenmal klar. Beide sind nach Wuchs und Aussehen der Blätter sehr verschiedene Bäume.

Den Nachmittag hatte der Minister für ein Zusammensein mit den Hauptwürdenträgern des Landes bestimmt. Durch zufällige Umstände wurde auch dieses in unser Palais verlegt, und so gewann es den Anschein, als wenn das



Ein Mahârâja mit Ministern.

Seite 50.



ganze Ministerium und die halbe Universität bei uns zur grossen Cour angetreten wäre. Es waren alles intelligente, würdevolle und verbindliche Männer, welche sich von europäischen Grossen durch ihre malerische und kostbare Kleidung sehr unterschieden, aber an feinem, taktvollem Auftreten denselben, wie mir schien, nicht im mindesten nachstanden. Die Unterhaltung bewegte sich einige Stunden lang in der angenehmsten Weise um indische und europäische Verhältnisse, und wir schieden sehr befriedigt von einander.

Für den folgenden Tag wurde ein Besuch des Sanscrit College beschlossen, welches Gymnasium und Universität vereinigt und ein gutes Bild von dem Bildungsgange der indischen Gelehrten bot. Die beneidenswerte, dem Europäer unerreichbare Fertigkeit im Sanskrit, welche die Pandits in der Regel besitzen, beruht darauf, dass sie schon im Alter unserer Sextaner das Sanskrit zu lernen anfangen und meistens ein langes, fleissiges Leben hindurch nichts als Sanskrit treiben. Der Unterricht beginnt mit Auswendiglernen von Wörtern und Grammatik. Als erstes grösseres Dichterwerk wird sodann *Raghuvança* studiert, dem *Kumârasambhava, Meghadûta* sowie die Dramen Kâlidâsas und anderer folgen. Für eine höhere Stufe dienen die Romane *Daçakumâracaritam, Kâdambarî* sowie die schwierigeren Kunstepen. Für die Universitätsstufen spaltet sich der Unterricht; die einen treiben ihr ganzes Leben durch Grammatik, Literatur und Poetik, während andere Astronomie, Medizin, Jurisprudenz oder Philosophie studieren, alles nach den alten Sanskritlehrbüchern, daher z. B. die Lehrer der Astronomie die Erde als in der Mitte ruhend und alles als um sie im Kreise sich drehend annehmen; nur wenige wagen sich das Kopernikanische System anzueignen, noch wenigere, sich offen zu demselben zu bekennen.

Als wir in die stattlichen Räume des College eintraten, waren die verschiedenen Klassen mit ihren Lehrern bereits in einer grossen, nach der Seite offenen Halle versammelt.

Es wurden, wie dies gewöhnlich üblich ist, verschiedene Begrüssungsgedichte in Sanskrit vorgetragen und mir sodann überreicht. Ebenso händigte man mir ein langes, schön in Sanskrit geschriebenes Lehrprogramm ein, in welchem die Lehrpensa der verschiedenen Klassen spezifiziert waren. Ich wurde aufgefordert, Fragen zu stellen und musste, um keine der Abteilungen zu verletzen, wohl oder übel aus allen Disziplinen, Grammatik, Literatur, Astronomie und Philosophie, Juristerei und Medizin, eine Frage stellen, die dann von einzelnen Schülern, und wo diese sich nicht zu helfen wussten, von den Lehrern beantwortet wurden. Auffallend war mir, dass immer nur die besten Schüler zu antworten bereit waren, auch dann, wenn ich meine Frage nicht an sie, sondern an andere gerichtet hatte. Im ganzen lief also die Sache doch mehr auf eine Schaustellung hinaus, und wenn ich später in Indien Schulen besuchte, pflegte ich zu bitten, dass man sich durch meinen Besuch nicht stören lassen, sondern ruhig im Unterricht fortfahren möge. Schon in Baroda hatten wir das später noch so oft genossene Schauspiel vor Augen, wie Lehrer und Schüler sämtlich mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden hockten. Beim Schreiben wird das Heft frei in der linken Hand gehalten, während die rechte die Feder führt. Die Hindus sind so an diese Art des Schreibens gewöhnt, dass sie eine Unterlage, auch wenn man sie ihnen anbietet, zu verschmähen pflegen.

Weniger interessant als das College war uns die Besichtigung eines benachbarten Palastes mit allerlei Waffen und den Kronjuwelen. Ich überzeugte mich dabei, dass, so viele Kostbarkeiten auch schon aus Indien ihren Weg nach England gefunden haben, doch noch immer genug übrig bleibt, was die englischen Gouverneure und Residenten, oder, wo dies bedenklich erscheinen sollte, ihre Damen sich gelegentlich schenken lassen können. Ich bin weit davon entfernt, alles zu glauben, was mir in dieser Beziehung erzählt

wurde, will aber doch bemerken, dass die Schilderungen, welche mir von der Reise eines englischen Prinzen und der Herren in seinem Gefolge gemacht wurden, mitunter einigermassen an das aus Cicero bekannte Auftreten des Verres in Sicilien erinnerten.

Mit besonderem Interesse folgten wir noch in Baroda einer Einladung Dhruvas in sein Haus, um so lieber, als die indischen Gelehrten nicht immer gern Besucher bei sich empfangen. Hier, wie später noch oftmals, wurde ich an das Wort des wackeren Javerilâl erinnert: *simplicity is the type of our life.* Wir trafen eine Einfachheit der Ausstattung an Möbeln und dergleichen an, wie sie bei uns etwa im Mittelalter die Regel gewesen sein mag. Auch Frau Dhruva mit den Kindern erschien, während wir über den Gang hin andere weibliche Gestalten halb sichtbar nach indischer Gewohnheit auf der Erde sitzen sahen. Es ist charakteristisch für die Inder, dass sie überall, im Hause wie im Freien, sich ohne Umstände auf die Erde setzen, welche freilich durch ihre grosse Trockenheit dafür ganz anders geeignet ist, als bei uns. Noch ein anderer Gast stellte sich bei Dhruva ein, ein indischer Musikmeister, ein ernster Mann, der seiner Kunst mit grosser Hingabe obzuliegen schien. Er überreichte ein Werk von sich über die Theorie der indischen Musik auf Hindostani mit eingeflochtenen Stellen aus Sanskritgedichten, sprach aber leider weder Englisch noch Sanskrit, sodass die Unterhaltung mit ihm sehr beschränkt war. Indes bestätigte der Eindruck seiner gediegenen, wissenschaftlich ernsten Persönlichkeit die schon früher von mir gefasste Überzeugung, dass in der indischen Musik viel mehr liegt, als unser ungeschultes Ohr herauszuhören vermag. Sie besitzt eine komplizierte Theorie, und die Hingebung, mit der ich oft Musikstücke aufführen hörte, scheint dafür zu zeugen, dass sie in ihrer Art ebenso sehr wie unsere Musik imstande ist, die Seele eines Menschen auszufüllen.

Der Aufenthalt in Baroda war so reich an schönen Erinnerungen, dass wir beschlossen, nicht von dort zu scheiden, ohne vorher durch eine photographische Aufnahme das Andenken an unser Zusammensein dauernder zu machen. Ein leidlicher Photograph war vorhanden, und er versprach, am Tage vor unserer Abreise nachmittags vier Uhr mit seinem Apparate vor unserem Palaste zu erscheinen, der natürlich den Hintergrund abgeben sollte. Alle Personen waren rechtzeitig versammelt; als grosse Hauptperson zunächst der riesige Elefant, der uns nach Macka getragen hatte, und welcher, mit einer kostbaren Decke geschmückt und am Rüssel, den Wangen und sogar an den Ohren auf das schönste bemalt, mit seiner aus fünf Mann bestehenden Dienerschaft erschien. Eine zweite Hauptperson, für deren Mitaufnahme namentlich Herr Maier lebhaft plaidiert hatte, war der *Citra* (im Sanskrit „der buntfarbige"), d. h. der zahme Leopard des Fürsten, welcher für die Jagd auf Antilopen abgerichtet war. Seine Kunst besteht darin, die aufgespürte Antilope in schnellen Sätzen einzuholen und ihr die Gurgel durchzubeissen, sodass sie, im übrigen an Fell und Fleisch unbeschädigt, vom Jäger in Empfang genommen werden kann. Herr Maier war beim Minister sehr ins Zeug gegangen, um eine Jagd mit dem Citra für uns zu inscenieren; es wurde aber nichts daraus, namentlich da ich für meine Person auf das grausame Schauspiel durchaus keinen Wert legte. Dafür erschien jetzt der Citra, um mit uns photographiert zu werden. Er wurde auf einem kleinen eleganten Wagen herangefahren, mit einer Kappe über den Augen und auch sonst stark gefesselt. Drei Diener machten seinen Hofstaat aus, und man warnte mich, dem Tiere nicht allzu nah zu kommen. Ausser Elefant und Leopard waren ich selbst mit meiner Frau, Dhruva mit Frau und drei Kindern, Herr Maier mit der Reitpeitsche als steter Begleiterin und einige Nebenpersonen vorhanden. Alles war vollkommen bereit, nur eine Person

fehlte noch, ohne die wir nicht anfangen konnten, — und das war der Photograph. Es wurde nach ihm geschickt, aber er war nirgends zu finden. Vergebens warteten wir bis zum Dunkelwerden, der Photograph hatte uns einfach vergessen. Unter diesen Umständen und da alle sich sehr auf das Photographieren gefreut hatten, blieb uns nichts anderes übrig, als unsre Abreise bis auf den Mittag zu verschieben und für den anderen Morgen früh ein neues Zusammentreffen anzuberaumen, worauf dann endlich das Bild glücklich zu stande kam. Indem ich es in der Hand halte, ruft es mir die ganze Situation bis in die kleinsten Einzelheiten wieder ins Gedächtnis zurück.

Den Hintergrund bildet unser Palais mit seiner stattlichen Einfahrt und seinen hohen Säulenhallen. Vor ihnen steht der Elefant, so ruhig und verständig, als wisse er, worum es sich handle. Vier Leute seines Gefolges stehen an seinem Kopfe, ihre langen Lanzen in der Hand. Der Elefantenführer sitzt vorne auf dem Nacken, als Symbol den kleinen Eisenhaken haltend, mit welchem das kolossale Tier gelenkt und zum schnelleren Schritt, zum Halten oder Niederknieen veranlasst wird. Letzteres geschieht, wenn Personen auf- oder absteigen wollen. Ein kräftiger Stoss mit dem Lenkhaken auf den Kopf veranlasst das Tier mit einem leisen Grunzen des Unbehagens langsam niederzuknieen; die Diener setzen eine kleine Treppe an, welche der Elefant zu diesem Zwecke stets an der Seite mit sich trägt. Man steigt hinauf und findet oben eine breite Fläche, auf welcher vier bis sechs Personen Platz haben, und die mit einem eisernen Geländer umgeben ist. Dort oben sitzen die Damen, d. h. Frau Dhruva mit kunstgerecht untergeschlagenen Beinen und meine Frau, der man das unbequeme ihrer Stellung wohl ansieht. Jede hält ein Dhruvakind auf dem Schosse, während der älteste Sohn, zwischen beiden sitzend, voll Spannung der Begebenheit zuschaut. Vor dem Elefanten in der Mitte stehe

ich, sehr durch die ins Gesicht scheinende Sonne geniert, indem der Photograph im letzten Augenblicke mich aufforderte, den Sonnenhut abzunehmen. Mir zur Rechten steht Dhruva im Nationalkostüme, zur Linken ein Schulvorsteher und Herr Maier im Reitkostüme, die Reitpeitsche in der Hand, seinen Blick auf den Leoparden gerichtet, welcher, von drei Wärtern gehalten, die Gruppe nach links abschliesst. Leider hat das Untier den Kopf bewegt und dadurch drei Köpfe erhalten, sodass man es für den Cerberus halten könnte. Die tropische Sonne ist an den hellen Lichtern und den scharf umgrenzten Schatten leicht erkennbar.

Das war der Schluss unseres Aufenthaltes in Baroda. Nach einem solennen Abschiedsmahle schieden wir dankbar von der trefflichen Wohnung und fuhren, von reichem Gefolge begleitet, zum Bahnhofe.

Unser nächstes Ziel, *Ahmedabad*, wird von Baroda aus durch eine Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden erreicht. Es war das erste Mal, dass wir bei Tage durch die indische Landschaft fuhren und noch dazu durch eine besonders reiche Gegend, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit von den Indern *Cârutara* genannt wird. Es war der 28. November, und mit Entzücken sahen wir die herrlich grünende und blühende Landschaft mit ihren Riesenbäumen und ihrer tropischen Pflanzenfülle an uns vorüberziehen, während hier und da eine Anzahl Affen, ohne sich durch den vorbeisausenden Zug stören zu lassen, auf den Bäumen und im Grase ihre Männerchen machten. Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, um einiges über Klima und Boden Indiens im allgemeinen zu sagen.

Die tropischen Länder sind keineswegs immer die fruchtbarsten; vielmehr lehrt ein Blick auf die Karte, dass sich von der Westküste Afrikas an durch die Sahara, Ägypten, Arabien und Centralasien bis nach China hinein ein breiter



Seite 56.



Ländergürtel hinzieht, in welchem es, vermöge einer Art Wechselwirkung zwischen der durch den wolkenlosen Himmel gesteigerten Hitze und der durch eben diese Hitze verhinderten Wolkenbildung, selten oder nie regnet, und die daher trotz der herrlichsten Sonnenkraft von der Natur dazu verurteilt sind, Wüste zu bleiben. Diesem Schicksale würde auch Ägypten verfallen, wäre nicht die Überschwemmung des Nils, und ebenso würde fast das ganze herrliche Indien eine Wüste sein, wären nicht die *Monsun*'s, welche im Winter aus Nordosten wehen und daher nur wenigen Orten an der Ostküste die Feuchtigkeit bringen, in den Sommermonaten hingegen von Juni bis September, aus Südwesten wehend, eine so reiche Fülle von Regen über Indien ausschütten, dass das Land daran für das ganze Jahr genug hat. Denn den ganzen Winter durch regnet es in Indien so gut wie gar nicht, und wir haben, von einem Regentag in Benares und zweien in Calcutta abgesehen, während unsres viermonatlichen Aufenthalts in Indien selten den Himmel bewölkt und kaum je einen Tropfen Regen gesehen. Die Regel war, dass die Sonne von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends ihren majestätischen Lauf am völlig wolkenlosen Himmel vollendete. Bei uns würde unter diesen Umständen nach wenigen Wochen alles anfangen zu verwelken; in Indien behalten Bäume und Pflanzen den ganzen Winter durch ihr saftiges Grün; so gross ist die in der Regenzeit angesammelte und den Boden durchtränkende Feuchtigkeit.

Eine weitere Folge dieser klimatischen Verhältnisse ist, dass der Ackerbau in Indien weniger als bei uns an bestimmte Jahreszeiten gebunden ist. Denn die Kulturpflanzen, wie Korn, Weizen und dergleichen, bedürfen, um sich vom Samenkorn bis zur reifen Frucht zu entwickeln, einige Monate hindurch Feuchtigkeit, Bodenwärme, Sonnenschein u. dergl. Welche Monate dabei im Kalender stehen, darnach fragt die

Pflanze nicht, und wo ihr, wie in Indien, jene Bedingungen das ganze Jahr durch mit Ausnahme der Regenzeit geboten werden, da ist sie bereit, zu jeder Zeit, sobald sie ausgesäet worden, zu wachsen und zu reifen. Wir konnten daher oftmals beobachten, wie auf dem einen Felde das Getreide geerntet wurde, während es auf einem anderen Felde daneben eben erst in die Halme schoss und auf einem dritten Felde in frischem Grün aus der Erde aufkeimte. Inzwischen hat, wie man mir sagte, Indien im allgemeinen zwei Jahresernten, die eine im Winter, die andere, für Gewächse, die der Feuchtigkeit weniger bedürfen, im Sommer vor Eintritt der Regenzeit. Nach der Regenzeit, die im Hochsommer einsetzt, zeigen die Bäume das herrlichste Grün und behalten es den ganzen Winter durch. Eine Landschaft mit Bäumen, welche, wie bei uns im Winter, der Blätter beraubt, ihre nackten Äste und Zweige gleichsam hülfeflehend zum Himmel strecken, habe ich in Indien nirgendwo gesehen. Erst im Frühling sollen, wie man mir sagte, die alten Blätter teilweise abgestossen und alsbald durch neu aufkeimende ersetzt werden.

So genossen wir denn, während zu Hause alles in Schnee und Eis starrte, des herrlichsten Sommerwetters und können nicht in die Klage eines pessimistisch angehauchten und alles in Indien schlecht machenden Mitreisenden einstimmen, welcher behauptete, dass man dieses fortwährenden schönen Wetters zuletzt ganz müde würde.

Die schöne Fahrt von Baroda nach Ahmedabad, welche diese Abschweifung veranlasste, war vollendet, und wir liefen in den Bahnhof dieser einstmals, zur Zeit der Moguls, grössten und schönsten Stadt des westlichen Indiens ein. Heute zählt dieselbe nach langen Zeiträumen des Verfalls wieder 148,000 Einwohner, besitzt aber kein Hotel und nur ein entfernt liegendes Dak Bungalow, daher wir es vorzogen, ein Zimmer im Bahnhofsgebäude zu beziehen. Eben erst hatten wir uns in dem dürftig ausgestatteten Raume, so gut es gehen wollte,

eingerichtet, da erschienen auch schon vier junge Leute, denen wir von Bombay aus empfohlen waren, und zu denen sich bald der Vater des einen, der alte, reiche und würdige *Ranchodlâl* gesellte, welcher als Mitglied des Magistrates manchen schätzbaren Aufschluss zu geben wusste. So erzählte er, dass Ahmedabad neuerdings eine teilweise schon durchgeführte Wasserleitung erhalten habe, dass aber das Unternehmen Widerstand finde infolge der Abneigung der Hindus, das Wasser aus künstlichen Leitungen zu benutzen. Sie halten nämlich das Wasser nur dann für rein (in religiösem Sinne), wenn es unmittelbar aus den Händen der Natur entgegengenommen wird, und so trinken sie oft das stagnierende Wasser von Teichen, in welchen gleichzeitig gebadet und Küchengerät, Wäsche u. dergl. gewaschen wird. Nur diesen Missständen ist es zuzuschreiben, dass die Cholera in Indien nicht auszurotten ist und alljährlich in der heissen Jahreszeit ihren verheerenden Lauf durch die indischen Städte hält. Indes wütet sie zumeist nur in den ärmeren Volksschichten und pflegt, wie man mir öfter versicherte, einen „Gentleman“ (d. h. wohl einen vernünftig lebenden Menschen) nicht anzugreifen. „Wir haben,“ so äusserte sich Ranchodlâl, „in unserer Stadt die merkwürdige Erfahrung gemacht, dass diejenigen Viertel, in welchen die Wasserleitung schon durchgeführt ist, auffallend wenig von der Cholera gelitten haben, und so dürfen wir hoffen, des Übels mit der Zeit Herr zu werden.“

Unter diesen und anderen Gesprächen machten wir eine Rundfahrt durch die Stadt, besuchten den im Südosten derselben gelegenen, von lieblich umwaldeten Hügeln umkränzten *Kankariya-See*, besichtigten auf dem Rückwege einige der zahlreichen erhaltenen Moscheen, deren Wände vielfach aus Steinen mit wunderfeinem Schnitzwerk und durchbrochener Arbeit bestehen, und endigten den Tag mit einem Spaziergange nach der hohen und langen Brücke über die *Sabar-*

matî. Hier war es, wo der wackere junge *Harilâl* mir sein Leid klagte. Es ist nämlich eine grausame Einrichtung der Engländer, dass die höheren Stellen im indischen Staatsdienste nur denjenigen offen stehen, welche ihre Examina in England abgelegt haben. „Ich traue mir wohl," sagte Harilâl, „den Fleiss und die Fähigkeit zu, diese Examina zu bestehen; auch bin ich durch die Gnade Gottes mit reichlichen Mitteln ausgestattet; aber die Reise nach England würde für mich die Ausstossung aus meiner Kaste zur Folge haben, und diesen Schmerz kann ich meinen Eltern und Verwandten nicht antun. Ich sehe mich daher dazu verurteilt, zeitlebens eine untergeordnete Stelle zu bekleiden." Ich ermunterte ihn, diese Schwierigkeit zu überwinden und wies auf das Beispiel Dhruvas in Baroda hin, welcher in Europa gewesen und, nachdem er in aller Stille und ohne damit zu prunken, zurückgekehrt sei, durch Zahlung von ein paar hundert Rupien und einige leichte Bussübungen sich die Mitgliedschaft seiner Kaste erhalten habe. Hoffentlich gelingt es dem Harilâl und vielen jungen Hindus in seiner Lage, nachdem sie selbst den religiösen Vorurteilen entwachsen sind, auch die ihrer Familie soweit zu brechen, um nicht alle besseren Stellen des Landes den Engländern allein überlassen zu müssen.

Als ich, zum Bahnhofe zurückgekehrt, noch eine Weile vor demselben die Abendkühle genoss, hatte ich das ergötzliche Schauspiel, zu sehen, wie zwei Hinduweiber sich zankten. Jede derselben sass ruhig vor ihrer Hütte, und während die eine mit lauter Stimme und leidenschaftlicher Beredsamkeit ihre Sache entwickelte, hörte die andere aufmerksam und ohne sie zu unterbrechen bis zu Ende zu, um dann in derselben Weise ihre Gegenargumente weitläufig auseinanderzusetzen. So wurde der Ball der Unterredung mehrere Male herüber- und hinübergeworfen, bis mit der Ermüdung der Lungen auch eine Beruhigung der Gemüter allmählich eintrat.

Der folgende Tag, der einzige, den wir noch auf Ahmedabad verwenden wollten, brachte viele Eindrücke. Zunächst führten uns unsere Freunde wieder zur Sabarmatî, um dort das Treiben der badenden Hindus zu sehen, ein Schauspiel, welches wir nachmals noch in manchen Städten und am besten in Benares genossen; davon später ein Mehreres. Es folgte sodann die Besichtigung des grossen Jaina-Tempels, eines der schönsten und prunkhaftesten in ganz Indien. An Stelle der Götterbilder treten, da der Jainismus ebenso wie der Buddhismus bekanntlich eine atheistische Religion ist, die sitzenden Statuen des Jina und seiner vierundzwanzig Vorläufer, denn ohne Idole kann das Volk nun einmal nicht fertig werden. Vom Buddhismus, der seit Jahrhunderten in Indien völlig ausgerottet worden, und dem wir daher nur an der Nord- und Südgrenze, im Himâlaya und auf Ceylon begegnen werden, unterscheidet sich der Jainismus namentlich darin, dass er nicht international geworden, sondern mehr hinduisch national geblieben ist, daher er sich in Bombay, Ahmedabad und anderen Orten behauptet hat. Aber der Brahmanismus hat seine erstaunliche Lebenskraft auch darin betätigt, dass er sich den Jainismus fast völlig assimiliert hat. Daher die Jainas beinahe ebenso sehr wie die Brahmanen die Berührung mit den Fremden und namentlich das Zusammenessen mit ihnen scheuen, auch gegen ihr ursprüngliches Prinzip bei Besichtigung ihrer Tempel und Festlichkeiten dem Fremden gelegentlich Schwierigkeit machen, während man in den buddhistischen Tempeln überall ganz ungeniert umhergehen kann.

Übrigens sind die Jainas vielfach im Besitze grossen Reichtums, und wir besuchten im weiteren Verlaufe des Morgens die Werkstätte eines Jaina, in welcher herrliche Holzschnitzereien und wundervolle Teppiche angefertigt wurden. Bei der Teppichwirkerei ist die Kette von oben nach unten gespannt; hinter derselben sitzt eine Reihe Knaben. Ihnen

gegenüber auf der andern Seite der Kette steht mit dem Muster in der Hand ein Mann, auf dessen Kommandoworte die Knaben abwechselnd kurze buntfarbige Wollfäden durch die Kette flechten, sodass die Enden der Fäden nach ihnen zu herausstehen und eine rauhe, wollige Masse bilden, welche nachmals glatt geschoren als die rechte Seite des Teppichs die schönsten Muster zeigt. Teppiche wie Schnitzereien wurden auf Bestellung für Amerika und andere Gegenden angefertigt. Die Preise waren so hoch, dass wir darauf verzichteten, irgend etwas anzukaufen. Der noch jugendliche Besitzer, in dem ich durch einige Fragen den von Freund Garbe beschriebenen Jüngling wiedererkannte, schien auch gar nicht zu erwarten, dass wir etwas erstanden. Wie üblich, legte er uns zum Schluss das Fremdenbuch vor, in dem wir das Vergnügen, mit welchem wir in der Tat die Arbeiten besichtigt hatten, gerne bescheinigten.

Von hier ging's zu dem *Pinjra-Pol* („Käfigbrücke") genannten Tierhospitale, wie deren in Bombay, Ahmedabad und manchen anderen Städten Indiens bestehen. Diese mehr der Absicht als der Wirkung nach anerkennenswerten Institute haben den Zweck, kranke und alte Tiere bis an ihr Ende zu verpflegen, sowie auch gesunde, namentlich Kühe, den mohammedanischen Schlächtern abzukaufen und so am Leben zu erhalten. Man findet in denselben meist Pferde und Kühe, Ziegen und Hunde. In Bombay bemerkten wir in dem Hospital einen Wagen mit aufgesetztem Käfige, in dem sich mehrere Affen befanden. Es waren dies bösartige Tiere, welche von den Familien, die sie hielten, eingeliefert wurden und bestimmt waren, in den Wald abgeführt und dort losgelassen zu werden. Der strenggläubige Hindu tötet kein Tier, auch kein Insekt, ja nicht einmal eine Schlange. Trifft er eine solche an Orten, wo sie gefährlich werden kann, so fängt er sie ein und transportiert sie in eine Gegend, wo sie nach seiner Meinung unschädlich ist, um sie dort in

Freiheit zu setzen. Es gibt viele alte Häuser in Indien, in deren Mauerwerk Schlangen hausen. Das niedere Volk verschont dieselben, weil es in ihnen die Geister der Vorfahren verkörpert glaubt. Öfter wurde mir versichert, dass diese Schlangen niemals einen Insassen des Hauses schädigten. Tatsache ist wohl, dass die Schlange dem Menschen aus dem Wege geht und nur dann beisst, wenn man sie reizt, also namentlich, wenn man unbehutsam oder im Dunkeln darauf tritt. Übrigens sind die Schlangen im Winter selten; sie bleiben dann zumeist in ihren Löchern unter der Erde, und wir haben, ausser in den Händen der Gaukler und in den zoologischen Gärten, während unsres viermonatlichen Aufenthalts in Indien in der freien Natur nur einmal eine Schlange angetroffen. In der heissen Zeit und noch mehr in der Regenzeit sollen sie nicht selten sein und erscheinen manchmal an Orten, wo man sie ganz und gar nicht vermutet, wie denn z. B. Frau Dr. Hörnle auf dem Balkon ihrer mitten in Calcutta eine Treppe hoch gelegenen Wohnung eines Tages eine Schlange antraf; wie dieselbe dorthin gekommen, blieb allen ein Rätsel; sie mag wohl im Gemüse versteckt gewesen sein. Eine schöne Überraschung erlebte auch, wie Frau Dr. Hörnle erzählte, ein Freund dieser Familie, welcher eine Partie Schlangeneier in seinem Koffer gesammelt hatte und, als er denselben eines Tages öffnete, eine Gesellschaft munterer kleiner Schlangen vorfand, welche dank der tropischen Hitze aus den Eiern ausgekrochen waren.

Um auf das Tierhospital in Ahmedabad zurückzukommen, so befanden sich in ihm nur die bereits genannten Haustiere. Manchem derselben, welches krank oder verstümmelt umherschlich, wäre der Todesstoss gewiss eine Wohltat gewesen, sodass der erreichte Zweck hier in seltsamem Kontraste zu der grossen und edlen Absicht steht. Erhalten werden diese Institute durch reichliche Beiträge, wie denn z. B. in Bombay die Baumwollenhändler bestimmte Prozente

vom Gewinn an das Pinjra-Pol abzugeben sich verpflichtet haben. Nur als einen schlechten Witz kann man es ansehen, wenn in Büchern erzählt wird, dass die Tierhospitäler auch eine Abteilung für Insekten hätten, und dass Neger gehalten würden, um denselben ihre Köpfe als Weide darzubieten. Die Hindus versicherten mir, dass dergleichen nie vorgekommen, und doch hatte einmal ein Missionar in Bombay die Stirn, mir gegenüber zu behaupten, dass die Sache auf Wahrheit beruhe, worauf wir später noch zurückkommen werden. Vorläufig sei nur bemerkt, dass alles, was die Missionare von Indien erzählen und schreiben, sehr mit Vorsicht aufzunehmen ist. Ihr gewöhnlicher Kunstgriff besteht darin, ganz seltene Ausnahmefälle so in den Vordergrund zu stellen, dass dieselben als die Regel erscheinen, wodurch dann ein ganz verzerrtes Bild des indischen Volkslebens entsteht.

Wir beschlossen den Morgen mit einem Besuche bei den *Sâdhu*'s, worunter eine Art indischer Mönche zu verstehen ist, die in einem wohlfundierten Kloster zusammenleben. Sofort wurde in einer geräumigen Halle eine Versammlung derselben veranstaltet, zu der sich wohl 50 bis 60 einfanden, von welchen jedoch kaum einer oder der andere ein noch dazu sehr kümmerliches Sanskrit sprach. Die indischen Pandits sprechen von diesen wohlgenährten Müssiggängern mit Verachtung und mögen wohl Recht darin haben.

Am Nachmittage hatten wir zwei grosse Versammlungen hintereinander, die eine mit Pandits, in der Sanskrit gesprochen wurde, die andere in einem Klub, wo in englischer Sprache mancherlei Themata berührt und namentlich Aufschluss über das Erziehungswesen in Europa verlangt wurde. Dann wurden Lieder aus *Gîtagovinda* und anderen Dichtungen gesungen und mit den nationalen Instrumenten begleitet. Für den Abend entschuldigten sich meine Freunde, weil sie einem Diner ihrer Kaste beiwohnen mussten. Ich bat, mir den

Anblick desselben zu verschaffen, und sie sagten es zu, holten mich aber, wohl absichtlich, erst dazu ab, als die Hauptsache schon vorbei war. In einer langen, engen Strasse, die nur von dieser Kaste bewohnt wird, wären hier mehrere Hundert in langen Reihen auf der Strasse hockend gespeist worden. Ich sah nur noch einige Nachzügler und die Spuren der beendigten Mahlzeit, namentlich die zahllosen kleinen Tongefässchen, in welchen die Gerichte vor jeden einzelnen besonders hingesetzt werden, und die nach einmaligem Gebrauche weggeworfen werden müssen. Man nimmt zu jeder Mahlzeit wieder neue, da ein ganzes Tausend derselben, wie man uns sagte, nur eine Rupie kostet. Ich hatte noch das Vergnügen, mit dem Gastgeber und einigen seiner Freunde bekannt zu werden und musste von allen Speisen nachträglich kosten und dieselben natürlich für vorzüglich erklären.

Am andern Morgen brachen wir von Ahmedabad auf und waren froh, von unserm engen und geräuschvollen Bahnhofszimmer Abschied zu nehmen. Die Freunde fanden sich auf dem Bahnhofe ein; einer derselben, der jüngere Dhruva (Bruder des Dhruva in Baroda), welcher in Ahmedabad eine Stelle als Lehrer des Sanskrit bekleidete, erklärte mir im *Meghadûta,* den ich stets zum Memorieren auf der Eisenbahn mit mir führte, mit Hülfe der Karte sehr sachkundig die verschiedenen Örtlichkeiten, welche die Wolke als Bote auf ihrer Reise durch Indien berührte, und von denen auch wir einige zu besuchen hofften. Dann brauste der Zug heran, ein rascher Abschied von den Freunden, und nordwärts ging es hinein in unbekannte Gegenden, welche im weiteren Verlaufe einen mehr sterilen Charakter annahmen und die Nähe der Wüste *Maru* bekundeten, welche links von uns, das Industal von der Gangesebene scheidend, sich in einer Breite von 300 Kilometern erstreckt. Am Nachmittage tauchten einzelne Bergrücken auf, unter ihnen *Mount Abu,*

berühmt als Sommerfrische und durch seine Jaina-Tempel; wir konnten ihn nur vorüberfahrend betrachten. Die Nacht trat ein, und am nächsten Morgen um 5 Uhr sollten wir *Jaipur,* unser nächstes Reiseziel, erreichen. Vorsorglich bat ich den Guard des Zuges, uns rechtzeitig vor Jaipur zu wecken. Er versprach es, wir kleideten uns wie gewöhnlich aus und schliefen ruhig ein. In der Nacht erwachte ich; das Licht in unserm Coupé war erloschen, um uns her war die tiefste Finsternis. Ich zündete ein Streichholz an und sah nach der Uhr: 15 Minuten vor fünf; in einer Viertelstunde mussten wir in Jaipur sein, wo der Zug nur sieben Minuten hält. Der Guard hatte sein Versprechen vergessen. Jetzt ging es darum, in fliegender Eile und im Dunkeln, denn Kerzen, wie später jederzeit, führten wir damals noch nicht bei uns, Strümpfe und Stiefel und alle Kleidungsstücke zu finden und anzulegen, wobei in den verzweifeltesten Fällen ein angezündetes Streichholz helfen musste. Nur die Weste mit all unserem Barvorrat wollte sich längere Zeit nicht finden lassen. Endlich waren wir fertig, und es war auch höchste Zeit; der Zug hielt bereits, und mit Hülfe des Dieners gelangten wir mit allen sieben Sachen noch rechtzeitig heraus und fuhren zu dem nur mässigen Hotel Kaiser-i-Hind. Inzwischen war die Morgenröte erschienen, und wir genossen von den Hotelfenstern aus den herrlichsten Sonnenaufgang, doppelt erfreulich nach dem tiefen Dunkel der Nacht und den Beängstigungen, die es diesmal für uns gehabt hatte.

Die Hauptsehenswürdigkeiten von Jaipur sind das alte Königsschloss mit seinem Marstall und die zwei Stunden entfernt liegende Sommerresidenz *Amber.* Gleich nach der Ankunft wird dem Fremden ein Formular überreicht, auf dem er Tag und Stunde einträgt, wann er diese Dinge zu sehen wünscht, worauf dann alles Weitere von selbst besorgt und namentlich für die Tour nach Amber ein Elefant aus dem

fürstlichen Marstall zur Verfügung gestellt wird. Nachdem wir diese Frage geordnet hatten, unternahmen wir einen Morgenspaziergang in die leider etwas entfernte und nur auf staubigen Wegen erreichbare Stadt, welche mit ihren schönen breiten Strassen und ihren rosa angestrichenen Häusern einen heiteren Eindruck macht, während ihre Bewohner, die Râjputen, mit ihren grossen, kräftigen Gestalten die stattlichsten Erscheinungen bilden, die man in Indien antrifft. In der Mitte der Stadt liegt ein grosser Marktplatz, auf dem, ähnlich wie in Venedig und Florenz, eine Anzahl Tauben gehalten werden. Wir kauften ein Körbchen mit Körnern und hatten bald das Vergnügen, die zarten Tierchen um Haupt und Schultern flattern und die Körner vertrauensvoll aus der Hand aufpicken zu sehen, bis ein zudringlicher Ziegenbock die Scene störte, den ich mit Rücksicht auf die Gefühle der umstehenden Eingeborenen nicht nach Gebühr abzufertigen wagte.

Von hier wandten wir uns zu den fürstlichen Gärten, in denen, wie üblich, Tiger, Löwen und andere bissige Tiere in Käfigen gehalten wurden, während die Affen mit Kettchen an hohen Stangen angeschlossen waren, an denen sie beliebig nach oben zu ihrem kleinen Käfige oder nach unten zur Erde klettern konnten, um hier innerhalb des Spielraums, den die Kette gestattete, mit dem ihnen eignen possierlichen Ernste den Boden auf seine Bestandteile hin zu untersuchen. Nicht weit davon liegt in schönen Gartenanlagen das Museum von Jaipur, ein eleganter Bau mit sehr reichem Inhalte. Besonders fesselte mich eine Sammlung von Tonfiguren, welche die indischen Asketen in ihren mannigfaltigen selbstquälerischen Übungen veranschaulichten. Ursprünglich wurzelt die indische Askese in der hohen und wahren Erkenntnis von der Sündlichkeit des Daseins, aus welcher das Bestreben erwächst, durch Entsagungen und Quälereien aller Art das Fleisch abzutöten. Indessen ist diese echte Askese selten

zu finden. Im Himâlaya, oberhalb *Haridvâr,* wo die Gañgâ aus dem Gebirge hervorbricht, sollen viele Asketen zu finden sein. Freund *Candrikâprasâd* wollte auf der Reise zu uns stossen, um mich dort einzuführen, war aber leider verhindert, und so unterblieb die Sache, da der Europäer allein schwerlich dort viel zu sehen bekommen hätte. Denn die echten Asketen suchen die Einsamkeit auf und machen sich aus dem Europäer gar nichts. Sehr verschieden von ihnen sind diejenigen Asketen, welche die Städte aufsuchen und ihre Bussübungen zur Schau stellen. Von ihnen traf ich in Calcutta am Ufer des Hugli eine ganze Anzahl. Jeder sitzt für sich an seinem Feuer fast ganz nackt, mit Wasserkrug, einigen Lumpen und anderen dürftigen Habseligkeiten umgeben und von einer Anzahl Neugieriger umstanden, die ihn in der Ausübung seiner Spezialität bewundern und ihm einige Almosen spenden. Ihre Kunst läuft meistens auf eine höchst unbequeme Art zu sitzen hinaus, in der sie möglichst lange auszuharren suchen. Einen sah ich, der auf einem Beine stand, während das andere an einer Stange hochgebunden war; ein anderer lag auf einem Bette mit spitzen Holznägeln, noch andere abenteuerliche Posituren konnte man an den Modellen in Jaipur beobachten. Fast alle haben den nackten Leib mit Asche beschmiert, die langen Haare hängen wüst über das Gesicht herunter, und die Nägel sind lang wie Adlersklauen. Der Gesichtsausdruck ist brutal und vertiert und zeigt schon, wie wenig ihre Askese auf geistigen Motiven ruht. Sie sind in der Tat nichts anderes als Bettler, welche sich das Ansehen von Asketen geben, und stehen mit ihren Künsten auf einer Linie mit den Kerlen in unsern Jahrmarktsbuden, welche Feuer essen oder sich Schwerter bis in den Magen hinunterschieben. Wie diese, ruinieren sie durch ihr elendes Gewerbe sehr bald ihre Gesundheit.

Das Museum von Jaipur, welches diese Abschweifung veranlasste, gewährt von der Terrasse auf seinem Dache

eine herrliche Rundsicht auf die Stadt und umliegende Ebene, welche nach drei Seiten hin von schönen Bergen eingeschlossen wird. Auf einem derselben befindet sich ein dem Prinzen von Wales zu Ehren in turmhohen Buchstaben eingegrabenes WELCOME, — vielleicht die grösste Inschrift der Welt, welche über die ganze Ebene hin sichtbar ist und wohl noch für viele Jahrhunderte Zeugnis ablegen wird von der Unterwürfigkeit gegenüber den fremden Beherrschern des Landes.

Im Gebirge nach Norden zu liegt die Sommerresidenz Amber, die wir am folgenden Tage besuchten. Wir fuhren im Wagen bis zum Anfang der Berge, wo der Elefant bereit stand, welcher uns auf einem zwischen den Bergen ansteigenden und dann wieder sich senkenden Wege, an welchem links und rechts in Nischen allerlei Götterbilder standen, nach Amber führte. Der ganze Weg hatte grosse Ähnlichkeit mit der von Athen nach Eleusis führenden Strasse; wie auf dieser nach der Senkung des Weges die Bucht von Salamis sich öffnet, so liegt Amber an einem reizenden See, malerisch um eine Anhöhe herum gelagert. Die Häuser sind vielfach verlassen und allerlei Asketen haben sich in denselben eingenistet. Auf der Höhe liegt das stattliche Schloss, welches mit seinen verschiedenen Sälen, Frauengemächern, Badezimmern usw. den gewöhnlichen Eindruck der mohammedanischen Paläste macht.

Nach Jaipur zurückkehrend, kamen wir an einem Teiche vorbei, in welchem Krokodile gehalten wurden, deren Fütterung ein seltenes Schauspiel bot. Unser Diener kaufte für eine halbe Rupie in einem Schlächterladen in der Nähe ein grosses Konglomerat von Fleischabfällen, bestehend aus Lunge, Leber und Eingeweiden; dieses wurde dem Wächter übergeben, der alles an einen Strick band und ins Wasser hinunterliess, worauf er mit lauten Rufen die Krokodile

lockte. Lange Zeit blieb die weite sumpfige Wasserfläche ganz still. Endlich machte er uns auf eine Bewegung des Wassers in der Ferne aufmerksam; es war ein riesengrosses Krokodil, welches langsam unter der Oberfläche des Wassers heranschwamm. Bald kamen noch andere, und zuletzt sahen wir zu unsern Füssen in der Tiefe ihrer viere, welche phlegmatisch ihre Mäuler aufklappten und nach den Fleischteilen schnappten. Nach und nach gelang es ihnen, ein Stück nach dem anderen loszureissen, bis schliesslich eines der Ungetüme sich der ganzen übrigen Masse bemächtigte und sie hinunterschlang.

Eine Besichtigung des Schlosses mit seiner grossen offenen Audienzhalle, des schönen Gartens und der benachbarten Marställe mit ihren Pferden und Elefanten vervollständigte die Eindrücke dieser indischen Residenzstadt.

Wir eilten nach Hause, wo verschiedene Pandits ihren Besuch angekündigt hatten. Sie erschienen und mit ihnen noch mehrere andre, darunter ein alter blinder Pandit, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet, dem jedoch die Natur, wie so oft den Blinden, ein fröhliches Herz verliehen hatte. Nicht wissend, dass er schon von Geburt blind war, fragte ich ihn teilnehmend, welcher Unfall sein Leiden herbeigeführt habe. Seine Antwort war echt indisch: „Irgend eine in einer früheren Geburt begangene Sünde ist die Ursache,“ versetzte er in zufriedener Heiterkeit. Der Glaube an die Seelenwanderung ist heute wie in alter Zeit die Grundlage der ganzen indischen Religion. Er tröstet den Inder über die Leiden des Lebens, weil er sie als die notwendige Folge früher begangener Sünden begreift, und er ist ein starker Sporn, ein rechtschaffenes Leben zu führen, weil jeder Fehltritt seine Sühnung in einem künftigen Dasein unvermeidlich im Gefolge hat. Auch lehrt eine tiefere Betrachtung, die wir jedoch hier nicht anstellen wollen, dass der Seelenwanderungs-

glaube der allegorische Ausdruck einer für unsere Fassungskraft unerreichbaren Wahrheit, dass er somit die Wahrheit im Gewande des Mythus ist. Die eigentliche Wahrheit, welche dieser Mythus vertritt, können wir wegen der an Zeit und Raum gebundenen Organisation unseres Intellektes nicht fassen und würden sie auch dann nicht fassen, wenn ein Engel vom Himmel käme, sie uns zu lehren.

Am Abende folgten wir einer Einladung in das Haus des Colonel Jacob, wo wir den englischen Komfort in seiner Anpassung an die indischen Lebensverhältnisse beobachten konnten und beim Diner eine kleine, auserlesene englische Gesellschaft zusammenfanden. Colonel Jacob ist einer der nicht sehr zahlreichen Engländer, welche nicht schlecht von den Eingeborenen sprechen, und von denen, wie ich zuversichtlich annehme, auch die Eingeborenen nicht schlecht sprechen werden. „Ich pflege," sagte er, „die Eingeborenen ähnlich zu behandeln wie Kinder, und bin dabei stets sehr gut mit ihnen ausgekommen." Als nach dem Essen die Damen, wie üblich, sich in den Salon zurückzogen, und die Herren ihre Cigarre anzündeten, kam das Gespräch auf eine wichtige Frage, nämlich auf die frühen Heiraten der Eingeborenen. Bekanntlich herrscht heutzutage in den meisten indischen Kasten das Gesetz, dass alle Mädchen vor dem elften Jahre verheiratet werden müssen. Zu diesem Zwecke hält der Vater einer Tochter unter den Mitgliedern seiner Kaste — denn nur diese kommen in Frage — frühzeitig Umschau. Er sucht zunächst vorsichtig Fühlung zu gewinnen, es knüpfen sich Unterhandlungen zwischen den beiderseitigen Eltern an, die Vermögensverhältnisse, die Zusammenstimmung der Charaktere werden sorgfältig erwogen, und zuletzt wird zwischen den Eltern der Bund geschlossen, der ihre Kinder, das Mädchen von elf, den Knaben von etwa sechszehn Jahren, für das ganze Leben unauflöslich bindet. Unter grossen Feierlichkeiten, von denen wir später noch einiges mitteilen

wollen, wird die Hochzeit abgehalten; die kindliche Gattin bleibt nach wie vor im Hause ihrer Eltern, und der Knabe-Ehemann besucht seine Schule weiter und wird, wenn er artig ist, gelegentlich von seinen Schwiegereltern zum Essen eingeladen, wobei er dann auch seine Gattin zu sehen bekommt. Eine effektive wird die Heirat erst, sobald bei dem Mädchen etwa mit vierzehn Jahren die Periode der Reife eintritt. Unter erneuten, aber weniger feierlichen Ceremonien wird es alsdann seinem Gatten übergeben und lebt mit ihm zusammen im Hause der Schwiegereltern; denn dass die Eltern und ihre verheirateten Kinder einen gemeinsamen Hausstand bilden, ist bei den Indern ganz gewöhnlich.

Diese Kinderheiraten haben vieles gegen sich und auch manches für sich. Im ganzen läuft die Sache darauf hinaus, dass in Indien die Eltern die Ehe stiften, während bei uns das junge Paar sich mehr oder weniger selbständig zusammenfindet. Bedenkt man nun die zahllosen Missgriffe, welche das Liebesleben bei uns mit sich bringt, und die oft durch ein langes Leben schwer gebüsst werden, so wird man die indische Methode nicht so übel finden. Freilich fehlt dort der Zauber des Verliebtseins, das Langen und Bangen, und ein Liebesdrama, wie das der *Çakuntalâ*, ist unter den heutigen Verhältnissen in Indien nicht mehr möglich. Dafür fehlt aber auch das ungestillte Sehnen, das trostlose Gefühl, welches bei uns ein alterndes Mädchen erfüllt, das Kokettieren, Schmeicheln und was die Künste alle sind, die von Mutter und Tochter geübt werden, um glücklich einen Mann zu kapern. Es fehlt die innere Leere des Daseins, welche so oft bei uns das Los der alten Jungfern ist, denn alte Jungfern gibt es in Indien nicht, und sollten in einer Kaste mehr Mädchen als Männer sein, so nehmen die letzteren zwei Frauen, denn untergebracht müssen sie alle werden. Dem gegenüber steht in Indien der grosse Übelstand der jungen Witwen. Denn ist ein Mädchen mit elf Jahren verheiratet,

und stirbt der ihr angetraute Gatte, so bleibt das arme Kind fürs ganze Leben Witwe, kann nie wieder heiraten und führt im Hause der Eltern ein zurückgesetztes, mehr oder weniger trauriges Dasein. Der Witwer hingegen kann so oft wieder heiraten, wie er will, nur bleibt ihm dabei nichts übrig, und wäre er sechzig Jahre alt, als ein Kind von elf Jahren zur Gattin zu wählen, denn andere sind eben nicht da. Das grösste Übel dieser frühen Ehen aber ist, was eben an jenem Abend bei Colonel Jacob zur Sprache kam, dass die effektive Heirat bei den Mädchen eine viel zu frühe ist und stattfindet, ehe noch der Körper die erforderliche Widerstandskraft besitzt. Die Folge davon ist nicht nur, dass die jungen Frauen oft sehr schnell verblühen, hinwelken, hinsiechen und sterben, sondern auch dass sie schwächlichen Kindern das Leben geben, und dieser Umstand zusammen mit der fehlenden Fleischnahrung ist wohl der Hauptgrund, weswegen die Inder zwar nicht weniger intelligent, aber doch im Körperlichen wie im Geistigen so viel weniger leistungsfähig sind, als wir Europäer. Übrigens sind die vorurteilsfreieren Eingeborenen selbst von der Bedenklichkeit der frühen Heiraten überzeugt, wissen aber noch nicht, wie sie hier Abhülfe schaffen können, ohne in andre Übelstände zu verfallen.

Wie in anderen Städten, statteten wir auch in Jaipur dem Sanscrit College einen Besuch ab. Ich fand das ganze Kollegium der Lehrer versammelt und auf der Erde hockend, und wir liessen uns, an diesen Brauch bereits gewöhnt, alsbald zwanglos in ihrer Mitte auf einem mit Tintenflecken reichlich gezierten Polster nieder. Sie verlangten Auskunft über den Kaiser Wilhelm und Bismarck, über Deutschland, und ob es auch dort Kasten gäbe, ob alle Deutsche Sanskrit verständen usw. Ich musste ihnen über meine Lebensstellung, meinen Namen, der sich im Sanskrit als *Devasena* sehr glücklich wiedergeben liess, meine Titel usw. berichten und wurde

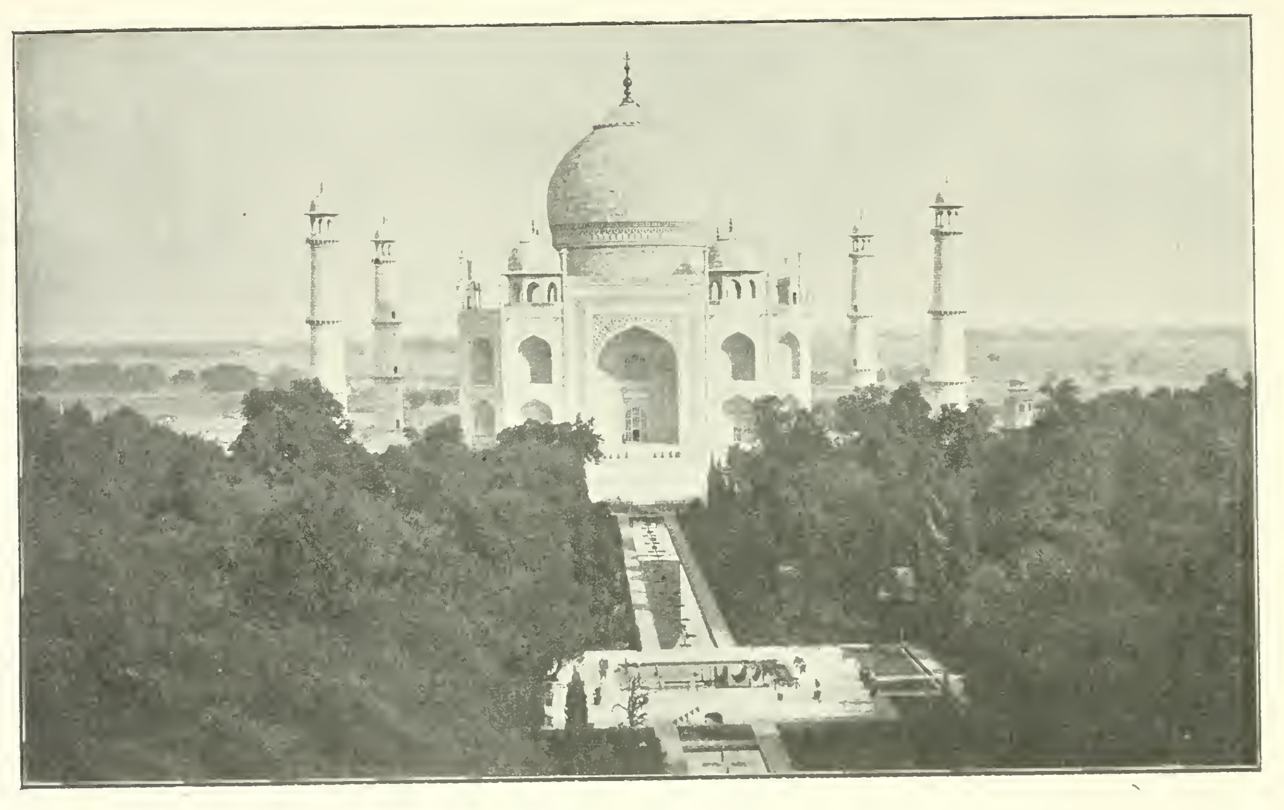
schliesslich gefragt, zu welcher Kaste ich gehöre? Ohne Zögern gab ich die vollkommen korrekte Antwort, dass ich ein Çûdra sei, denn alle Ausländer sind nach dem brahmanischen System Çûdras, las aber auf den Gesichtern meiner Hörer ein solches Befremden über diese Antwort, dass ich mir vornahm, künftig etwas mehr mich dem Ideenkreise der Fragenden anzupassen. Ich pflegte daher späterhin bei der oft an mich gerichteten Frage nach meiner Kaste zu antworten, dass ich in meiner vorigen Geburt ein Brahmane gewesen sei, aber infolge irgend einer Sünde als Europäer, d. h. als Çûdra, habe wiedergeboren werden müssen und nunmehr nach dem Studium von Veda und Vedânta, nach dem Besuche Indiens und so vieler heiligen Orte und Männer hoffen dürfe, das nächste Mal mit Ueberspringung der zwischenliegenden Kasten wieder als Brahmane auf die Welt zu kommen. Dieses Märchen pflegte bei meinen Zuhörern viele Heiterkeit zu erregen, wurde aber auch einmal von einer Büsserin in Calcutta ernst genommen, wovon weiter unten noch die Rede sein soll.

Am Morgen des fünften Dezember fanden wir uns in tiefem Dunkel vor fünf Uhr auf dem Bahnhofe ein, hatten die Freude, noch einmal Colonel Jacob zu begrüssen, den die unbequeme Zeit nicht abgehalten hatte, einer abreisenden Dame das Geleit zu geben, und bestiegen den Zug, der uns in neun Stunden nach *Agra* bringen sollte. Das Frühaufstehen auf Reisen ist ja mit mancherlei Beschwerden verbunden, hat aber auch viele Vorzüge, namentlich in Indien und an jenem Morgen, wo wir von den Eisenbahnfenstern aus schrittweise den Übergang des nächtlichen Dunkels zur Dämmerung und zur Morgenröte verfolgen konnten. Lebhaft ergriff mich die Erinnerung an den Hymnus an die Morgenröte, Ṛigveda 6,64, den ich als ersten Vedahymnus 1865 noch bei Lassen gelesen hatte, und dessen Worte mir schon so

oft zu einem Inbegriff des Zaubers geworden waren, mit dem der Orient uns umstrickt. Jetzt sah ich sie wirklich einmal, die Lichtwellen, wie sie aus dem zartesten Rosa durch eine Reihe von Zwischenstufen zu Gelb und Weiss übergingen, bis dann am wolkenlosen Horizont blitzartig der oberste Streifen des Sonnenballs erschien und wenige Augenblicke später die vollaufgegangene Sonne eine Lichtflut über die Natur ergoss, von der wir uns unter unserem bleiernen nordischen Himmel schwer eine Vorstellung machen können. Erhöht wurde die Stimmung durch den Gedanken, dass wir uns jetzt der heiligen *Yamunâ* näherten, welche mit ihrem Schwesterflusse, der *Gañgâ*, so grosse Erinnerungen wachruft, wenn dieselben auch durch die nachfolgende mohammedanische Epoche in ähnlicher Weise übertüncht erscheinen, wie in Italien die Denkmäler des klassischen Altertums durch das nachfolgende christliche Mittelalter. Um zwei Uhr erreichten wir Agra, welches neben Delhi der Mittelpunkt der Erinnerungen an die Zeit der mohammedanischen Herrschaft bildet und von Denkmälern derselben ganz angefüllt ist. Wir liessen unseren Diener allein mit dem Gepäck zum Hotel fahren und begaben uns vom Bahnhof sofort zu dem naheliegenden Fort. Von den in ihm eingeschlossenen Moscheen und mohammedanischen Palästen aus, die jetzt den Engländern als Arsenale dienen, genossen wir den ersten Blick auf die Yamunâ, die jenseits weit ausgebreitete Landschaft und den eine Viertelstunde unterhalb am Flusse liegenden weltberühmten *Tâj Mahal.* Unwiderstehlich zog es uns zu diesem von *Shah Jehan* seiner Lieblingsgattin *Mumtaz-i-Mahal* („Erwählte des Palastes") errichteten Grabpalaste hin, wir achteten wenig des staubigen Weges und der glühenden Nachmittagsonne, bald war die tempelartige Eingangspforte erreicht, und da lag er vor uns, von seinem üppig grünendem Parke umgeben, der herrliche Tâj Mahal. Der überwältigende Eindruck, den dieser Anblick, auch nach allen vorher gesehenen

Abbildungen, auf den Beschauer übt, beruht wesentlich auf der Wirkung der Kontraste. Der glitzernde Wasserstreifen mit seinen Lotosblumen, der sich von der Eingangspforte durch den Garten bis zum Tâj Mahal hinzieht, der stolze Bau aus schneeweissem Marmor, die üppiggrünenden Parkanlagen, die ihn umgeben, und darüber das dunkle Blau des indischen Himmels, das alles vereinigt sich zu einem Bilde, welches für einen Augenblick in der Seele des Beschauers alle Sorgen und Nöten des Erdendaseins verschwinden macht und in dieser übermächtigen Wirkung auf der Welt nicht leicht seines Gleichen findet. Hingegen kann ich der Meinung derer nicht beistimmen, welche den Tâj Mahal für das schönste Bauwerk der Erde erklären. Wer den Kölner Dom, die Peterskirche in Rom, die freilich nur von innen schöne Hagia Sophia in Konstantinopel und vor allen den Parthenon in Athen gesehen hat, der wird in dem Tâj Mahal, trotz der edlen Einfachheit seiner Formen und Verhältnisse, gewiss nicht den höchsten Typus architektonischer Schönheit finden. Namentlich kann sich die mohammedanische Kuppel weder in der Form noch in der Art ihrer Aufsetzung mit der romanischen messen. Allerdings ist die Verjüngung, welche die erstere an ihrer Grundlage zeigt, wohl motiviert; sie soll das ungeheure Gewicht der Kuppel zur Anschauung bringen, ähnlich wie beim dorischen Tempel durch die Anschwellung des Säulenkapitäls das Gewicht des Architravs uns zum Bewusstsein gebracht wird. Aber während die dorische Säule dem Drucke von oben kraftvoll Widerstand leistet, so erscheint die Einknickung am Fusse der mohammedanischen Kuppel vielmehr als eine Schwäche.

In diesen und ähnlichen Betrachtungen ging der Nachmittag hin, und schon vergoldete die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen die Kuppeln und Minarets des stolzen Grabpalastes, als ein wohlgekleideter junger Mann auf uns zutrat und uns unter Nennung unseres Namens be-



Der Tâj Mahal bei Agra.

Seite 76.



grüsste. Es war *Lâl Baij Nâth,* Richter in Agra, welchem unsere Ankunft brieflich gemeldet worden war, und der, nachdem er uns im Hotel vergeblich gesucht, nicht in Zweifel sein konnte, wo er uns finden würde. Wir schickten unsere Wagen voraus und traten in der Abendkühle zu Fuss den Rückweg an. Das Gespräch wendete sich bald geistigen Dingen zu, und ich glaubte an meinem Begleiter eine etwas hochmütige Stimmung durchzufühlen. In seinen ersten Antworten lag so etwas, wie eine Frage, was wohl ich als Europäer über solche Dinge mitzureden habe. Wenige Auseinandersetzungen genügten, um seine Stimmung umzuwandeln, und nun zeigte er eine von Stunde zu Stunde zunehmende warme Anhänglichkeit, und er wurde nicht müde, über diesen oder jenen Punkt immer neue Aufschlüsse zu verlangen. Er nahm es wirklich ernst mit seinem Vedânta-Glauben; sein Erbauungsbuch, in dem er täglich las, war der umfangreiche *Yogavasishṭha,* und er zeigte eine gewisse Tendenz, nicht bei dem *Râja-Yoga,* der intellektuellen Hingebung an das Göttliche stehen zu bleiben, sondern auch zum *Haṭha-Yoga* überzugehen, welcher auf mehr oder weniger gewaltsamen Wegen die Abtötung der Weltlichkeit anstrebt. Er zeigte also ähnliche Neigungen wie bei uns der Pietismus, sofern man dessen Wesen darein setzen kann, dass er sich nicht begnügt, die Zeit der Gnade abzuwarten, sondern bemüht ist, durch geflissentliches Aufsuchen von Busse und Bekehrung gleichsam um dieselbe zu ringen. Was bei uns dem Pietismus entgegen zu halten ist, dass die Wiedergeburt nur dann echt ist, wenn sie durch den heiligen Geist und gleichsam ohne unser Zutun gewirkt wird, dasselbe konnte ich dem jungen Inder in seiner Sprache begreiflich machen durch Hinweisung auf die Vedastellen, in denen es heisst, dass der Âtman nur in dem, welchen er sich selbst erwählt, Wohnung nimmt, und dass alle Werke, die guten wie die bösen, wo es sich um das Höchste handelt, nichtig sind.

Die Tage in Agra wurden wesentlich in Gesellschaft mit Lâl Baij Nâth verbracht. Am andern Morgen in der Frühe holte er uns in seinem Wagen im Hotel ab und fuhr mit uns nach dem eine Stunde von Agra entfernten *Sikandra,* um das Grab des Kaisers *Akbar* zu besuchen. Auch dieses ist ein mächtiger Palast mit vielen Türmen, Säulen und Aufgängen. Auf dem Dache breitet sich eine grosse Terrasse aus, von der man einen herrlichen Rundblick auf den umgebenden Park und die weite indische Landschaft geniesst, und wo nichts die tiefe Ruhe stört, als das liebliche Gezwitscher der kleinen grünen Papageien, welche oft in ganzen Scharen auf den Kronen der unter uns liegenden mächtigen Bäume sassen. „Hierher," sagte Lâl Baij Nâth, „begebe ich mich oft, um meinen Gedanken nachzuhängen;" und in der Tat, für die Sammlung der Seele konnte es keinen günstigeren Ort geben, als dieses Denkmal des grossen indischen Kaisers in seiner weltvergessenen Einsamkeit. Weiterhin besuchten wir mit unserem Freunde noch manche Erinnerungsstätte mohammedanischer Herrlichkeit, schenkten auch der Stadt mit ihren Kunstindustrien und Kaufläden die gebührende Beachtung und fanden uns am Abende in dem ausserhalb der Stadt gelegenen Hause unsres Freundes zusammen. Er hatte mich ersucht, ihm an diesem Abende die Gedanken, welche den Inhalt unserer Gespräche bildeten, einmal im Zusammenhang zu entwickeln und bat um die Erlaubnis, noch einige Freunde zuziehen zu dürfen. Gern willigte ich ein, war aber nicht wenig überrascht, als eine ansehnliche Versammlung sich einfand, vor der sich denn meine Rede zu einem zusammenhängenden Vortrage über alle Hauptpunkte des Vedânta-Systems gestaltete. In der darauf folgenden Diskussion, die teils in Englisch, teils in Sanskrit stattfand, fiel mir schon damals die theistische Neigung auf, welche viele heutige Vedântisten zeigen, und auf die wir noch in einem anderen Zusammenhange zurückkommen wollen. Die

Freunde, welche bei diesem ersten, durch zufällige Umstände veranlassten Vortrag zugegen waren, müssen wohl, ich weiss nicht ob mündlich, brieflich oder durch die Zeitungen, davon weiter erzählt haben; an mehreren Orten, die wir später berührten, wusste man darum und bat mit Berufung darauf um Haltung eines Vortrages, welches ich denn je nach Umständen bewilligte oder ablehnte.

Die Gesellschaft bei Lâl Baij Nâth zog sich zurück, und wir blieben mit unserem Wirt allein, der uns zum Essen dahielt. „Heute," sagte er, „bekommen Sie eine europäische Mahlzeit, morgen abend aber will meine Frau für Sie eine Mahlzeit nach Hinduweise zubereiten; bei der ersten werde ich bloss Zuschauer sein, an der zweiten aber, wenn auch in einiger Entfernung, um die Pflicht meiner Kaste nicht zu übertreten, teilnehmen." Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, um über die Mahlzeiten der Hindus, wie wir sie nachmals noch oft mitgemacht haben, einiges Nähere mitzuteilen.

Der orthodoxe Inder nimmt, wie es schon der Veda vorschreibt, zwei Mahlzeiten täglich zu sich, die eine morgens um elf Uhr, die andere abends um acht Uhr. Die Speisen werden von den Frauen des Hauses selbst zubereitet, welche in der Regel auch (natürlich nicht wenn Europäer zugegen sind) ihren Gatten beim Essen bedienen. Erst wenn die Männer gegessen haben, setzen sich die Frauen zu Tisch. Die Nahrungsmittel sind durchaus auf Milch und Vegetabilien beschränkt; Fleisch, Fische sowie auch Eier sind nicht erlaubt. Ebenso sind alle geistigen Getränke ausgeschlossen; der gesetzlich lebende Inder trinkt ausser Milch nur klares Wasser. Selbst gegen Thee und Limonade haben sie meist Bedenken. Weder Tische noch Stühle werden beim Essen gebraucht. In einer luftigen Halle des Hauses werden nach der Zahl der Gäste viereckige Holzbretter, etwa wie unsere Zeichenbretter, gelegt, vor welchen die Speisenden, nachdem

ihnen ein Diener Wasser über die Hände gegossen hat, sich mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen niederlassen. Sodann werden die Speisen vor jeden einzelnen in ganz kleinen Näpfchen aus Ton oder Bananenblättern auf die Bretter gestellt. Die Zahl der Gerichte ist gross; zwölf bis zwanzig Gänge sind etwas ganz Gewöhnliches. Sie bestehen zur Hälfte aus verschiedenen, meist stark gewürzten Gemüsen, Milchspeisen, Reis, zubereiteten Früchten usw. und zur Hälfte aus allerlei Süssigkeiten. Brot gibt es nicht, sondern nur sogenannte *Chapâti*'s, dünne, in der Pfanne gebackene Fladen, von denen ein ganzer Stoss vor jedem Gaste steht. Sie dienen zugleich als Löffel, um die halbflüssigen Milchspeisen zu schöpfen. Irgend welche Werkzeuge, wie Messer und Gabel, werden nicht gebraucht, man isst, nur mit der rechten Hand, indem man nach Belieben bald in den einen, bald in den anderen Napf greift und das Erfasste vorsichtig von oben in den Mund schiebt. Die Überreste werden nie aufgehoben, sondern an Mohammedaner oder Çûdras weggegeben oder auch weggeworfen. Alles, was vorgesetzt wird, ist an demselben Tage frisch zubereitet. Da die gebrauchten Rohstoffe sehr billig sind, so kann man für zwei Anas (20 Pf.) schon ein opulentes Mahl haben. Am Schlusse wird wieder Wasser über die Hände gegossen und sodann das *Tâmbûlam* gereicht. Dieses besteht aus einem Betelblatte, in welches kleine Stückchen der Arekanuss und andere Gewürze (Cardamum, Cinnanum und Nelke) eingewickelt sind. Man schiebt das Päckchen in den Mund und lässt es langsam zergehen, bis das Ganze heruntergeschluckt ist, worauf dann viele eine zweite Dosis nachfolgen lassen. Ja, manche halten sich den ganzen Tag am Betelkauen. Dasselbe soll die Verdauung befördern; der Geschmack ist scharf pikant und nicht unangenehm. Es vertritt für den Inder die Stelle der Cigarre. Hingegen ist das Tabakrauchen, abgesehen etwa von Bengalen, sehr wenig

eingeführt. Die meisten Inder enthalten sich desselben, weil es im Veda nicht erlaubt wird, während die wenigen Rauchenden ihr Gewissen damit beschwichtigen, dass es im Veda ja doch auch nicht verboten werde. Übrigens produziert Indien selbst viel Tabak, der zu einer guten Mittelsorte ganz rauchbarer, wenn auch nicht feiner Cigarren verarbeitet wird. Die besten kosten 3, 4 oder höchstens 5 Rupien das Hundert; dann springt der Preis gleich auf 15 Rupien und höher für importierte Cigarren. Nach dem Essen greift der Inder gern zur Musik, wie an jenen Abenden auch Lâl Baij Nâth, welcher, auf dem Teppich kauernd und behaglich an ein grosses Rollkissen gelehnt, einige Lieder vortrug und sich dabei auf der Laute begleitete.

Als wir am Abend Abschied nahmen, überreichte mir Lâl Baij Nâth zum Andenken einen Stock aus Ebenholz, von oben bis unten mit schönen Schnitzereien bedeckt und mit eingelegten edlen Steinen verziert, ein altes Stück, das er einst auf einer Auktion in Benares erstanden hatte. An dem Griff befinden sich in eingelegter Elfenbeinarbeit die wunderlich verschlungenen Züge eines arabischen Namens, welchen mein Freund und Kollege Hoffmann als *Osman Elias Muhammed Padischah* entzifferte und dazu die Vermutung äusserte, dass, nach dem letzten Titel zu schliessen, der Stock wohl einmal einem indischen Kaiser angehört haben könne. Im Laufe der Zeiten mag er denn durch viele Hände gegangen sein, bis er endlich in diejenigen kam, die ihn gewiss nicht wieder loslassen werden. Ich habe denselben durch alle Fährlichkeiten der Reise glücklich nach Hause gerettet, und er dient mir als wertes Andenken an den Geber, an die in Agra verbrachten Tage und an das herrliche Land, das wie ein verlorenes Paradies in unserer Erinnerung lebt.

Mittlerweile war der achte Dezember herangekommen, und der Winter fing an, sich so weit fühlbar zu machen, dass die Hindus morgens und abends um ihr kleines Feuerchen hockten, sei es vor den Häusern, sei es in denselben, wobei dann in Ermanglung der Schornsteine der Rauch durch Tür und Fenster und alle Ritzen der mit Stroh oder Ziegeln bedeckten Dächer quillt. Das Heizmaterial ist, wie schon im Ṛigveda, in der Regel Kuhdünger, welcher sorgfältig gesammelt, zu kleinen Kuchen geformt und an die Aussenwände der Hütten angeklatscht wird, um in der Sonne zu trocknen. Derselbe verbreitet beim Verbrennen einen eigentümlichen Ammoniakgeruch, der sich weithin bemerkbar macht. Sollte ich ihn je wieder riechen, so wird es mir sein, als wenn ich wieder in Indien wäre.

Auch uns gemahnte der Winter, unsere Fahrt nach dem hohen Norden, d. h. nach dem Pendschâb, dem ältesten Sitze der indischen Kultur, nicht länger aufzuschieben, und wir beschlossen, Delhi und alles andere für die Rückkehr zu verschieben und von Agra über Lahore direkt nach Peshawar, dem nordwestlichen Endpunkte des anglo-indischen Reiches, durchzufahren.

Am Morgen des achten Dezembers nahmen wir herzlichen Abschied von Lâl Baij Nâth und von dem schönen Agra, um in zweiundzwanzigstündiger Fahrt gleich durch nach Lahore, der Hauptstadt des Pendschâb, zu fahren. Das Pendschâb, im Nordwesten des indischen Reiches gelegen, wird von den Reisenden gewöhnlich nicht besucht, war aber für mich von besonderem Interesse, weil es der Sitz der ältesten indischen Kultur gewesen ist, wie sie uns noch heute nach drei- bis viertausend Jahren in den frischesten Farben aus den Hymnen des Ṛigveda entgegenleuchtet. Seitdem ist freilich über das Pendschâb eine Völkerwelle nach der anderen geflutet; hierher brachte der Alexanderzug die griechische Kultur; von hier aus waren auch die Moham-

medaner hereingebrochen, und hier haben sie noch heute ihren Hauptsitz, indem die Hälfte der Bevölkerung oder mehr in den nordwestlichen Provinzen mohammedanisch ist. Freilich sind diese Mohammedaner nur teilweise eingewanderte Araber; ein grosser Teil derselben sind zum Islam bekehrte Hindus, und es wäre für die Beurteilung des Einflusses, welchen die Religion auf den Menschen ausübt, von grossem Interesse, festzustellen, inwieweit die islamisierten Hindus den Hinducharakter oder den Charakter der Mohammedaner im allgemeinen zeigen, welcher ein sehr verschiedener ist. Die Grundzüge des letzteren lassen sich als Fanatismus, Neigung zu Gewalttätigkeiten und Habgier bezeichnen. So wird sich jeder, der Ägypten oder Palästina besucht hat, noch lebhaft an die unverschämte Bettelei, das ewige Bakschisch-Geschrei und die Unzufriedenheit erinnern, mit der auch die reichlichste Gabe entgegengenommen zu werden pflegt. Ähnliche Züge, wenn auch nicht in so hohem Grade, zeigen die Mohammedaner in Indien. Aber trotz ihrer Habgier haben sie doch keinen eigentlichen Erwerbstrieb und unterscheiden sich dadurch von ihren Rassenbrüdern, den Juden, sehr merklich. Der Jude ist auch gewinnsüchtig, aber er ist dabei mässig und sparsam und bringt es daher nicht selten zu einem Wohlstande, der für die christlichen Mitbürger etwas Beängstigendes hat. Der Mohammedaner hingegen, wie man mir in Indien oft versicherte, rafft nur zusammen, um das Errungene alsbald wieder zu vergeuden. Daher er selten zu grösserem Wohlstande und einer dementsprechenden einflussreicheren Stellung in der Gesellschaft gelangt. Als Diener ist der Mohammedaner, weil die Kastenvorurteile wegfallen, brauchbarer als der Hindu. Die Köche in den Hotels und Dak Bungalows sind fast durchweg mohammedanisch. Bekannt ist die starke Sinnlichkeit dieser Rasse. Eine Folge derselben ist die ängstliche Abschliessung der Weiber, und nichts ist

belustigender, als zu sehen, wie ein Mohammedaner mit seinem weiblichen Anhange zu reisen pflegt. Wenn er aus dem Eisenbahnwagen aussteigt, so muss jedes Weiblein aus dem Coupé unmittelbar in eine von allen Seiten verschlossene Sänfte schlüpfen und wird in dieser bis zum Wagen getragen. Ist keine Sänfte vorhanden, so stülpt der Gatte einer Frau nach der anderen einen langen, bis auf die Füsse reichenden Sack über und geleitet sie zu einer entlegenen Stelle des Bahnhofs, wo sie unbeweglich stehen bleibt oder niederhockt, bis auf diese Weise alle weiblichen Mitglieder der Familie ausgeladen worden sind und dann mittels Wagen weitertransportiert werden.

Diese und ähnliche Scenen konnten wir oftmals auf unserer Fahrt nach Norden beobachten, die uns von Agra in vierzehn Stunden nach *Umballa* und sodann die Nacht durch in weiteren acht Stunden nach Lahore führte, wo wir am anderen Morgen früh um sieben Uhr ankamen.

Da wir am selben Abend weiter zu fahren gedachten, so liessen wir unser Gepäck unter Obhut des Dieners auf dem Bahnhofe und machten einen Morgenspaziergang in die Stadt, die uns von einem Modell im India Museum in London her bekannt war und allerdings eine gute Vorstellung von der Anlage der indischen Städte gibt.

Die indische Stadt im allgemeinen lässt sich vergleichen einem Kreise und einer an denselben gelegten Tangente. Die Kreisfläche wird gebildet durch die enge, mit krummen, winkligen Gässchen durchzogene Eingeborenenstadt, die Tangente besteht in einer schönen breiten Chaussee, gewöhnlich *the Mall* genannt, an welche sich ein System von Querstrassen und Parallelstrassen anschliesst, alle sehr breit, gerade und wohl gepflegt, welche die von den Europäern bewohnten Stadtteile bilden und häufig noch als *Civil Lines* und *Cantonment* unterschieden werden. Der letztgenannte

Teil ist eigentlich für die Offizierswelt bestimmt, doch findet man in ihm auch viele Civilistenwohnungen. Die genannten breiten Chausseen, welche sich oft stundenlang erstrecken und der Stadt eine ungeheure, nur durch Wagen zu bewältigende Ausdehnung geben, werden nun nicht etwa von Häusern eingerahmt, sondern von grossen Grundstücken mit Gärten und parkartigen Anlagen, in denen in erheblicher Entfernung von der Strasse wie von einander sich grosse Villen und palastartige Gebäude mit Säulengängen und schönen Hallen erheben. Teilweise sind dieselben Privatwohnungen, teilweise dienen sie auch als Hotels, Bankhäuser, Verkaufsläden u. dgl. Auch die europäischen Handwerker scheinen in Indien sehr komfortabel zu leben. Gerade in Lahore war es, wo ich eines Abends im Hotel nach eingenommenem Diner meine Cigarre rauchend mit einigen Herren um das in der abendlichen Kühle willkommene Kaminfeuer sass. Einer derselben, von eleganter Kleidung und vornehmen Manieren, wusste über allerlei recht gute Auskunft zu geben, und ich war ein wenig überrascht, als sich im Laufe der Unterhaltung herausstellte, dass er nichts anderes als ein Militärschneider war.

An jenem Morgen unserer Ankunft durchschritten wir die geschilderten Anlagen des europäischen Viertels und gelangten sodann in die Eingeborenenstadt, in deren engen Strassen die Menge hin- und herwogte, während die meisten Häuser nach der Strasse zu sich zu Verkaufsläden öffneten, in denen in Säcken, Fässern und Kisten die mannigfachsten Produkte feilstanden, während der Verkäufer in gravitätischer Ruhe hinter denselben auf dem Boden kauerte.

Nachdem wir das Vergnügen, uns in dem Labyrinth der Gassen zu verlieren und wieder zurechtzufinden, genugsam durchgekostet hatten, stieg in mir der Wunsch auf, den Fluss zu sehen, an welchem Lahore liegt. Es ist die schon im Ṛigveda vorkommende *Irâvatî* („die Labungsreiche“), heute

Râvi genannt, der mittlere von den fünf Zuflüssen des Indus, welche dem Pendschâb den Namen gegeben haben. Die indischen Flüsse pflegen in der Regenzeit ihr Bett häufig zu verändern, und selbst der Ganges wühlt sich immer neue Wege und gibt dadurch den Besitzern der umliegenden Felder vielen Anlass zu Streitigkeiten und mühsamer Arbeit. Und so fliesst denn auch die Irâvatî heute eine Viertelstunde entfernt von Lahore vorüber. Wir fanden einen Knaben, der eben mit seinem Sanskrit-Abcbuch aus der Schule kam und sich sehr freute, als wir einen Wagen nahmen und ihm erlaubten, mitzufahren. Rasch ging es nun zur Stadt hinaus, an Feldern und unbebauten Strecken vorüber, und bald war der Fluss erreicht. Wir überschritten denselben auf einer Schiffbrücke, die, wie gewöhnlich in Indien, höchst primitiv war, und genossen einen Blick in die freie Landschaft. Der Reiz der südlichen Natur kam weniger zur Geltung, weil das umliegende Land, wie überhaupt das ganze Hindostan, eine vollkommene Ebene bildet, während die gewaltigen Gebirgsmassen des Himâlaya viel zu fern liegen, um dem Auge sichtbar zu werden. Etwas enttäuscht fuhren wir zur Stadt zurück, hielten bei einer Schule an und liessen uns durch den Lehrer zum Vorsitzenden des *Âryasamâj* führen, eines über ganz Indien verbreiteten religiösen Vereins, welcher seinen Hauptsitz in Lahore hat.

Solcher Vereine haben sich in Indien neuerdings mehrere gebildet. Sie beruhen alle auf dem Bestreben, der entarteten und in äusserlichem Ceremoniell erstarrten Volksreligion gegenüber zu älteren und würdigeren Anschauungen zurückzukehren. Aber während der *Brahmasamâj* vielfach ausländische und namentlich auch christliche Elemente aufgenommen hat, und während der *Dharmasamâj* nach der anderen Seite extravagiert und die Verehrung der Idole duldet, so hält der Âryasamâj, der in Indien wohl die grösste Verbreitung und die meiste Aussicht für die Zukunft haben

dürfte, zwischen beiden eine massvolle Mitte. Er hält einerseits alles Ausländische von sich fern, verwirft aber anderseits auch den Dienst der Götterbilder und ist bestrebt, von ihnen zurück zur Religion des Veda zu gelangen. Unter den denkenden Hindus ist diese Richtung weit verbreitet, und wenn man auf dem Bahnhof am Billetschalter oder im Gepäckraum einen Beamten sieht, auf dessen Angesicht hinter der selten fehlenden Brille liebreiches Wohlwollen und ein gewisser kontemplativer Zug sich ausprägt, so wird man selten fehl gehen, wenn man in ihm einen Anhänger des Âryasamâj sieht und ihn als solchen anspricht, worauf sich dann alsbald die freundlichsten Beziehungen entwickeln. In grösseren Städten besitzt der Âryasamâj ein eigenes Haus, in welchem regelmässig gottesdienstliche Versammlungen stattfinden. Götterbilder enthält dasselbe nicht; hingegen lodert in der Mitte in einem kleinen viereckigen Raum, so gross wie die Öffnung eines Schornsteins, ein Feuer. Den Versammlungssaal habe ich irgendwo gesehen; dem Gottesdienste beizuwohnen, wozu man mich freundlich einlud, hatte ich keine Gelegenheit. Nach dem, was ich darüber gehört, werden dort Hymnen des Veda und Stellen der Upanishad's verlesen, über welche sodann gepredigt wird. In Lahore steht gegenwärtig an der Spitze des Âryasamâj ein noch junger Mann, *Hans Râj,* von freundlichem Aussehen und bescheidenem Wesen, mit dem ich eine kurze Unterredung hatte. Er wird sehr hoch geschätzt, namentlich weil er alles aufgegeben hat, um sein ganzes Leben ohne Entgelt in den Dienst des Âryasamâj zu stellen. Ich verliess Hans Râj, um mich zu Dr. Stein geleiten zu lassen, einem noch jungen, aber sehr verdienten Sanskrit-Gelehrten, der damals noch Vorsteher des Sanscrit College in Lahore war. Er empfing uns sehr freundlich und entriss uns mit einer gewissen liebenswürdigen Eifersucht den Âryasamâj-Leuten, um uns für sich allein in Anspruch zu nehmen. Wir mussten sogleich

an seinem Frühstück teilnehmen und tranken dazu eine Flasche Kaschmirwein, welcher ganz vortrefflich war. Von Indien zeigte sich Freund Stein wenig erbaut; um so mehr von Kaschmir, welches er viel bereist und zum Zweck seiner Herausgabe der *Râjatarñaginî* fleissig durchforscht hat. Er erzählte viel von der Schönheit des Alpenlandes und von der primitiven Art, wie man dort reise, indem z. B. oft zum Überschreiten von Strömen als einzige Brücke nur drei Stricke gespannt seien, der eine für die Füsse, die beiden anderen, um sich mit den Händen daran zu halten.

Indem wir in Gesellschaft von Dr. Stein, der vorzüglich in allem Bescheid wusste, noch diese und jene Sehenswürdigkeit der Stadt besuchten, ging der Tag in der angenehmsten Weise hin, und nachdem wir am Abend noch seiner Einladung zum Diner im Hotel Folge geleistet, bestiegen wir, mit dem Versprechen, auf dem Rückwege einige Tage in Lahore zu verweilen, den Nachtzug, in welchem wir am andern Morgen in *Rawal Pindi* erwachten. Zahlreiche Soldaten auf dem Bahnhofe, viele militärische Baulichkeiten und Einrichtungen in der Umgegend deuteten darauf hin, dass hier die Engländer einen besonders starken Waffenplatz haben. Nach einem trefflichen Frühstück, wie es sonst auf den Bahnhöfen selten geboten wird, fuhren wir weiter und erreichten gegen Mittag den Indus, da wo im Westen der Kabulfluss in ihn hineinströmt, während im Osten vom Flusse das stark befestigte *Attock* in malerischer Lage an dem Abhange eines Berges lehnt. Eine prächtige Eisenbahnbrücke führt über den Indus, welcher hier anmutig zwischen Bergen strömt, übrigens aber die Erwartung eines grossen Stromes nicht erfüllte; in meiner Erinnerung erscheint er kaum grösser als der Rhein bei Basel. In der Regenzeit, wenn die Bergwasser von allen Seiten zuströmen, mag er wohl einen anderen Anblick gewähren. Die Bahn zieht sich von hier weiter westlich in der kesselartig von Bergen umgebenen

Ebene des Kabultals hinauf, bis sie in *Peshawar* ihren Endpunkt findet. Hier langten wir im Laufe des Nachmittags an und begaben uns sogleich in das einzige Hotel des Ortes. Wir hätten wohl besser getan, das Dak Bungalow zu wählen. Schon auf den ersten Blick zeigte es sich, dass dieses Hotel, das schlechteste, welches wir in Indien angetroffen haben, in hohem Grade verwahrlost war. Gäste waren ausser uns nicht vorhanden, und das Fremdenbuch wies aus, dass nur selten Fremde sich hierher verloren hatten und dann baldmöglichst wieder verschwunden waren. Eine alte Frau erschien, welche sich als die Besitzerin des Hotels vorstellte. Sie wies uns ein sehr primitives Zimmer an und setzte mich nicht wenig in Erstaunen, als sie für den Tag und die Person sechs Rupien forderte, während wir sonst überall, mit drei berechtigten Ausnahmen, in den ersten Hotels nur fünf Rupien bezahlt hatten. Als ich dies geltend machte, ermässigte sie ihre Forderung sofort auf fünf Rupien, versuchte dann aber nochmals zu betrügen, indem sie später auf der Rechnung das Diner besonders anschrieb, mit der monströsen Behauptung, dass dasselbe im Pensionspreise nicht einbegriffen sei. Natürlich ging ihr dieses nicht durch, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als wenigstens in allerlei Kleinigkeiten, über welche zu markten sich nicht der Mühe lohnte, uns möglichst zu überfordern. Wir begaben uns in den sogenannten Salon, in welchem mancherlei Hausrat wunderlich zusammengewürfelt war, und da der Abend kühl wurde, so bemühte ich mich längere Zeit vergebens, das kümmerliche Kaminfeuer mittels eines zerbrochenen Blasebalges neu zu beleben.

Inzwischen hatten wir an Colonel Warburton, die Hauptperson in Peshawar, einen Brief mit der Bitte gesandt, uns die Besichtigung von *Fort Jamrud* zu gestatten. Jamrud liegt zwei Stunden westlich von Peshawar, da, wo die indische Ebene ihr letztes Ende erreicht, und die grosse Heerstrasse

sich durch den berühmten Khaibar-Pass im Gebirge hinaufwindet, um nach Kabul in Afghanistan zu führen. Hier ist auch der letzte Endpunkt der britischen Herrschaft, deren Autorität wir es zu verdanken hatten, dass wir durch ganz Indien ebenso sicher reisen konnten, wie in der Heimat. Anders ist es jenseits von Fort Jamrud. Hier hört der englische Einfluss auf, aber zwischen dem englischen Territorium und Afghanistan erstreckt sich ein zwanzig Kilometer breiter neutraler Landstreifen, welcher von sogenannten *independent tribes* bewohnt wird. So eifersüchtig diese Stämme auf ihre Unabhängigkeit sind, so wenig beneidenswert ist dieselbe. Eine allgemeine Anarchie ist die Folge, und in den einzelnen Dörfern stehen sich die verschiedenen Parteien gegenüber, wie die Montecchi und Capuletti in Shakespeare's Romeo und Julia. Eine öffentliche Sicherheit gibt es nicht, jedermann geht bewaffnet, und alle Augenblicke kommt es zu Streitigkeiten und Blutvergiessen. Ein Fremder kann diese Gegend nicht betreten ohne die Gefahr, als Spion betrachtet und ohne weiteres niedergeschossen zu werden. Immer wieder kommt von Zeit zu Zeit ein derartiger Unglücksfall vor, worauf dann die Engländer als Repressalien ein paar Dörfer niederzubrennen pflegen. Um diese Vorkommnisse zu vermeiden, gestattet die englische Regierung niemandem, den Khaibar-Pass zu betreten, ausgenommen am Dienstag und Freitag, wo derselbe offen ist und durch genügende Besetzung mit Soldaten für die Sicherheit der Reisenden und Karawanen Sorge getragen wird.

Um diese Dinge in der Nähe zu sehen, bedurfte es der Erlaubnis des Colonel Warburton, und zu diesem Zwecke hatte ich vom Hotel aus einen Brief nach seiner Wohnung in Peshawar gesandt. Der Bote kam zurück mit der Nachricht, dass der Colonel sich auf Fort Jamrud befinde. So beschlossen wir, ihn dort am nächsten Morgen aufzusuchen.

Es war ein wunderschöner Sonntagmorgen, an dem wir dies ausführten. Die Sonne strahlte herrlich auf die Ebene des Kabulflusses, welche als solche durch die umliegenden ragenden blauen Berge auf das schönste zur Geltung kam. Die nördliche Lage und die Nähe des Gebirges verbreitete Frische, und so rollten wir auf einem Tam-tam (einem leichten zweiräderigen Wäglein, welches für Fahrgäste und Kutscher vier mit dem Rücken gegeneinander stehende Sitze bietet) auf Jamrud zu. Die Natur war diesen Winter im Kabultale besonders schön, da man hier, wie wir hörten, ungewöhnlich reichen Regen und freilich auch infolge dessen mehr Fieber als sonst gehabt hatte. Immer näher kamen die Berge heran, und wir freuten uns zu denken, dass wir hier den Punkt erreichten, wo wir nach der Luftlinie gemessen in Indien der Heimat am nächsten waren. Praktisch betrachtet waren wir ihr hier freilich ferner, als irgendwo. Denn welch ein Unternehmen wäre es gewesen, von hier der Luftlinie nach durch Afghanistan, Persien und das türkische Kleinasien oder Russland nach Hause zu kommen! Indes kommt das englische Bahnnetz dem russischen immer näher, und zuletzt werden alle politischen und technischen Schwierigkeiten nicht mehr hindern können, dass sie sich zusammenschliessen und man in etwa zehn Tagen und Nächten von Berlin bis Calcutta direkt mit der Eisenbahn gelangen kann. Unter solchen Träumereien waren wir bis an den Fuss des mächtig ansteigenden Gebirges gelangt, und da lag auch schon Jamrud auf einem Hügel zur Linken, das erste Dorf ausserhalb des britischen Reiches, und ihm gegenüber zur Rechten auf englischem Boden das kleine, aber respektabel befestigte Fort Jamrud, während zwischen beiden die Landstrasse die waldbewachsenen Berge hinauf sich nach dem Khaibar-Passe hinzog. Wir hielten vor dem Fort und liessen uns bei Colonel Warburton anmelden. Er empfing uns sehr freundlich in seinem Arbeitszimmer, wo er gerade

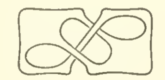
mit einem eingeborenen Obersten konferierte, den er uns vorstellte, dessen Name mir aber leider entfallen ist. Einen eingeborenen Obersten! gewiss ein seltener Fall, dass ein Eingeborener zu einer so hohen Würde in Indien gelangt. Es waren aber auch besondere Verhältnisse, die ihn dazu befördert hatten. Dieser Mann stammte aus der Umgegend und hatte sich durch hervorragende Charaktereigenschaften eine solche Autorität unter den Eingeborenen zu verschaffen gewusst, dass die Engländer froh waren, bei den endlosen Verwickelungen, wie sie an einer solchen Grenzstation vorzukommen pflegen und denen ein Engländer nie gewachsen sein würde, eine energische, der Sprache, des Landes und der Bevölkerung kundige Kraft dem englischen Befehlshaber zur Seite stellen zu können. Dem entsprach auch die äussere Erscheinung des Mannes; englisch sprach er so gut wie garnicht, aber seine hohe, kraftvolle Gestalt flösste Achtung ein, sein Blick liess auf Mut und klaren Verstand, seine Gesichtszüge auf Entschlossenheit und eine Energie schliessen, der sich niemand so leicht zu widersetzen wagen mochte. Er verabschiedete sich von uns mit einem kräftigen Händedruck, und nun entwarf Colonel Warburton von den herrschenden Verhältnissen ein Bild, welches durchaus das bestätigte, was wir auch von anderen gehört hatten und hier bereits mitgeteilt haben. „Den Khaibar-Pass", sagte er, „können Sie ausser am Dienstag und Freitag ohne Lebensgefahr nicht betreten. Auch das Dorf Jamrud würde ich Ihnen zu besuchen nicht raten. Sie würden nichts anderes antreffen, als was sie schon oft gesehen haben, und die Eingeborenen sind den Fremden nicht hold, als Mohammedaner sehr eifersüchtig auf ihre Weiber und dazu alle bewaffnet. Hingegen liegt unmittelbar vor dem Dorfe ein Teich, welcher noch heute der Teich des Jemschid heisst, worin Professor Darmesteter eine Erinnerung an die iranische Sage sah. Wollen Sie diesen besuchen, so werde ich Sie unter Be-

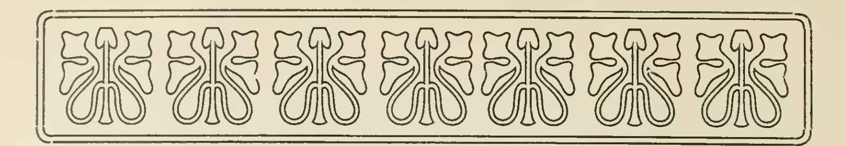
deckung dorthin geleiten lassen.“ Wir nahmen das Anerbieten dankbar an, zehn Soldaten, alles braune Hindugesichter, traten mit dem Gewehr an und geleiteten uns an den fast gänzlich ausgetrockneten Teich, von wo wir eine gute Aussicht auf die Hauptstrasse des Dorfes, die davor sitzenden Leute und die mit Flinten hin- und hergehenden Menschen hatten. Mit diesem Blick in die verworrenen Verhältnisse der iranischen Grenzländer begnügten wir uns und kehrten zurück in Unterhaltung mit einem des Englischen kundigen Hindu, welchen der Oberst uns gleichfalls mitgegeben hatte. Er war zuerst reserviert, wurde aber warm und mitteilsam, als wir auf unsere Beziehungen zum Âryasamâj zu sprechen kamen, welchem er als Mitglied angehörte. Sein Amt war, von den Karawanen den üblichen Eingangszoll — zwei Rupien für jedes Kamel — zu erheben.

Nachdem wir noch innerhalb des Forts unter dem Schatten unseres Wagens das mitgebrachte Frühstück verzehrt, traten wir den Heimweg an. Die schnelle Fahrt wurde plötzlich dadurch unterbrochen, dass der Kutscher bei einem kleinen Hause an der Landstrasse hielt, vor welchem ein Eingeborener sass und seinen *Huqqa* (indische Pfeife) rauchte. Unser Kutscher sprang vom Bock, bat den Rauchenden, ihm seine Pfeife zu erlauben, tat daraus einige kräftige Züge und schwang sich neugestärkt wieder auf den Bock. Nun ging es munter weiter und gegen halb drei Uhr war unser Hotel wieder erreicht. Hier hatte sich unterdessen ein junger Hindu eingefunden, dem wir brieflich empfohlen worden waren. Es war ein sanfter, lieber Jüngling von zarter, wie es schien, schwindsüchtiger Konstitution, welcher mit Vorliebe Philosophie studierte und darüber klagte, dass ihm durch die englischen Professoren der Philosophie die Freude daran fast ganz benommen worden sei. Ich konnte diese Klage um so mehr verstehen, als bei uns ja ganz ähnliche Verhältnisse bestehen. Was sich heutzutage in Deutschland,

England und, soweit der englische Einfluss reicht, auch in Indien als Philosophie breit macht, das ist nicht mehr die Wissenschaft des Platon und Aristoteles, sondern ein psychologisches Experimentieren, bei dem es sehr fraglich ist, ob etwas dabei herauskommt, und welches im besten Falle doch nur für eine Vorhalle der Philosophie gelten kann, heute aber die wahre Philosophie verdrängt, um sich an deren Platz zu setzen. Ich verwies den jungen Mann auf die einheimische Philosophie des Vedânta und die Gedankenschätze, welche sie enthält, und das Wenige, was ich ihm in der Kürze sagen konnte, schien ihm neuen Mut einzuflössen. Er zeigte grosse Anhänglichkeit und begleitete uns auf einer Spazierfahrt in die Stadt. Der Basar, den wir hier zunächst besichtigten, war von besonderem Interesse, nicht nur wegen der Waren, die hier aus dem Gebirge jenseits der Grenze zusammenflossen, sondern noch mehr wegen der halbwilden Gebirgsbewohner, welche, in Tierfelle gekleidet, sich hier einfanden, um die Rohprodukte ihres Landes gegen die Erzeugnisse der Civilisation umzutauschen. „Sehen Sie diese Gestalten“, sagte unser Begleiter, indem er auf eine abenteuerlich in Schaffelle gekleidete Gruppe hinwies, „sie gehören zu den unabhängigen Stämmen jenseits der Grenze; wenn sie hierher kommen, um ihre Schafhäute und ihren Käse abzusetzen, so sind sie ziemlich zahm, aber droben im Gebirge möchte ich ihnen nicht begegnen“. Vom Basar führte uns der Freund auf das flache Dach eines öffentlichen Gebäudes, von wo man eine schöne Rundsicht auf die ganze Stadt genoss. Überall aus den Strassen und den Dächern der Häuser quoll der Rauch hervor von den Feuern, die man bei der Kühle des herannahenden Abends angezündet hatte. Peshawar ist berüchtigt durch seine häufigen Feuersbrünste, und diese sind sehr begreiflich. Sah ich doch selbst vor einem Hause auf der Strasse ein Feuer, dessen lodernde Flammen dem Holzwerke des Aussen-

geländers und der Dachsparre ziemlich nahe kamen. So kam der Abend heran und mit ihm die Zeit, welche wir für unsere Abreise festgesetzt hatten. Wir hatten bis Lahore eine lange Fahrt vor uns, und ich hatte vorsichtig die beiden unteren Plätze eines Coupés erster Klasse reservieren lassen, in der Hoffnung, die Nacht wie gewöhnlich allein bleiben zu können. Aber es sollte anders kommen.





Fünftes Kapitel.

Von Peshawar bis Calcutta.

Der freundliche Hindujüngling, der uns so schön in Peshawar geführt hatte, liess es sich natürlich nicht nehmen, uns zum Bahnhof zu begleiten. Er war uns behülflich beim Einsteigen, reichte noch eine ganze Anzahl von Schachteln mit köstlichen Trauben als Abschiedsgeschenk in unser Coupé, nahm herzlichen Abschied, und der Zug setzte sich in Bewegung. Wir waren allein geblieben und hofften in ruhigem Schlafe die Gegenden des Industales, die wir schon bei Tage gesehen hatten, zu durchfahren, um dann den nächsten Tag lang alle seine fünf östlichen Zuflüsse, welche dem Pendschâb den Namen geben, zu geniessen. Wir kleideten uns aus und legten uns zum Schlafen nieder; da hielt der Zug auf der nächsten Station, die Coupétür wurde aufgerissen, und hereinstiegen ein Herr und eine Dame. Es war verdriesslich, aber es war nicht zu ändern. Die beiden Betten über uns wurden heruntergelassen, und unsre beiden Reisegefährten kletterten hinauf. Ein Trost war es noch für uns, dass sie in Rawal Pindi um drei Uhr nachts auszusteigen gedachten. Bis dahin war an ein ruhiges Schlafen freilich nicht zu denken. Denn unsre Gefährten da oben verhielten sich zwar durchaus rücksichtsvoll und ruhig, konnten es aber in dem berechtigten Wunsche, ihre Station nicht zu ver-

säumen, nicht unterlassen, hin und wieder bei den Stationen das Fenster zu öffnen und sich zu erkundigen, wo wir seien, oder dann und wann ein Streichholz anzuzünden, um nach der Uhr zu sehen. Endlich kam Rawal Pindi, und wir wurden unsere Einquartierung los. Aber schon auf der nächsten Station stiegen zwei Jäger zu uns ein und nahmen von den oberen Betten Besitz. Am Morgen nach dieser verdorbenen Nacht erreichten wir *Jhelum*, welches an dem ersten Zuflusse des Indus von Osten liegt, der heute ebenfalls den Namen *Jhelum* führt, während er bei den Griechen *Hydaspes*, im Veda aber die *Vitastâ*, d. h. die Ausgebreitete heisst. Er macht diesem Namen auch alle Ehre, denn eine nicht enden wollende Eisenbahnbrücke führte über die zahlreichen Wasserrinnen, in welche er sich während der trockenen Jahreszeit spaltet. Während der Regenzeit mögen sie wohl alle sich zu einer Wasserfläche verbinden und einen majestätischen Anblick gewähren, zumal da im Norden das Panorama hier durch die Vorberge des Himâlaya seinen Abschluss findet, welche diese mächtige Wasserfülle aus sich ergiessen. Weiter ging es mit der Bahn über das zwischen Jhelum und dem Chenâb liegende *Doab*, ein Name, mit dem man im Pendschâb die zwischen zwei Flüssen gelegenen Hochebenen bezeichnet, die stellenweise einen ziemlich sterilen Anblick bieten. Überhaupt entspricht das Pendschâb keineswegs den Vorstellungen, wie sie uns in dem Ṛigveda entgegentreten, von einem an Wäldern und Grasplätzen reichen Lande, sodass Dr. Stein die Meinung äusserte, die Inder des Ṛigveda möchten wohl vielmehr in dem nördlichen Gebirgslande gesessen haben. Dem widerspricht aber der Tatbestand. Denn wenn z. B. in dem bekannten Liede an die Flüsse, Ṛigveda 3,33, Viçvâmitra die *Vipâç* und die *Çutudrî* zusammen feiert, so kann dieses Lied kaum anderswo als an dem Zusammenflusse von *Bias* und *Sutlej*, mithin südlich von Amritsar entstanden sein, wo das Gebirge schon über hundert Kilometer entfernt liegt. Wir

werden daher vielmehr annehmen müssen, dass das Land erst infolge der Abholzung so trocken geworden ist. Welchen Einfluss diese auf das Klima hat, das sieht man, wenn man nach Griechenland und Palästina kommt und die kahlen, nicht einmal mit Gras bedeckten Berge mit den Schilderungen aus dem biblischen und klassischen Altertum vergleicht. Was hier die Türken, das werden im Pendschâb die Araber besorgt haben; beide sind ja gewohnt, in den Tag hinein zu leben und für die Zukunft ihren Allah sorgen zu lassen. Weiter ging es dann über den *Chenâb*, die alte *Candrabhâgâ*, und nachmittags um vier Uhr langten wir glücklich wieder in Lahore an. Schon am Bahnhofe hatte sich ein Pandit eingefunden, uns zu begrüssen, mit dem ich zu Fuss nach dem Hotel wanderte, wo sich bald darauf Dr. Stein und gegen Abend, nachdem er uns verlassen, noch mehrere Pandits einstellten. Das Gespräch kam auf Astronomie, und mit Erstaunen bemerkte ich wiederum, wie diese gelehrten Männer, gestützt auf ihre einheimischen, aus dem Altertume überkommenen Lehrbücher, den ganzen Himmel mit allen seinen Sonnen in 24 Stunden mit undenkbaren Geschwindigkeiten sich um die kleine Erde drehen lassen. Der gestirnte Himmel über uns hatte diese Betrachtung angeregt, und hier, wie öfter in Indien, fiel mir seine Verschiedenheit von unserem nordischen Himmel auf. Der Wagen steht so tief, dass er in der Regel gar nicht zu finden ist, da er ganz oder teilweise durch die Dünste des Horizontes verdunkelt wird, soweit er nicht völlig unter letzterem verschwindet. Auch der Polarstern ist unter diesen Umständen oft schwer zu ermitteln, und hat man ihn glücklich herausgefunden, so ist man erstaunt über den tiefen Stand desselben.

Da wir vier Nächte hinter uns hatten, von denen drei im Eisenbahncoupé und teilweise unter erschwerenden Umständen zugebracht worden waren, so gingen wir frühzeitig zu Bette. An den folgenden Tagen pflegte Dr. Stein uns

um sieben Uhr früh zum erquickenden Morgenspaziergang abzuholen. Wir besichtigten dann die Parkanlagen mit interessanten, aber armselig unterhaltenen Tieren, die einfachen Steindenkmäler, welche die Inder zu setzen pflegten, wo vormals eine Witwe mit ihrem Gatten sich hatte verbrennen lassen, die Schöpfräder und anderen Vorrichtungen, welche zur künstlichen Bewässerung des Landes dienen. Nachher besuchten wir dann in der Regel unseren Freund in seinem Sanscrit College. Mit Freuden sah ich, wie er mit seinen Hindustudenten namentlich auch die Hymnen des Ṛigveda las. Es ist dies um so anerkennenswerter, als gerade die Behandlung des Ṛigveda von seiten der Eingeborenen, wie mich ein spätererer Fall lehrte, eine höchst ungenügende ist. Auch wüsste ich nicht, wo in der Welt diese ältesten Denkmäler der indischen Kultur mehr verdienten gelesen zu werden, als in dem Lande, wo sie zuerst gesungen wurden, an den Ufern der Irâvatî. Übrigens docierten unter der Aufsicht von Dr. Stein auch mehrere treffliche Pandits, deren Lehrstunden ich mit Genuss beiwohnte. Einen anderen Pandit lernte ich näher kennen, der an einer Missionsanstalt Sanskrit lehrte. Derselbe hatte grosse Lust, nach Europa zu kommen, und erkundigte sich angelegentlich danach, ob es wohl möglich sein werde, sich dort durch Sanskrit-Vorlesungen seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Leider musste ich ihm eröffnen, dass dazu jetzt und in absehbarer Zukunft nicht die mindeste Aussicht ist. Gehen wir doch einer Zeit entgegen, wo selbst die Kenntnis des Griechischen nur noch den Vorzug ganz enger Kreise ausmachen wird. An Griechenland wurden wir gerade in Lahore lebhaft erinnert, als wir mit Dr. Stein das dortige Museum besuchten. Die daselbst aufbewahrten Skulpturen bekundeten vielfach unzweifelhaft griechischen Einfluss und standen dadurch zu den Erzeugnissen der eingeborenen Plastik in einem sehr merklichen Gegensatze.

So gingen mit Besichtigung der Stadt und ihrer Um-

gebung einige Tage in angenehmer Weise dahin. Weniger wollte es gelingen, mit der Gesellschaft des Âryasamâj unter diesen Umständen nähere Fühlung zu gewinnen. Sie bat mich, ihr einen Vortrag zu halten, welches ich auch bereitwillig zusagte. Aber durch irgend ein Missverständnis waren für den betreffenen Abend keine Vorbereitungen getroffen worden. Es fanden sich nur eine geringe Anzahl in der Eile herbeigeholter Mitglieder zusammen, und ich begnügte mich, ihnen eine kurze Ansprache zu halten. Um so reicher wurde ich beim Abschiede mit Büchern beschenkt. Es waren meist Ausgaben der bekannteren Upanishad's mit Erklärungen und englischen Übersetzungen, welche allerdings auf einen noch sehr primitiven Stand der Veda-Exegese schliessen lassen.

Am Nachmittag des 14. Dezember verliessen wir Lahore, um die kurze Strecke bis Amritsar zu fahren. Der berühmte sogenannte goldene Tempel dieser Stadt lohnte wohl eine Unterbrechung der Fahrt, wenn auch die Nacht in einem sehr mittelmässigem Dak Bungalow zugebracht werden musste. Nachdem unsere Sachen dort untergebracht, fuhren wir sofort, denn der Abend rückte heran, zum goldenen Tempel, welcher den *Sikh*'s angehört, deren Religion aus indischen und mohammedanischen Elementen gemischt ist, und die in Amritsar ihren Hauptsitz haben. Der Tempel ist nur klein, liegt aber wunderschön von der Stadt umgeben mitten in einem grossen Teiche, in dem sich seine vergoldeten Kuppeln spiegeln. Der Zugang ist über eine lange Brücke, auf welcher zur Zeit unserer Ankunft ein erstaunliches Menschengewimmel hin- und herwogte. Jedem fremden Besucher werden von geschäftigen, auf ihr Trinkgeld lüsternen Knaben ein paar Sandalen untergebunden. Auch ein eingeborener Policeman hat den Fremden vorschriftsmässig zu begleiten, was in Indien sonst ganz ungewöhnlich ist und auf einen stark entwickelten Fanatismus schliessen lässt. Das Innere des Tempels, in

welchem die Verehrer sich dicht durcheinander drängten, durfte von uns natürlich nicht betreten werden, doch liess es sich von den weit geöffneten Pforten aus vollkommen übersehen. Ein Führer geleitet den Fremden auf das flache Dach, wobei man die vergoldeten Kupferplatten, mit denen die Kuppeln und andere Teile bedeckt sind, und von welchen der Tempel den Namen hat, aus nächster Nähe betrachten kann. Die eintretende Dämmerung mahnte zur Rückkehr. Wir hatten ein Gewirr volkreicher Strassen zu passieren. Die Zudringlichkeit der Händler, welche den Wagen überall aufzuhalten suchten, liess auf einen stark entwickelten Fremdenverkehr schliessen. Beim Dinner im Dak Bungalow waren nur wenige Gäste vorhanden, und es entspann sich eine ganz angenehme Unterhaltung; namentlich ein Mr. Summers, ein Mann in den besten Jahren, der sich nachher als *Member of Parliament* vorstellte, zeigte durch seine Fragen eingehenderes Interesse, als man es sonst bei dem Durchschnittsengländer zu finden pflegt. Wir sassen noch lange mit ihm zusammen und haben ihn noch mehrere Male wieder getroffen; so in Delhi, wo er eifrig die Schulen besuchte, und am heiligen Abend in Lucknow, wo ich ihm, um die possenhafte Vorstellung einer Bande von schottischen Musikanten zu verwischen, einige deutsche Weihnachtslieder vorspielte. Das sollte unser Abschied für dieses Leben sein. Am nächsten Morgen fuhr er nach Allahabad zum nationalen Kongress, und zwei Tage später hörten wir, dass er dort, man wusste nicht an welchem Leiden, hoffnungslos erkrankt darnieder liege. Wenige Tage darauf lasen wir in der Zeitung seine Todesanzeige. Als wir dann später nach Allahabad kamen, hörten wir in dem Hotel, in welchem er gestorben war, das Nähere. Er war an den Pocken erkrankt, und man vergass nicht hervorzuheben, dass er im Parlamente als ein Gegner des Impfzwanges bekannt war.

Wir haben es versäumt, uns vor unserer Reise nach

Indien nochmals impfen zu lassen, und die Sache ist ja gut gegangen; aber wie die Dinge liegen, ist diese Vorsichtsmassregel jedem, der nach Indien reist, entschieden anzuraten. Die Cholera, wie schon oben bemerkt, pflegt, wie die Hindus sagen, einen Gentleman nicht zu befallen; die Fieber treten vorwiegend nur in der Regenzeit auf, aber einer Ansteckung durch die Pocken ist man durch jedes Hotelbett, ja durch jeden Wagen ausgesetzt, in dem vorher ein Pockenkranker gesessen hat.

Nachdem wir uns an jenem Abend in Amritsar von Mr. Summers und der übrigen Gesellschaft verabschiedet, suchten wir unser Schlafzimmer auf, dessen Tür wir bei dem Fehlen jeder Schliessvorrichtung durch Vorbau aller unserer Koffer und Effekten notdürftig verrammelten.

Der frühe Morgen fand uns wieder auf dem Bahnhofe, zu einer langen Eisenbahnfahrt, die uns abends nach zehn Uhr nach Delhi führen sollte. Viele von Sage und Poesie verherrlichte Orte flogen an uns vorüber. Zunächst ging es über die *Vipâç* (die fessellose, heute Bias) und *Çutudrî* (die hundertläufige, heute Sutlej), beide sachgemäss benannt, nicht weit oberhalb ihres Zusammenflusses, an welchem vor mehr als dreitausend Jahren Viçvâmitra das schon erwähnte Lied dichtete, welches uns im Ṛigveda mit solcher Frische entgegentritt, als wäre es gestern entstanden, und über so weite Zeiten und Räume hinweg eine uralte, ferne Vergangenheit wieder aufleben lässt. Indem wir dann weiter die kleine, in der Wüste unterhalb sich verlierende und doch so hoch gefeierte *Sarasvatî* überschritten, traten wir gleichsam aus dem Sagenkreise des Ṛigveda in den des *Mahâbhâratam* hinüber, berührten bei Ṡtation *Karnal* die Gegend, in welche das grosse Schlachtfeld von der Sage verlegt wird, und kamen spät abends in *Delhi* an, der Hauptstadt des Reiches der Grossmogule, welche neben der Stätte des alten *Indraprastham,* der Residenz der Helden des Mahâbhâratam, erbaut ist.

Man hat Delhi sehr treffend mit Rom verglichen. Wie Rom ist Delhi heute eine gewerbfleissige Handelsstadt, nur dass in Rom Toga und Tunica dem Rock und der Hose gewichen sind, während in Delhi wie überall in Indien die alten malerischen Kostüme sich erhalten haben. Wie in Rom allenthalben die Denkmäler der päpstlichen Herrschaft entgegentreten, so in Delhi die nicht minder grossartigen Überreste der mohammedanischen Herrlichkeit. Und wie in Rom durch Kirchen und Kapellen die Überbleibsel des klassischen Altertums in störender Weise zugedeckt werden, so verdecken auch in Delhi die Moscheen, Paläste und Grabmäler der mohammedanischen Periode eine ältere und für uns interessantere Vergangenheit, die Erinnerungen an Indraprastham, die Hauptstadt der Mahâbhârata-Helden; nur dass das moderne Rom unmittelbar auf dem antiken steht, während sich südlich von Delhi das alte Indraprastham wenigstens in seiner Ringmauer vollständig erhalten hat. Denn so wie südlich von Rom die Campagna mit ihren zahlreichen Resten aus dem Altertume sich ausbreitet, so erstreckt sich im Süden von Delhi zwei Stunden weit eine Gegend, welche bis zum *Kutb Minar* hin mit Denkmälern aus der mohammedanischen und zum Teil auch aus der altindischen Zeit übersäet ist. Eine Beschreibung aller dieser Herrlichkeiten ist an vielen Orten zu finden, wir müssen uns darauf beschränken, einige persönliche Eindrücke wiederzugeben. Auch für Delhi fehlte es uns nicht an Empfehlungen, die uns die Kreise der Eingeborenen erschlossen. Diesmal waren es einige reiche Kaufleute, denen unsre Ankunft vorher brieflich gemeldet war, und die sich denn auch gleich am Morgen nach unserer Ankunft im Hotel zu unserer Begrüssung einfanden. Wir durchwanderten mit ihnen den südlich vom Bahnhofe innerhalb der Stadt gelegenen Park, warfen einen Blick in das dort befindliche Museum und wandten uns dann nach der *Chandni Chauk*, der Silberstrasse, welche in

ansehnlicher Breite die Stadt durchzieht und mit ihren stattlichen Läden und dem davor auf- und abwogenden Verkehre emsiger Menschen Zeugnis davon ablegt, dass wir uns hier an einem Mittelpunkte des industriellen und kaufmännischen Indiens befinden. Besonders interessant war es uns, von unsern freundlichen Begleitern in das Innere ihres Warenhauses eingeführt zu werden. Den Mittelpunkt desselben bildete, wie gewöhnlich in Indien, ein von dem Hause umschlossener Hofraum, der als Empfangszimmer dient, und in welchem die Geschäfte abgewickelt werden. Um denselben herum zieht sich das an jedem Stockwerke mit Veranden versehene Haus, welches sich in offenen Rundgängen nach dem Hofe zu öffnet, während im Innern die mannigfachen Waren lagern. Wie die meisten Kaufleute in Indien, wo die Kultur noch nicht bis zum Begriffe der Arbeitsteilung gelangt ist, waren auch unsere Freunde *General Merchants*, d. h. sie befassten sich mit Export, Import und Verkauf aller möglichen Artikel. Im übrigen waren die Interessen zwischen uns doch zu verschieden, als dass es zu innigen Beziehungen hätte kommen können.

Die oben genannte Hauptstrasse Chandni Chauk, welche Delhi von Westen nach Osten laufend durchschneidet, mündet am östlichen Ende in dem Fort, der Festung, welche, zwischen Stadt und Yamunâ auf einer Erhöhung prachtvoll gelegen, eine Anzahl höchst interessanter Hallen und Prachtbauten einschliesst und zur Blütezeit der mohammedanischen Herrschaft wohl eine märchenhafte Herrlichkeit zeigen mochte, während heutzutage die Benutzung vieler Bauten zu Militärzwecken, die in Pyramiden aufgetürmten Kanonenkugeln, die auf den Wällen aufgepflanzten Kanonen, die hin- und hergehenden Schildwachen einen seltsamen Kontrast zu den noch erhaltenen Denkmälern der Grossmogule bilden. Die hervorragendsten sind die herrliche, nach drei Seiten offene allgemeine Audienzhalle (*Divan-i-'Am*) und die noch schönere, an der Yamunâ-

Seite gelegene und von Gartenanlagen umgebene private Audienzhalle (*Divan-i-Khas*), welche bei ihrem Reichtum von marmornen, mit Gold verzierten Säulen und bei der entzückenden Natur, die sie umgibt, wohl die Inschrift rechtfertigen mag, die in persischer Sprache an der Wand prangt:

GIBT ES AUF ERDEN EIN PARADIES,
SO IST ES DIESES, JA DIESES GEWISS.

Dass es freilich auf Erden kein Paradies gibt, das zeigen deutlicher als irgend etwas die furchtbaren Schicksale des Shah Jehan, welchen alle diese Herrlichkeiten nicht davor schützen konnten, von seinen eigenen Söhnen verraten und bekriegt zu werden und sein Leben im Kerker zu enden.

Unweit des Divan-i-Khas und ebenfalls an dem zur Yamunâ führenden Abhange liegt die kleine, aber kostbare, aus weissem und grauem Marmor errichtete *Moti Musjid*, d. h. Perlmoschee. Sie ist in der Tat in ihrer Art eine Perle und bekundet, wie in ihrem Namen, so auch in ihrer Bauart die Verschmelzung des indischen und islamischen Elementes, welche die Signatur des Zeitalters war, aus der sie stammt.

Abgesehen von dem, was das Fort enthält, ist das grossartigste Gebäude Delhis die herrlich auf der Höhe gelegene *Jumna Musjid*, vollendet im Jahre 1658, demselben Jahre, in welchem der düstere Fanatiker *Aurengzaib* seinen Vater Shah Jehan des Thrones entsetzte. Von drei Seiten führen prachtvolle Freitreppen empor zu einem grossen, mit Mauern und Türmchen eingefassten Platze, während an der vierten Seite die Moschee selbst sich befindet, wie gewöhnlich in Indien nur aus einer offenen überwölbten Halle bestehend. In einem der kleinen Ecktürme des Vorplatzes werden einige kostbare Reliquien gezeigt, ein Pantoffel und ein Haar aus dem Barte des Propheten; daneben auch ein Abdruck seines Fusses in Stein, welcher für die Echtheit der beiden anderen Stücke gerade kein günstiges Vorurteil erweckt. Interessanter sind

einige alte Korânhandschriften, darunter eine aus der Zeit des Ali, aus dem VII. Jahrhundert n. Chr.

Zweimal verwendeten wir in Delhi einen Tag dazu, um die südlich von der Stadt sich erstreckende Gegend mit ihren zahlreichen, zum Teil wohlerhaltenen Grabpalästen und anderen Denkwürdigkeiten zu besuchen; das eine Mal begleitete uns einer von den jungen Kaufleuten unserer Bekanntschaft, das andre Mal ein Lehrer, den wir in der Schule kennen gelernt hatten und zufällig mit seinem Hündchen auf der Strasse aufgabelten. Bei Humayun's Grab, zu welchem der Köter keinen Zutritt hatte, kam er uns abhanden, worüber der Hindulehrer sich höchlich beunruhigte, bis wir nach langem und vergeblichem Pfeifen, Herumlaufen und Suchen den Rückweg antraten und schliesslich das Hündchen ganz ruhig auf einem Steinhaufen an der Chaussee im Schatten eines Mangobaumes sitzend fanden. Wir nahmen es in den Wagen und die Harmonie der Gemüter war wieder hergestellt.

Auf diesen Rundfahrten im Süden von Delhi traten uns eine solche Fülle merkwürdiger Gegenstände entgegen, dass wir hier nur das Wenigste davon erwähnen können. Gleich nachdem man Delhi durch eines der südlichen Tore verlassen hat, bietet sich den über ein Trümmerfeld schweifenden Blicken, an der Stelle der nur aus einem hohen Steinhügel bestehenden ehemaligen Befestigung *Ferozabad*, die von ihrem ursprünglichen Standorte im 16. Jahrhundert hierher verpflanzte Säule des *Açoka* dar, welche, nebst einer Anzahl ähnlicher Säulen um das Jahr 250 v. Chr. von König Açoka errichtet, noch heute, neben später angebrachten anderen Inschriften, die berühmte Paliinschrift an ihrem oberen Teile zeigt. Sie enthält ein Edikt des Königs Açoka und gilt für das älteste inschriftliche Denkmal Indiens. Aber eine noch viel ältere Erinnerung ruft der südlich davon gelegene *Purâna Qila* (die alte Festung) wach, welcher auch *Indrapat* genannt wird und sonach die Stätte bezeichnet, auf welcher die Stadt des alten

Bharata-Königs *Yudhishthira* stand. Sie besteht aus einem Hügel, der von einer uralten, meist noch wohl erhaltenen Mauer umgeben ist, während in dem Inneren sich ein Hindudorf behaglich eingenistet hat. Der Eingang erinnert sehr an die Porta Marina, durch die man in das wieder ausgegrabene Pompeji tritt. Jedesmal, wenn ich Pompeji besuchte, war ich bemüht, in meiner Phantasie den alten Zustand der Strassen und Häuser wieder herzustellen und dieselben durch die Gestalten alter Römer zu beleben. Was hier nur unvollkommen in der Einbildungskraft geschah, das zeigte Indraprastham bis zu einem gewissen Grade in Wirklichkeit. Es war, als wenn Pompeji wieder lebendig geworden wäre; denn kaum waren wir durch den an die Porta Marina erinnernden Torweg geschritten, da hockte links bei seiner Arbeit ein nur mit Schurz und Turban bekleideter Schuster, da lehnten rechts an der Säule zwei Gestalten, welche bis auf die braune Farbe ganz aus dem klassischen Altertum hätten stammen können. Da spielten um die nach der Strasse zu offenen Hütten und Läden halb oder ganz nackte Kinder, und als uns gar zwei Männer begegneten, welche, bis auf die Lenden unbekleidet, über den Schultern eine Stange trugen, an welcher in der Mitte zwischen beiden ein grosses Tongefäss hing, wie man es so oft auf antiken Vasenbildern sieht, da war die Illusion nahezu vollständig, und die Freude eine nicht geringe. Wir bestiegen mit dem erwähnten Lehrer einen noch erhaltenen Turm aus alter Zeit, von welchem aus man das ganze Dörfchen übersah, und der einen bequemen Einblick in die inneren Hofräume und die Zimmer der Hütten gewährte. Gewöhnlich bestand eine solche Wohnung aus einem kleinen, viereckigen, rings eingeschlossenen Hofraume. An der Vorderseite war der torartige Eingang; ihm gegenüber lag eine überdachte, nach dem Hofe zu offene Halle, in der die Hausbewohner ihr Wesen hatten. In der einen Ecke war eine Feuerstätte zum Kochen angebracht; links und rechts bestand

die Umfassung des Hofes aus kleinen, verschliessbaren, stallartigen Räumen, welche die Schlafstellen auf der einen Seite für die Männer, auf der anderen für die weiblichen Bewohner bildeten. Nachdem wir eine der Wohnungen näher besichtigt und die Dame des Hauses durch einige Kupferstücke glücklich gemacht hatten, warfen wir noch einen Blick in die unbedeutende Moschee und unternahmen dann einen Rundgang ausserhalb der Mauer um die Stadt herum, indem wir mit Ehrfurcht die hoch aufsteigende, zum Teil gewiss aus sehr alter Zeit stammende und fast durchweg wohl erhaltene Stadtmauer betrachteten.

Ein besonderer Glanzpunkt ist noch der zwei Stunden südlich von Delhi gelegene *Kutb Minar* mit einem gewaltigen, fünf Stockwerke hohen Aussichtsturm und einer Moschee, die zum Teil aus Säulen und anderen Resten von Hindutempeln errichtet sind. In der Mitte des Hofes ist eine höchst merkwürdige Säule, deren Schaft ganz aus Schmiedeeisen 23 Fuss hoch aufragt und in einer Sanskritinschrift den Sieg eines Königs Dhava, wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert p. C., verkündigt.

Auch in Delhi versäumten wir nicht, verschiedene Sanskritschulen zu besuchen, und wurden dadurch mit einigen sehr liebenswürdigen Pandits bekannt. Namentlich einer derselben, mit Namen *Bankelâl*, zeigte grosse Anhänglichkeit an uns. Da er von seinem verstorbenen Vater, einem der namhafteren indischen Gelehrten, eine grosse Sammlung von Handschriften geerbt hatte, so lud er uns an einem Morgen früh zur Besichtigung derselben ein. Meine Frau sollte bei dieser Gelegenheit mit der seinigen bekannt gemacht werden. Daraus wurde nun freilich nichts, denn als wir, von ihm abgeholt und geleitet, in seiner engen und winkligen, aber darum nicht unbehaglichen Wohnung eintrafen, und ich ihm vorschlug, dass er, der Absprache gemäss, meine Frau der seinigen zuführen möge, so bat er davon abzustehen mit der

Begründung: *lajjate,* „sie schämt sich". Wir wandten uns der Besichtigung der Bibliothek zu; sie bestand aus einer Art von Wandschrank, in welchem eine nach dem Katalog, den er aufwies, zu schliessen sehr reichhaltige Sammlung zum Teil alter und vielleicht wertvoller Handschriften aufgestapelt lag. Jede derselben war in einen alten Lappen grünen Tuches sorgfältig eingewickelt, namentlich wohl zum Schutze gegen die Insekten, und es war ein umständliches Verfahren, diese kostbaren Schätze jedesmal aus der anspruchlosen Hülle herauszuschälen. Den Vorschlag, etwas davon zu verkaufen, lehnte er bescheiden, aber mit Bestimmtheit ab. Hingegen schenkte er mir mehrere Handschriften, darunter eine sehr alte des ersten Buches des *Amarakoça.* Auch bei unserer Abreise von Delhi stellte sich Bankelâl auf dem Bahnhofe ein. Er überreichte meiner Frau eine von seiner Gattin für dieselbe zierlich gearbeitete Börse, und als wir ins Coupé stiegen, nahm er von dem hinter ihm schreitenden Diener ein auf mehreren Tabletts zusammengestelltes Hindu-Diner und schob es uns in den Wagen nach. Da waren mancherlei Gemüse, in kleinen Blätternäpfchen zierlich angerichtet, da war ein grosser Topf mit Milchreis, eine hohe Schicht aufeinander getürmter Fladen und eine grössere Anzahl von süssen Speisen und mancherlei Backwerk.

Wieder einmal fuhr der Zug ab, und wieder einmal fiel damit der Vorhang über dem lebensvollen Bilde einer grossen und merkwürdigen Stätte der Erinnerung, belebt von so schnell gewonnenen und, ach! schon nach so wenig Tagen wieder verlassenen Freunden, die meisten wohl auf Nimmerwiedersehen. Indessen fuhren wir getrosten Herzens in die im herrlichsten Sonnenschein und — es war am 20. Dezember — im üppigsten Sommerschmucke prangende indische Landschaft hinaus und freuten uns, in dem heiligen Lande zwischen Yamunâ und Gaṅgâ zu fahren und einer der allerheiligsten

Städte zuzustreben, dem sagenumwobenen *Mathurâ,* dem Geburtsorte des Gottes *Krishna,* welches man füglich als das indische Bethlehem bezeichnen kann. Wir langten gegen Mittag auf einem kleinen, ziemlich öden Bahnhofe an, liessen uns, da das Dak Bungalow zu entfernt war, von dem freundlichen Station Master die Zusicherung geben, dass er uns entweder im Waiting Room oder in einem Eisenbahnwagen für die Nacht unterbringen werde, und fuhren dann, um Zeit zu sparen, mit demselben Zuge eine Station weiter nach *Vrindaban,* welches eine Stunde nördlich von Mathurâ liegt und zugleich mit Mathurâ und dem eine Stunde südlich davon gelegenen *Mahâban* den Schauplatz der Jugendgeschichte des Gottes Krishna bildet. Krishna, ursprünglich ein menschlicher Held der indischen Sage, erscheint schon im Mahâbhâratam als Inkarnation des Gottes Vishnu. Als der Wagenlenker des Arjuna teilt er diesem, während beide Heere kampfgerüstet gegenüberstehen, in der Geschwindigkeit, um ihn zum Kampfe zu ermutigen, ein philosophisches Lehrgedicht in nicht weniger als achtzehn Gesängen mit. Es ist dies die berühmte *Bhagavadgîtâ,* welche lehrt, dass alles zeitliche Entstehen und Vergehen, Leben und Sterben im Hinblick auf das Ewige bedeutungslos ist. Weiter fortgebildet findet sich die Krishna-Sage in den *Purâna*'s, und namentlich wird seine Jugendgeschichte in dem *Bhâgavata-Purânam* in einer Weise erzählt, welche höchst auffallend an die Kindheitsgeschichte Jesu erinnert. Da prophezeit der Seher *Nârada* dem Könige *Kansa* von Mathurâ, dass *Vasudeva* und *Devakî* ein Kind erzeugen werden, welches ihn töten wird. Er lässt die Eltern in einem Hause einschliessen, welches noch heute gezeigt wird; Krishna wird daselbst geboren, aber die Wächter fallen in einen wunderbaren Schlaf, die Eltern entfliehen mit dem Kinde über die Yamunâ nach *Mahâban,* der König befiehlt, alle männlichen Kinder, welche Heldenkraft versprechen, zu töten, Krishna entgeht ihm, verbringt seine weitere Jugend in

Vrindaban, bis er heranwächst und den König Kansa erschlägt. Die Ähnlichkeit dieser spätindischen Legende mit der christlichen kann nicht zufällig sein, und so werden wir wohl annehmen müssen, dass zwischen der Zeit des Heldenepos und der Purâna's ein christlicher Einfluss stattgefunden hat. Diese Annahme wird noch wahrscheinlicher, wenn man, Krishnas Geburtshaus besuchend, die drei dort auf einer Erhöhung stehenden plumpen Puppen betrachtet, das Krishna-Kind in der Mitte und zu beiden Seiten sein Vater Vasudeva und seine Mutter Devakî. Es ist ganz die Art, wie in katholischen Ländern Maria und Joseph mit dem Christuskinde zusammendargestellt werden.

Die Besichtigung von Mathurâ auf den folgenden Tag verschiebend, fuhren wir, unser Gepäck mit dem Diener zurücklassend, gleich weiter nach Vrindaban, dem Orte, wo Krishna seine Jugend verbracht und seine mutwilligen Streiche mit den Hirtenmädchen verübt haben soll, indem er z. B., während sie badeten, ihre Kleider auf einen Baum hinauf beförderte und dieselben erst nach eindringlichen Bitten zurückgab, — ein Vorgang, den man in Indien vielfach abgebildet sieht. Es entspricht ganz der Naivität, mit der in Indien Religion und Sport überall verwachsen sind, wenn dieser mutwillige Krishna in vielen prachtvollen Tempeln als Gott verehrt wird. In Vrindaban (eigentlich *Vrindâvanam*, Wald der Vrindâ, d. i. Râdhâ) angelangt, schickten wir nach zwei Pandits, an die wir Empfehlungsbriefe hatten, und schlugen inzwischen den Weg nach der Stadt ein, wurden aber gleich in der Nähe des Bahnhofs durch den Anblick eines im Bau begriffenen Tempels gefesselt, welchen hier ein reicher Inder in überaus prunkvoller Weise errichten lässt. Wir besichtigten die marmornen Treppen und Hallen und die kostbaren, durch bunte Edelsteine hergestellten Ornamente und wurden dabei mit einem Brahmanen-Jüngling in himmelblauem Gewande bekannt, der sich uns anschloss. Gutmütig, wie wir immer sind,

gestatteten wir ihm einen Sitz in unserem Wagen, waren aber nachher sehr enttäuscht, als er uns beim Abschiednehmen um eine Gabe ansprach und, als das Gegebene ihm zu gering schien, auf seine Dienste hinwies, die wir gar nicht gefordert und die er auch nicht geleistet hatte. Denn gleich nachdem wir den Tempel verlassen, stellten sich unsere beiden Pandits *Râdhâçarana* und *Madhusûdana* ein und übernahmen unsere Führung durch die Stadt. Zunächst wurden drei oder vier sehr wohl unterhaltene Tempel besichtigt; einer derselben war auf seinem Giebel mit einem ganzen Wald von Statuen geschmückt; Krishṇa, wie er seine Heldentaten verrichtet oder vor der tanzenden Râdhâ, seiner Geliebten, die Flöte spielt, trat überall hervor. Ein weiterer Schmuck der Tempel und Häuser, wenn man ihn so nennen will, bestand in einer Unzahl lebender Affen, welche, an den Wänden sich emporschwingend und auf den Zinnen und Dächern sitzend, allerlei Kurzweil übten. Eine ähnliche Belebung einer Stadt durch Affen, wie hier in Vrindaban, haben wir nur noch in Ayodhyâ, der heiligen Stadt des Râma, wiedergefunden, nachdem man in Benares die possierlichen, aber bei grösserem Verkehr unbequemen Tiere beseitigt und auf einen einzigen Tempel Durgakund beschränkt hat, den die Engländer zum grossen Verdruss der Eingeborenen den Monkey Temple nennen. Lästiger als diese harmlosen Bewohner der Dächer wurde uns in Vrindaban eine grosse Anzahl von Bettlern; man merkte wohl, dass man sich in einem von Fremden vielbesuchten Wallfahrtsorte befand. Obgleich das Geleit der beiden Pandits einigen Schutz gewährte, wurden wir beinahe so sehr wie in Granada und Jerusalem jeden Augenblick durch Bettler aufgehalten, unter denen manche gesunde und kräftige Burschen in den besten Jahren waren. Wiederholt sah ich mich zu Ansprachen genötigt, wie: „Ich gebe den Alten, den Kranken, den Hülflosen, Dir aber gebe ich nichts.“ Diese Worte, im klarsten Sanskrit gesprochen, fanden nicht

nur den vollen Beifall unserer Pandits, sondern verfehlten auch auf die neugierig herumstehende Menge ihre Wirkung nicht. Es bedarf keiner Erinnerung, dass in kleineren Orten Indiens ein paar weissfarbige Europäer eben so viel Aufsehen erregen, wie bei uns etwa ein Neger und eine Negerin, wenn sie über die Strasse gehen. Und so wurden wir denn, nachdem wir die Sehenswürdigkeiten des Ortes genugsam durchgekostet, von unsern Panditfreunden selbst als Sehenswürdigkeit behandelt und in ihre Häuser, sowie in die einiger berühmter Heiligen eingeführt. Wir suchten möglichst kurz loszukommen, denn der Abend brach herein und die Abfahrtszeit des Zuges nahte. Schliesslich sassen wir denn mit unseren Pandits in der wohltuenden Kühle des Abends auf einer Bank am Bahnhof und harrten des Zuges. Zur Erfrischung liess einer der Pandits einen Teller mit Früchten von äusserst zweifelhaftem Aussehen anbieten. Ich wählte schliesslich eine Banane, als am wenigsten bedenklich; sie zeigte sich als völlig unreif, an Härte und Geschmack einer rohen Kartoffel vergleichbar; ich konnte mich nicht entschliessen, den Bissen im Munde herunter zu schlucken und musste um die Ecke gehen, um ihn und die Reste meiner Banane zu beseitigen. Ich erwähne dies, weil es zeigt, wie bedürftig und wie anspruchslos diese indischen Pandits sein müssen. Da der Zug auf sich warten liess, so hatte ich noch eine längere Unterredung mit dem jüngeren Pandit *Madhusûdana*, welcher Philosophie trieb und natürlich ein Anhänger des Vedânta, jedoch in der realistischen Richtung des *Madhva* war. Seine Auffassungen hatten dadurch, wie auch sein Wesen, etwas nüchternes, waren aber im übrigen so klar und präzis, wie man es selten bei den Hindus findet. Als ein Typus des idealen, enthusiastischen, aber auch vielfach ins Vage sich verlierenden Hindu kann ich ihn nicht gelten lassen, aber für alle praktischen Zwecke möchte ich ihm vor einem solchen den Vorzug geben.

Doch da rollte unser Zug heran, wir bestiegen den an seiner weissen Farbe erkenntlichen vollständig leeren Wagen erster Klasse, bemerkten im Halbdunkel nicht, dass alles in ihm mit einer dicken Staubschicht überzogen war, und gelangten in zehn Minuten nach Mathurâ.

Hier war durch das Bahnhofspersonal unsere Ankunft ruchbar geworden, und so wurden wir von einer Deputation empfangen, welche mit echt indischer Naivität berichtete, dass der ganze Âryasamâj in der Stadt versammelt sei, dass ein Wagen bereit stehe, um mich sofort dorthin zu bringen; man hoffe, dass ich ihnen heute Abend, wie ich es in Agra getan habe, einen Vortrag halten werde. „Aber, liebe Freunde," erwiderte ich, „es ist acht Uhr abends, wir haben seit Mittag nichts gegessen und sind beide müde von der Reise. Der Koch, den ihr dort in seiner weissen Schürze seht, drängt zum Abendessen; so wartet, bis wir schnell gegessen haben, dann will ich mit euch kommen, um eure Versammlung wenigstens in der Kürze zu begrüssen." Dieser Vorschlag fand Zustimmung; in fliegender Hast verzehrten wir unser Dinner und rollten sodann in dem höchst eleganten Wagen des reichen *Çreshṭh Lakshmaṇ Dâs* zur Versammlung.

Unterdessen war es neun Uhr geworden; ich begrüsste die Anwesenden, lobte ihren Eifer und musste wohl oder übel versprechen, morgen nachmittag um fünf Uhr den gewünschten Vortrag zu halten. Nach kurzem Abschiede führte uns der Wagen, der auch für den ganzen folgenden Tag uns zur Verfügung gestellt wurde, nach dem Bahnhofe zurück, und totmüde sanken wir auf die improvisierten Betten des Waiting Room. Am andern Morgen, als wir uns eben zum Frühstück setzen wollten, wurde eine neue Deputation gemeldet, welche von uns empfangen zu werden wünschte. Sie kämen, sagten sie, vom Dharmasamâj, welcher in dieser Stadt viel zahlreichere und angesehenere Mitglieder zähle. Ich möchte daher den für den Âryasamâj angekündigten Vortrag nicht

dort, sondern im Dharmasamâj halten. „Es mag ja sein“, erwiderte ich, „dass eure Gesellschaft in dieser Stadt die angesehenere ist, und hätte ich es früher gewusst, so hätte das meine Entschliessungen beeinflussen können; jetzt aber kann ich nicht daran denken, das den andern gegebene Versprechen zu brechen.“ — Dann möchte ich, so meinten sie, noch einen zweiten Vortrag in dem Dharmasamâj halten. — „Es fällt mir nicht ein“, antwortete ich, „wo ich Indien nur zu meinem Vergnügen bereise, in einer Stadt zwei Vorträge zu halten. Wollt ihr mich hören, so kommt heute um fünf Uhr zum Âryasamâj; ihr sollt alle willkommen sein.“

Damit schieden sie, und wir machten uns auf, um in Gesellschaft des Pandit *Bâla Krishṇa*, dem wir brieflich empfohlen waren, und an den sich nachher noch andere schlossen, die Stadt zu besehen. Unterwegs befragte ich den Pandit nach seinem Studium. Er war Mediziner, d. h. er hatte den *Âyurveda* studiert und übte daraufhin eine ausgedehnte Praxis in der Gegend aus. „Was ist das Fieber?“ fragte ich ihn. — „Das Fieber“, sagte er, „ist eine falsche Mischung der drei Körpersäfte, Wind, Schleim und Galle.“ — „Wie heilt man dasselbe?“ — Hier nannte er mit grosser Geläufigkeit eine erschreckende Menge von Drogen, welche zerkleinert und gemischt dem Kranken einzugeben seien.

Unter diesen Gesprächen waren wir bei der Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, den *Ghaṭṭa*'s, angelangt. Sie bestehen aus einem schön gepflasterten Promenadenwege und von ihm überall zum Flusse herabführenden, wohlbehauenen Treppenstufen und ziehen sich zwischen Fluss und Stadt in deren ganzer Länge hin. Treppen und Treppchen führten überall herab ins Wasser und zu den Badenden, anmutige Pavillons luden zum behaglichen Niedersitzen ein, sagenreiche Bauten begleiteten das Ufer der Länge nach, wie denn z. B. ein stattlicher Turm an der Stelle gezeigt wurde, wo *Kaṅsa*'s Weib, nachdem Krishṇa diesen erschlagen, ihre Satî beging.

Satî, ursprünglich „die gute Gattin“, d. h. diejenige, welche sich lebend mit dem Leichnam ihres Gatten verbrennen lässt, bedeutet dann zweitens weiter den Akt der Witwenverbrennung und endlich drittens den durch ein Denkmal bezeichneten Ort, an dem eine solche stattgefunden hat. Eine Strecke weiter zeigte man uns die Stelle, auf welcher der gegenwärtige Mahârâja von Benares *Prabhunârâyaṇa,* von dem noch weiter unten zu erzählen sein wird, bei seinem Besuche in Mathurâ sich wiegen liess und sein volles Körpergewicht in Gold an die Brahmanen verteilte. Dieser Scherz kostete ihm, wie mir später in Benares erzählt wurde, über 100000 Rupien. Diese Grosstat begeisterte dann weiter den Professor *Gañgâdhara,* dessen treffliche Vorlesungen über indische Dichter ich später in Benares mit grossem Genuss hörte, zu einem Gedichte, welches er mir selbst überreicht hat; auf dem Titelblatt ist eine Wage gemalt, in deren Balken und Fächern die Namen *Prabhunârâyaṇa, Mathurâ* usw. silbenweise verteilt sind und auf der folgenden Seite zu einem Gedichte in komplizierten Versmassen verarbeitet werden, so kunstvoll und schwierig, dass der Dichter selbst geraten fand, einen gelehrten Kommentar beizufügen.

Weiter führten uns unsre Freunde zur Stadt hinaus, vorüber an Brunnen, deren Steinwände in buntesten Farben mit abscheulich schönen Bildern aus der Krishṇageschichte bedeckt waren, dann ging es durch ein Wäldchen zu einer Anhöhe, auf der das schon erwähnte Geburtshaus des Krishṇa stand. Es war eine nach vorn offene Halle, und die in ihrer Mitte auf einer Steinerhöhung aufgestellten drei Puppen in bunter Bemalung erinnerten, wie bereits bemerkt, lebhaft an das Christuskind mit Maria und Joseph, wie man sie so oft im südlichen Europa aufgestellt findet. Inzwischen hatte sich allerlei Volk um uns versammelt und jeder war bemüht, zu unserer Belehrung sein Scherflein beizutragen. Am hervortretendsten war die Gestalt eines Bettlers; es war



Seite 116.

Bettler im Aufzuge eines Asketen.



ein junger, kräftiger Mensch mit schönem, so gut wie ganz nacktem Körper, die Haare lang und zottig wild um den Kopf herum, der ganze Leib scheusslich mit Asche beschmiert. Es ist dies der Aufzug der Asketen, welcher heutzutage von vielen Bettlern kopiert wird, um Eindruck beim Publikum zu machen. Beim Abschied gab ich dem Ältesten der Anwesenden eine Rupie mit der Weisung, dieselbe gerecht zu verteilen, musste aber erleben, dass einige mir nachkamen und sich beklagten, dass man sie bei der Verteilung übergehen wolle. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zurückzukehren, die Rupie wieder einzufordern, in der Nähe wechseln zu lassen und dann jedem je nach Verdienst und Würdigkeit ein paar Anas einzuhändigen. Dieser Akt der Gerechtigkeit wurde mit grossem Beifall aufgenommen. Wir kehrten zu unserem Wagen zurück und fuhren der Absprache gemäss zu dem Eigentümer desselben, einem reichen Vaiçya, namens *Çreshṭh Lakshmaṇ Dâs,* der uns zu Ehren eine Panditversammlung anberaumt hatte. Statt der üblichen Blumengirlanden wurden uns diesmal Ketten aus Goldpapier umgehängt, welche wir noch jetzt besitzen, während wir die sonst von Ort zu Ort gespendeten herrlichen Blumenkränze und Bouquets wohl oder übel dahinten lassen mussten.

Der Nachmittag war zu einem Ausfluge nach *Mahâban* bestimmt. Der Weg führte über die Yamunâ, wo eine Eisenbahnbrücke auch Wagen passieren lässt, jedoch nur gegen Erlegung einer Gebühr von zwei Rupien, was uns sehr hoch schien. Hier sah ich eine grosse Muschel, wie sie den alten Indern als Kriegstrompete diente, und die an der Brücke zu Signalen benutzt werden mochte. Man blies in dieselbe durch ein in die Spitze gebohrtes Loch. Ich vermochte keinen Ton zu erzeugen und äusserte den Wunsch, die Muschel blasen zu hören. Man holte ein altes Weib herbei, welches die Muschel an den Mund setzte und ihr mehrere gellende, gequetschte Töne entlockte von über-

raschender Stärke und weithin hörbar. Endlich fuhren wir über die Brücke der Yamunâ und sodann durch angenehme Landschaft nach Mahâban, wo in verschiedenen Häusern wieder allerlei Erinnerungen an die Kindheit des Kṛishṇa gezeigt wurden. Auch hier merkte man den schädigenden Einfluss des Fremdenverkehrs auf den Charakter des Volkes; die Leute zeigten sich als geldgierig und mit dem Gebotenen nicht zufrieden. Nach kurzer Besichtigung wandten wir dem wenig bedeutenden Ort den Rücken, bestiegen unsern Wagen und langten rechtzeitig um fünf Uhr in der Versammlungshalle des Âryasamâj an. Die Lichter wurden angezündet, der Saal füllte sich zusehends, ich liess die grossen, nach einer geräuschvollen Strasse gehenden Flügeltüren schliessen und begann meinen Vortrag über den Vedânta. Nachdem ich denselben in englischer Sprache beendigt, wurde ich, wie schon erwähnt, gebeten, die Hauptpunkte nochmals in Sanskrit zu rekapitulieren, da viele des Englischen nicht mächtig seien. Es geschah, und nun folgte eine Diskussion, halb Englisch halb Sanskrit, in welcher mehrfach theistische Neigungen sich kundgaben. Ich schloss die Versammlung unter dem reichen Beifalle der Anwesenden und wurde von einer grösseren Anzahl derselben nach dem Bahnhof geleitet, wo wir bald müde auf die aus geflochtenen Rohrbänken hergestellten Betten sanken und so gut schliefen, wie es unter dem nächtlichen Lärm ankommender und abgehender Züge möglich war. Grössere Scharen von Pilgern hatten die Nacht ausserhalb des Bahnhofs nach indischer Sitte in Gruppen auf der Erde hockend zugebracht, und unser Diener Lalu erzählte mir am andern Morgen, wie er unter ihnen Bekannte aus seinem Heimatsort gefunden habe, wie sie ihn gefragt hätten, ob er auch nicht versäumt habe, für seine Sünden ein Bad in der Yamunâ zu nehmen, und wie er ihnen erklärt habe, dass er dazu keine Zeit finde, und dass er sich durch die Last seiner

Sünden nicht sonderlich bedrückt fühle. Lalu war also freigeisterisch angehaucht, aber er hatte noch schlimmere Eigenschaften, die sich noch am selbigen Tage offenbaren sollten. Schon öfter war es vorgekommen, dass er die Ankunft des Zuges verschlief und ich ihn mir erst aus seinem Coupé dritter Klasse herausholen musste. Auch fiel mir mitunter auf, dass ein eigentümlicher Geruch von ihm ausströmte; aber wenn ich fragte: „Lalu, Sie trinken doch nicht?“, so antwortete er mit Bestimmtheit: „Nein, Herr!“

Wir bestiegen den Zug, der uns in einer Tagesfahrt aus dem Tal der Yamunâ in das der Gañgâ führen sollte bis nach *Fatehgarh,* wo wir an den Clerk der Eisenbahnstation brieflich schon vorher empfohlen waren und übernachten wollten. Gegen Abend langten wir daselbst an, und nach einigem Rufen und Warten stellte sich denn auch Lalu ein, um das Gepäck zu besorgen, konnte aber mit dem Zusammenwickeln und Verschnüren der Decken gar nicht zu stande kommen, bis ich näher zusah und entdeckte, dass er völlig betrunken war. „Lalu“, sagte ich, „Sie sind betrunken.“ „Ja, Herr,“ sagte er, „warum soll ich die Wahrheit nicht gestehen? Ich habe mitunter etwas Fieber unt dann nehme ich wohl einen Trunk, um es zu bekämpfen.“ Ich schwieg, aber sein Schicksal war beschlossen. Mit Hülfe des Clerk schafften wir das Gepäck ins Waiting Room, wo wir auch diesmal übernachten sollten, während Lalu in irgend einer Ecke unter mächtigem Schnarchen seinen Rausch verschlief. Unter angenehmen Gesprächen mit dem Clerk, der ein geistig sehr empfänglicher Mann war, verbrachten wir den Abend. Zugleich war derselbe bemüht, uns einen anderen Diener zu besorgen es wollte sich aber an dem kleinen Orte nicht gleich etwas Passendes finden. So mussten wir uns am andern Tage noch mit Lalu behelfen. Er erschien am nächsten Morgen scheu

und verkatert; ich würdigte ihn keines Wortes mehr und nahm für uns alle drei Billets nach *Cawnpore.*

Als wir nach einer Eisenbahnfahrt von sechs Stunden, auf der ich mich vergeblich bemühte, die in der Nähe fliessende Gañgâ zu sehen, in Cawnpore anlangten, wurden wir gleich am Bahnhofe in deutscher Sprache begrüsst. Es war Herr Bassler, ein wackerer junger Kaufmann, dessen Bekanntschaft wir auf dem Schiffe gemacht hatten, und dem wir hatten versprechen müssen, ihn in seinem Wohnorte Cawnpore zu besuchen. Dementsprechend hatten wir ihn von unserer Ankunft brieflich benachrichtigt, und so war er mit seinem Wägelchen am Bahnhofe und bestand darauf, dass wir die Nacht in seinem Bungalow zubrächten. Obwohl er Junggeselle sei, so werde es uns dort an nichts fehlen. Wir nahmen das freundliche Anerbieten an, und ich bat nur noch so lange am Bahnhofe zu warten, bis ich mit Lalu Abrechnung gehalten hätte. Ich liess den Sünder vor mich kommen und hielt ihm mit milden, aber ernsten Worten sein Vergehen vor und eröffnete ihm, dass ich ihn entlassen müsse. Er legte sich aufs Bitten und Versprechen, aber es gelang ihm nicht, mich umzustimmen. Ich zahlte ihm seinen rückständigen Lohn sowie die Rückreise nach Bombay, beides reichlich, und die lange Reihe von Silberstücken schien ihn über sein Schicksal zu trösten. Freundlich und mit einigen Ermahnungen für die Zukunft reichte ich ihm die Hand und er verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Meine Frau bestieg mit Herrn Bassler dessen leichtes, von ihm selbst gelenktes Tamtam, ich selbst folgte mit dem Gepäck in einem zweiten Wagen, und so fuhren wir zu Basslers Bungalow, indem wir unterwegs die Hauptsehenswürdigkeiten des Orts in Augenschein nahmen. Sie bestehen in einer Gedächtniskirche, einem ehemaligen mit dem schönen Standbilde eines Engels gezierten Brunnen und anderen Denkmälern, welche sich sämtlich auf den Aufstand des

Jahres 1857 beziehen. Die Engländer nennen denselben *the mutiny* und brandmarken dadurch das Andenken derer, die ihn anstifteten. Wären die Aufständischen zum Ziele gelangt, wozu ja eine Zeitlang alle Aussicht war, so würden sie heute bei ihrer Nation eine ähnliche Verehrung geniessen, wie bei uns Schill, Scharnhorst, Blücher und andere Helden der Freiheitskriege. Jetzt, wo sie unterlegen sind, heissen sie die Meuterer, und ihr Andenken wird verunglimpft. So sehr machen die Menschen ihre Wertschätzung von dem äusseren Erfolge abhängig, den doch oft nur der Zufall regiert. Nachdem wir noch zum Ufer der Gaṅgâ gewallfahrtet, die schon hier, wo wir sie zum erstenmale sahen, sich in majestätischer Breite dahinwälzt, langten wir in Herrn Basslers Bungalow an. Dasselbe gab uns eine willkommene Vorstellung davon, wie ein deutscher Junggeselle, der nach Indien verschlagen worden, sich dort behaglich einzurichten weiss. Von der Strasse aus gelangte man in ein weitläufiges Grundstück, in dessen Mitte sich das einstöckige quadratische Haus erhob, welches mehrere stattliche Säle und an beiden Seiten Schlafzimmer enthielt. Das Mobiliar war einfach aber ausreichend, in unserem Schlafzimmer fanden wir zwei gute Betten, und sogar ein Spiegel wurde noch hinterher beschafft. In diesen Räumen also thronte Herr Bassler und zwar für gewöhnlich ganz allein. Für seine Sicherheit hatte er nichts zu befürchten, denn in seinem Schlafzimmer sah ich ein kleines Arsenal von Waffen solidester und elegantester Art. Diese werden von der englischen Regierung dem in Indien wohnenden Europäer kostenlos geliefert, während den Eingeborenen das Halten von Waffen durch hohe Eingangszölle und andere Schwierigkeiten fast zur Unmöglichkeit gemacht wird. So würde im Falle eines Aufstandes ein kleines, aber wohlbewaffnetes und auch eingeübtes Heer von Europäern gleichsam aus der Erde wachsen.

Natürlich war Herr Bassler von einem halben Dutzend

Dienern umgeben, welche ausserhalb des Gebäudes in kleinen Häuschen in der Nähe wohnten. Solche Diener leisten nicht viel, da jeder nur seine besondere Arbeit verrichtet, kosten aber auch sehr wenig, denn sie erhalten weder Wohnung noch Kleidung noch Beköstigung, sondern 5—10 Rupien im Monat, mit denen sie den ganzen Unterhalt für sich und ihre Familie bestreiten. Einige derselben servierten mit Geschick ein recht gutes Essen, wurden aber dabei von ihrem Herrn mehr als nötig zurechtgewiesen und überhaupt sehr streng gehalten. Er behauptete, dies sei notwendig, da die Kerle sonst unausstehlich werden würden. Nach dem Essen kommandierte Herr Bassler: *„boy! cheroot!“* und sogleich brachten die Diener die gewünschten Cigarren, welche wir, die Beine behaglich über Stühle und Diwans gestreckt, in den Mund nahmen, worauf die Diener in demütiger Stellung das Feuer präsentierten; die Mühe des Ziehens war das einzige, was den Herrschaften nicht abgenommen werden konnte. Gemütlich plaudernd sassen wir noch lange; Herr Bassler erzählte von seiner Heimat, einem Städtchen in Sachsen, und wie er als Vertreter eines dortigen Geschäftshauses in Indien wohne, um die Einkäufe von Getreide und Tierhäuten zu besorgen. Er erzählte von den Krokodilen, die er im Ganges zu schiessen pflege, von den Gefahren des indischen Klimas, und wie ein Freund nachts an der Cholera gestorben sei, mit dem er am Abend vorher noch gemütlich Karten gespielt habe usw. Im ganzen, glaube ich, hat er uns bei seinen Erzählungen etwas mehr als Neulinge behandelt, als wir es in Wirklichkeit waren. Natürlich wurde auch das Kapitel der Schlangen gebührend durchgesprochen, wie ihr Biss in wenigen Minuten töte, wie sie nachts ihren Eingang in die Häuser und wohl gar in die Betten fänden; und so gingen wir mit ziemlich aufgeregter Phantasie schlafen. Mitten in der Nacht wurde ich wach und hörte in der Ecke ein Rascheln; ich hörte, wie es näher kam und schnuppernd

und fauchend sich um mein Bett herum zu schaffen machte. Ich wagte nicht Licht anzuzünden, um nicht durch irgend eine Bewegung das unheimliche Wesen zu reizen; angstvoll verfolgte ich das Geräusch und atmete erleichtert auf, als dasselbe sich entfernte und alles wieder ruhig wurde. Herr Bassler, dem ich die Sache am andern Morgen erzählte, meinte, es werde wohl eine Moschusratte gewesen sein, welche sich öfter in den Häusern fänden, übrigens aber ganz harmlos seien.

Am nächsten Morgen, als wir mit Herrn Bassler von einem in die umliegenden Anlagen unternommenen Spaziergang zurückkehrten, stellte sich der neue Diener vor, welchen Herr Bassler für uns ermittelt hatte. Er hiess *Purân*, d. h. „der Alte," und war auch wirklich schon gegen 60 Jahre alt, infolgedessen wohl etwas träge und schwerfällig, aber reich an Erfahrung und sicher in seinem Auftreten. Auch sein Englisch war bedeutend besser als dasjenige, welches Lalu zu radebrechen pflegte. Der Religion nach war er Mohammedaner, wiewohl er in einem seiner Zeugnisse als Christ bezeichnet wurde. Diese bedenkliche Doppelkonfession erklärte Purân damit, dass er einst mit einem Herrn in Kaschmir gereist sei, dem es gefallen habe, seinen Diener als Christen zu produzieren. Wahrscheinlicher dürfte es wohl sein, dass Purân selbst seine Rechnung dabei gefunden haben mochte, sich gelegentlich bei irgend einem hochfrommen Engländer als Christen einzuführen. Meine Frau erklärte ohne Zögern, dass sie den Mann für brauchbar halte und engagieren wolle. Dies war mir sehr erfreulich, da sie in betreff der Dienerschaft nicht leicht zu befriedigen ist, wie sie sich denn auch über Purân späterhin noch oft und bitter beklagte. Purân wurde also engagiert, wir nahmen noch ein eiliges Frühstück im Hause des Herrn Bassler ein und fuhren dann die kurze Strecke bis *Lucknow,* wo wir weder durch die sommerliche Natur noch

durch das Gebahren der Menschen daran erinnert wurden, dass es der Abend vor Weihnachten war; denn das konnte man ja keine Weihnachtsfeier nennen, dass am Abend nach dem Dinner eine Bande phantastisch kostümierter Schotten vor dem Hotel eine humoristische Musik zum besten gaben. Ich zog mich in den Salon zurück, wo sich auch *Mr. Summers* einfand, dem ich einige deutsche Weihnachtslieder auf dem Klavier vorspielte. Er wollte am nächsten Morgen zum nationalen Kongress nach Allahabad reisen, wo er, wie bereits berichtet wurde, wenige Tage darauf an den Pocken gestorben ist.

In Lucknow befanden wir uns in der Lage eines Mannes, der für gewöhnlich eine Brille trägt und diese dann plötzlich verlegt hat und nicht finden kann. Alles erscheint undeutlicher, nebelhafter und weniger schön. Die Brille, die uns in Lucknow fehlte, war die sonst in der Regel uns zu Gebote stehende Führung durch befreundete Eingeborene. Zwar hatten unsre Bombayer Freunde nicht unterlassen, uns auch in Lucknow an einen trefflichen Mann, *Mathurâ Prasâd,* zu empfehlen; unglücklicherweise aber war derselbe die beiden Weihnachtstage über verreist und stellte sich erst am Abend vor unsrer Abreise (am 26. Dezember) in unserm Hotel ein, zugleich mit seinem zehnjährigen Sohne, mit dem ich, infolge meines unlängst erwachten Interesses für das Hindostani, eine kleine Unterredung über diese seine Muttersprache hatte, die ich sonst nur im Munde von Kutschern und Dienern hörte, während ich mich hier an der reinen Art, wie der Knabe dasselbe sprach, erfreuen konnte.

Nachdem wir am Nachmittage unsrer Ankunft in der grossen Stadt, zu welcher überdies kein Plan aufzutreiben war (Constable's trefflicher Hand-Atlas of India war leider noch nicht erschienen), ziemlich planlos umhergeirrt, beschlossen wir, am folgenden Morgen systematischer vorzu-

gehen und zunächst die ziemlich inmitten der Stadt belegene *Residency* zu besuchen. Dieselbe besteht aus einem Komplex halb zerstörter Gebäude und Befestigungen, welche in diesem Zustande erhalten werden, da sie die denkwürdige Stätte bilden, wo von Juli bis September 1857 tausend Engländer, Männer, Frauen und Kinder, unter furchtbaren Gefahren und Entbehrungen die Belagerung der aufständischen Sepoys auszuhalten hatten. Alle Einzelheiten dieser denkwürdigen Episode traten beim Anblicke der halbzerstörten Gebäude und ihrer Umgebungen lebendig vor Augen. Hier war der unterirdische Raum, in welchem Frauen und Kinder, zusammengepfercht, Schutz vor den einschlagenden Kugeln suchten. Dort war das Zimmer, in welchem Sir Henry Lawrence, von einem Granatsplitter getroffen, sein Leben aushauchte. Dort drüben stand das Haus des Johannes, von welchem aus ein Afrikaner den Belagerten furchtbare Verluste beibrachte; und da war der Kirchhof mit seinen Denkmälern, auf welchem an zweitausend Opfer der Katastrophe begraben liegen.

Als wir von diesen wehmütigen Betrachtungen auf längerer Wanderung durch die weitausgedehnte, von grossen Anlagen, Gärten und freien Plätzen durchzogene Stadt zum Hotel zurückkehrten, bemerkte ich im Vorbeigehen in einer Vertiefung eine grosse Bretterbude, in welcher, wie die Anschläge kundgaben, heute abend von einer Parsi-Truppe die Çakuntalâ des Kâlidâsa gespielt werden sollte. Ich beschloss, diese Vorstellung zu besuchen. Abends nach dem Dinner zog sich meine Frau, welche ermüdet war, in unser Schlafzimmer zurück, welches, wie gewöhnlich in Indien, einen Ausgang direkt auf die Veranda ins Freie hatte. Bei dem Mangel von Schloss und Schlüsseln, welche selten in Indien vorhanden sind, verrammelte ich mit Hülfe des Dieners die Tür so gut es ging und machte mich mit demselben auf den Weg. Der Musensitz lag von unserm Hotel eine halbe

Stunde entfernt. Vergebens rief und pfiff der Diener nach einem Wagen; es wollte sich keiner einstellen. Endlich gelang es uns, einen *Ekka* aufzutreiben; es war das armseligste Gefährt, auf welchem ich je in meinem Leben gesessen habe. Wir lagerten uns auf der Fläche des Wagens und liessen die Beine heraushängen. Das kümmerliche Pferdchen setzte sich in Trab im tiefen Dunkel der indischen Nacht. Eine Laterne war vorhanden, aber immer wieder und wieder erlosch dieselbe; öffnete man die Laternentür, so wehte sie der Wind aus; schloss man sie, so erstickte die Flamme aus Mangel an Luft. Endlich kamen wir an und befahlen dem Kutscher, bis zum Ende der Vorstellung zu warten. Er breitete eine Decke über sein Ross, kauerte vor den Vorderfüssen desselben nieder, wie die indischen Kutscher zu tun pflegen, und schlief ein. Wir stiegen hinunter, und ich nahm, mit grosser Zuvorkommenheit behandelt, meinen Platz auf den vordersten Bänken ein, wo ich ziemlich allein sass, während die hinteren Plätze recht gut besetzt waren. Meinen Diener liess man ohne Bezahlung herein. Das Publikum bestand nur aus Eingeborenen; ich war der einzige Europäer, der sich hierher verlaufen hatte. Das Stück ging an; es war Çakuntalâ, aber, o weh! Çakuntalâ als Oper! Es war vermutlich dieselbe Aufführung, welche Freund Garbe in Bombay sah und so abschätzig beurteilt. Ich muss ihm recht geben: die Sache war lang und wurde nachgerade langweilig. Mühsam bekämpfte ich den Schlaf und suchte mich in den Zwischenakten durch eine Tasse Thee aufzumuntern, welche draussen im Freien verabreicht wurde. Als man gegen ein Uhr noch nicht über die ersten Akte hinaus war, verzichtete ich auf die Fortsetzung und trat mit Purân den Heimweg an. Unser Kutscher sass noch ruhig zu den Füssen seines Pferdes und schlief. Nachdem wir ihn geweckt, begann ein grosses Gejammer; man hatte ihm die Decke vom Pferde weggestohlen. Es war wohl das einzige, was an diesem



Ein Ekka („Einspänner").



Wagen zu stehlen war. Wir trösteten ihn durch einige Münzen und liessen uns nach Hause haudern.

Die folgenden Tage benutzten wir teils, um mohammedanische Prachtbauten zu besuchen, deren es in und um Lucknow eine ganze Anzahl gibt, teils machten wir Bekanntschaft mit mehreren Fabrikanten von Tonfiguren, welche die indischen Volkstrachten und Gewerbe darstellen und in Lucknow sehr schön angefertigt werden. Freilich waren die Preise nicht billig; für eine gut gefertigte, etwa 20 cm hohe Figur wurden 10 Mark und mehr gefordert.

Erst am Abend vor unserer Abreise stellte sich in unserem Hotel der Hindufreund ein, an den wir empfohlen worden waren. Er widmete uns einige freundliche Stunden und versah uns mit einer Empfehlung für *Fyzabad*, die Eisenbahnstation für das benachbarte *Ayodhyâ*, die Stadt des *Râma*, welche das nächste Ziel unserer Reise bildete.

Am frühen Morgen legten wir die kurze Strecke von Lucknow nach Fyzabad zurück und suchten dort, nachdem wir im Hotel Wohnung genommen, das Haus des Mannes auf, an den wir empfohlen waren. Leider war auch er infolge der Feiertage verreist, und nachdem wir mit einem zu Besuch in seinem Hause anwesenden Freunde eine längere Unterhaltung gehabt und uns über die Verhältnisse in Ayodhyâ einigermassen orientiert, beschlossen wir, den Weg dorthin allein anzutreten. Ein Wagen war schnell beschafft, unser Diener schwang sich zum Kutscher auf den Bock, und wir rollten der berühmten Stadt des Râma zu. Ausser einigen kolossalen Säulentrümmern, die wir unterwegs hier und da bemerkten, gemahnte nichts daran, dass wir uns auf der Stätte so vieler verklungener Herrlichkeit befanden. In weniger als einer Stunde war *Oudh*, auf der Stätte des alten *Ayodhyâ*, erreicht, welches sich lang an dem

Ufer der sehr stattlichen *Sarayû* hinzieht und, ähnlich wie *Mathurâ,* sich als heilige Stadt durch eine grössere Anzahl von Tempeln dokumentierte, sowie auch durch eine Menge von Affen, welche auf allen Dächern und Plätzen ihr Wesen hatten, an den Wänden der Häuser herumkletterten und von den Verkäufern von Esswaren in rücksichtsvoller Weise fern zu halten gesucht wurden. Auf einem freien Platze unter Bäumen schüttete jemand einen Rest von Getreidekörnern aus, und sofort machten sich viele Affen darüber her, zerrieben die Körner in den Händen, besichtigten prüfend ihren Inhalt und führten ihn zum Munde. Da kamen des Weges einige Schafe, voran ein ungestümer Widder, welcher mit Kopf und Hörnern die Affen rücksichtslos bei Seite stiess und anfing unter den Körnern aufzuräumen. Vergeblich suchten die Affen durch die furchtbarsten Grimassen die Eindringlinge zu verscheuchen, und mussten sich schliesslich begnügen mit den wenigen Körnern, die sie ohne Gefahr erreichen konnten, indem sie dieselben in possierlichster Weise zwischen den Hinterbeinen der Schafe hervorscharrten. Wir wandten uns von diesem Schauspiele einem benachbarten Tempel zu, der von vielem Volke umdrängt wurde, während an dem erhöhten Eingange einige Priester postiert waren, die von den Leuten Gefässe mit Milch, Früchten usw. entgegen nahmen, einen Teil des Inhaltes in grössere Gefässe zusammengossen und das übrige wieder zurückgaben. Leider war niemand da, der mir diesen eigentümlichen Brauch hätte erklären können.

Wir erstiegen eine Anhöhe, auf der sich eine mohammedanische Moschee, wie gewöhnlich in Indien aus einer offenen Halle bestehend, befand; unser Diener beurlaubte sich für eine Viertelstunde, um an heiliger Stätte ein Bad zu nehmen, während wir uns einiger indiskreter Frager, es waren Mohammedaner, zu erwehren hatten. Auf der anderen Seite der Anhöhe stiegen wir durch Tabakspflanzungen hinab,

begrüssten im Vorbeigehen einen alten Gelehrten, der die *Sâṅkhya*-Philosophie studierte, und lustwandelten dann an dem schönen Ufer des Flusses entlang zur Stadt zurück. Auf unserm Wege lag ein grosser Tempel des Râma. Ich trat ein, und man verwehrte mir ziemlich unfreundlich den Zutritt. Vergeblich setzte ich in Sanskrit auseinander, dass ich das *Râmâyaṇam* studiert habe und, wenn auch ein Ausländer, doch gewiss würdiger als viele andere sei, dem Helden Râma meine Verehrung zu zollen. Man liess sich nicht erweichen, vielleicht weil man mich nicht verstand; ich wurde heftig, liess noch eine kleine Strafpredigt vom Stapel und wandte mit dem Ausrufe: *kruddho 'smi!* („ich zürne euch") den ungastlichen Pforten den Rücken.

Die tropische Sonne neigte sich schon dem Horizonte zu, als wir unsern Wagen bestiegen und von der Stätte der alten Râmastadt Abschied nahmen. Eine Fahrt von zehn Minuten führte uns in die Nähe eines Hügels, auf dem einst Buddha gepredigt haben soll. Wir stiegen hinan und fanden oben ein halb verfallenes Haus, von einem anmutigen Gärtchen umgeben, und als Wächter des Ortes ein freundliches altes Ehepaar, mit dem wir einige Worte wechselten und uns an der weiten Aussicht über Stadt und Ebene und den in der Abendsonne silbern glänzenden Strom erquickten. Dann gewannen wir unseren Wagen wieder und rollten auf Fyzabad zu. Mit der Dämmerung erreichten wir unser Hotel, wo beim Dinner noch ein Gast ausser uns zugegen war, ein Maler, der uns eine schöne Sammlung von Gemälden indischer Landschaften zeigte. Der Horizont auf denselben war, wie gewöhnlich in Indien, wolkenlos. „Aber hier ist einmal ein Stück mit Wolken", sagte ich, „welches an die Landschaften unserer Heimat erinnert." — „Sagen Sie das nicht," versetzte er, „diese Wolken sind von denen des nordischen Himmels sehr verschieden."

Der nächste Morgen sah uns wieder auf dem Bahnhofe.

Wir lösten unsere Billets nach *Benares,* wo wir nach einer Fahrt von drei Stunden in der grössten Mittagshitze eintrafen und in Clark's Family Hotel Wohnung nahmen, zuerst parterre links, dann, nachdem Platz geworden war, in einem grösseren und besseren Zimmer parterre rechts, welches wir drei Wochen lang innegehabt haben. Das Hotel lag an der Landstrasse. Auf der andern Seite derselben befand sich eine Kirche, von einem geräumigen Grundstücke mit wohlgepflegten Wegen und Blumenbeeten umgeben. Auch einiges Schatten gebende Gebüsch war vorhanden. Die niedrige Mauer war von der Landstrasse her mit Hülfe der Steine eines verfallenen Brunnens bequem zu übersteigen, und wir benutzten täglich diese Gelegenheit, um auf dem Kirchhofe zu lustwandeln oder auch unsere Besucher dorthin zu führen, namentlich, wenn mehrere zusammen kamen und die Diskussion lebhaft und laut zu werden drohte, wie das mit den Indern als naiven Naturkindern leicht zu geschehen pflegt. Wenn wir dann, umgeben von national gekleideten Professoren oder Pandits, auf der Veranda des Hotels verweilten, so konnten wir wohl aus den Blicken der Ein- und Ausgehenden lesen, dass wir nicht ganz angenehm auffielen, und so pflegten wir uns lieber jenseits der Landstrasse mit den Stühlen des Hotels im Gebüsche des Kirchhofes zu postieren, wo dann dem Redefluss freiester Lauf gelassen werden konnte.

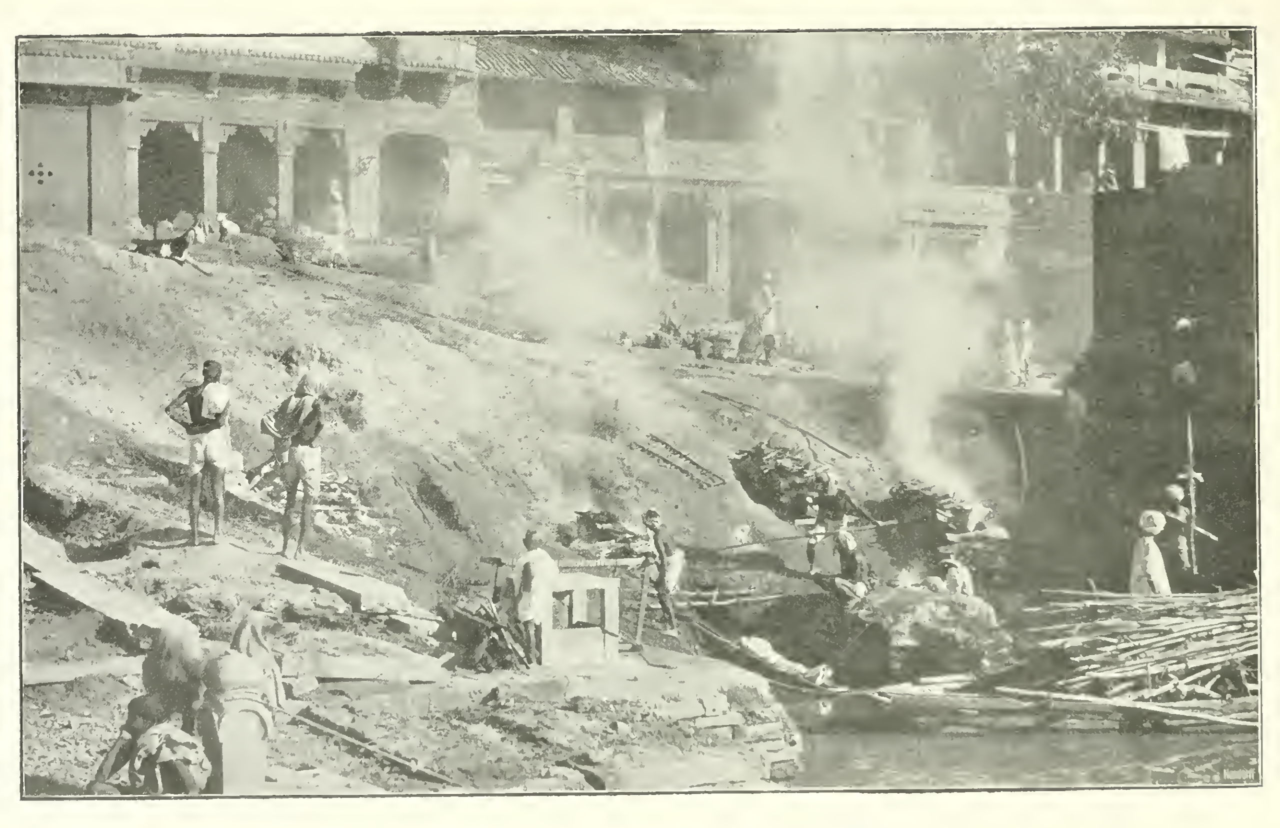
Jenseits der Kirche kamen zuerst grosse, freie Grasplätze; hier lag die Wohnung des Professors *Venis,* etwas weiter die Buchdruckerei und der Buchladen seines Schwiegervaters *Lazarus,* dann folgte unter anderm das Postbureau, und endlich kam man zu den Anfängen der Stadt, welche sonach ziemlich weit, wohl eine Viertelstunde, von uns entfernt lag.

Die Stadt selbst, am linken Ufer des Ganges im Halbkreise gelegen, ist ein Labyrinth von engen, winkligen Strassen und Gässchen, in denen man sich nicht leicht ohne

Führer zurechtfindet, zumal da kein detaillierter Plan von der Stadt existiert. Diesen ganzen Wirrwarr von Strassen mussten wir jedesmal durchkreuzen, um zum Ganges zu kommen, welcher die Hauptsehenswürdigkeit von Benares bildet. Die Ufer sind hier hoch und steil. Auf der Höhe an ihnen entlang haben viele auswärtige Fürsten und Vereine ihre Versammlungshäuser. Von dieser Häuserreihe bis hinab zum Ganges führen viele Treppen, die sogenannten *Ghaṭṭa*'s. Auf ihnen bis zum Ufer hin und in den Fluss hinein entwickelt sich allmorgendlich im Winter wie im Sommer ein sehr unterhaltendes Schauspiel. Morgens gegen 7 Uhr ist das Ufer belebt von badenden Gruppen, für welche das tägliche Bad im Ganges einerseits religiöse Pflicht, anderseits ein sehr willkommener Zeitvertreib ist. Wenn man früh am Morgen sich bei *Daçâçvamedha Ghaṭṭa* einfindet und eines der zahlreich vorhandenen, hohen und breiten Schiffe mietet, um sich am Ufer entlang fahren zu lassen, so kann man in nächster Nähe und in voller Bequemlichkeit die Gruppen der Männer und, etwas getrennt von ihnen, solche von Weibern beobachten, wie sie lustig im Wasser herumplätschern, indem sie zugleich ihre Kleider und Gefässe waschen. Die dünnen Kleider werden auf den Steinen des Ufers der prallen Morgensonne ausgesetzt und sind, wenn der Inhaber sein Bad genommen hat und aus dem Wasser steigt, schon hinreichend trocken, um wieder angezogen werden zu können. Weiter am Ufer entlang fahrend, gelangt man an eine Stelle, wo vom Morgen bis an den Abend die Leichen von solchen verbrannt werden, welche im hohen Alter nach Benares gezogen sind, um dort ihr Leben zu beschliessen, oder auch erst nachdem sie gestorben sind, ihren Leib auf Grund letztwilliger Verfügung nach Benares haben transportieren lassen. Da hier in der Regel mehrere Verbrennungen gleichzeitig erfolgen, so kann man den ganzen Hergang in kurzer Zeit an ihnen beobachten.

Zunächst bringen Träger die mit Tüchern umwickelte und mit Blumen geschmückte Leiche herbei, und das erste ist, dass dieselbe mitsamt dem Brett, auf welchem sie befestigt ist, halb in den Fluss geschoben wird, von wo sie dann, nachdem der Scheiterhaufen fertig gestellt worden, auf die mannslangen, grossen Holzscheite gelegt wird, aus denen er besteht. Einige weitere Holzscheite werden über die Leiche gelegt, worauf von privilegierten, einer besonderen Kaste angehörigen Leuten, in deren Händen die ganze Ceremonie liegt, der Scheiterhaufen angezündet wird. Die Flamme prasselt empor und ergreift immer weitere Holzteile und zuletzt den Leichnam, während die Angehörigen des Verstorbenen, in einiger Entfernung stehend, meist mit dumpfem Schweigen dem Schauspiel folgen. In einigen Stunden ist, wie schon oben bemerkt wurde, die Leiche bis auf einige Knochenteile vollständig verbrannt; die Reste werden in den Ganges geschürt, dessen träge fliessende Wasser noch längere Zeit mit Kohlen, Blumenkränzen u. dgl. überzogen bleiben. Unterdessen ist bereits auf der leergewordenen Stelle ein neuer Scheiterhaufen errichtet worden, der für die folgende Leiche bestimmt ist. Selten besucht man den Ort, ohne dass nicht mehrere Scheiterhaufen gleichzeitig brennten. Der Zudrang ist ein grosser, da die Inder glauben, dass derjenige, dessen Leiche in Benares verbrannt wird, sofort in die Erlösung eingeht. Weniger belebt sind die Ufer weiter unterhalb; folgt man ihnen, so gelangt man nach halbstündiger Wanderung, vom Mittelpunkte an gerechnet, an die Stelle, wo die *Varaṇâ,* ein Flüsschen von etwa 10 Metern Breite, in den Ganges mündet. Ebenso bildet an der entgegengesetzten Seite oberhalb der Stadt die meist ganz wasserlose *Asî* die Stadtgrenze. Von beiden Flüssen hat die Stadt den Namen *Vâraṇâsî,* das ist *Benares.*

Auf dem anderen Ufer, oberhalb der Stadt, liegt auf



Leichenverbrennung am Daçâçvamedha Ghaṭṭa (Benares).

Seite 132.



einer Erhöhung *Râmanagaram,* die Residenz des Mahârâja von Benares, bestehend aus einem weitläufigen Palast mit Nebengebäuden und einem unweit davon befindlichen Tempel der Durgâ.

Unsere Empfehlungsbriefe an den Mahârâja hatten wir, wie üblich, bei unserer Ankunft in Benares übersandt und um eine Audienz gebeten. Am folgenden Tage erschien der Sekretär des Mahârâja im Hotel, und der Besuch wurde für den nächsten Tag — es war der 31. Dezember — verabredet. Zur festgesetzten Stunde holte uns der Wagen des Mahârâja im Hotel ab und führte uns zum Ganges. Eine Sänfte mit Trägern stand für meine Frau bereit, um sie den Abhang hinunter bis ans Wasser zu tragen, ein fürstliches Boot setzte uns über, dann wieder Sänfte bis ins Palais. Hier empfing uns der Mahârâja im Kreise seines Gefolges, welches zumeist aus Pandits bestand. Nachdem die politische Herrschaft der indischen Fürsten fast überall an die Engländer übergegangen ist, sind die meisten Mahârâjas nicht vielmehr als reiche und angesehene Privatleute. Manche von ihnen ergeben sich dem Wohlleben und gehen in Schlemmerei unter, andere benutzen ihren Einfluss, um Religion und Wissenschaft zu pflegen. Dies war der Fall des gegenwärtigen Mahârâja von Benares, *Prabhunârâyaṇa,* welcher einige Jahre vorher seinem Vater gefolgt war. Obgleich er schon einen erwachsenen Sohn hat, der auch nachher in der Versammlung erschien, macht der Mahârâja den Eindruck eines jüngeren Mannes von sanftem und bescheidenem Wesen. Er spricht leidlich gut Englisch und ebenso Sanskrit. Die Unterhaltung, an der sich auch die anwesenden Pandits lebhaft beteiligten, wurde mit Rücksicht auf diese vorwiegend in Sanskrit geführt. Von Zeit zu Zeit liess sich der Mahârâja eine kostbare Pfeife reichen, aus der er einige Züge rauchte und sie dann dem Diener zurückgab. Meine Bitte, mir täglich einige Pandits zur Unterhaltung im Sanskrit zu

schicken, wurde bereitwilligst gewährt. Ausserdem stellte uns der Mahârâja für die ganze Zeit unseres Aufenthaltes in Benares einen schönen Wagen mit Kutscher und zwei Dienern zur Verfügung. Von dem Reichtum und der Frömmigkeit des Mannes mag es einen Begriff geben, dass er, wie schon früher erwähnt, in *Mathurâ* an heiliger Stelle sich wiegen liess und sein Gewicht in Gold — es sollen über 100000 Rupien gewesen sein — an die Brahmanen schenkte. Auch das Sanskritgedicht, in welchem Professor *Gañgâdhara* an der Universität zu Benares dieses Ereignis in überaus künstlichen Versen feierte, wurde schon erwähnt.

Nach längerer Unterhaltung in einem prunkvollen Saale lud uns der Mahârâja zur Besichtigung des Palastes ein. Wir bemerkten kostbare Elfenbeinschnitzereien und andere Kunstwerke, denen wir die gebührende Bewunderung zollten. Am interessantesten war das Çakuntalâ-Zimmer, in welchem alle Hauptscenen des Dramas Çakuntalâ in einer Reihe von Gemälden sehr anmutig dargestellt waren. Wir schieden höchst befriedigt, und noch lange dufteten unsere Hände von dem Rosenöl, welches man beim Abschied aus einer kostbaren Vase in dieselben geträufelt hatte.

Einige Tage darauf stattete uns der Mahârâja seinen Gegenbesuch ab, wozu ein in der Nähe des Hotels gelegenes Palais gewählt wurde. Diesmal war die Anzahl der umgebenden Pandits noch grösser. Wir sprachen u. a. von Deutschland, und ich hatte Mühe, in Sanskrit eine Schilderung des nordischen Klimas mit Eis und Schnee zu machen; denn die allermeisten Inder haben nie in ihrem Leben Schnee gesehen, und es ist schwer, ihnen einen Begriff davon zu geben. Plötzlich brach der Mahârâja auf und lud mich ein, mit ihm in seinen Wagen zu steigen, während meine Frau einige Minuten später in einem anderen Wagen, von einigen Ministern begleitet, folgte. Die Unterhaltung während der Fahrt, teils in Englisch, teils in Sanskrit, drehte sich um

die Reisen, welche der Mahârâja zu Elefant öfter nach seinen südlich gelegenen Besitzungen unternahm. Meine Frage, ob er nicht einmal nach Europa kommen möchte, verneinte er mit Entschiedenheit. Als ich darauf hinwies, dass ja auch der Mahârâja von Baroda gegenwärtig in Europa weile, antwortete er kurz: „Ja, der ist ein Çûdra.“ Unsere Fahrt ging zu *Bhâskarânanda Svâmin,* einem berühmten Heiligen, bei welchem der Mahârâja persönlich mich einführen wollte. Durch einen Zufall hatte ich ihn allerdings schon früher kennen gelernt. Der junge Pandit *Venirâm* nämlich, mit dem ich in Bombay Sanskritkonversation trieb, erzählte mir, dass sein Vater in *Asîsaṅga* bei Benares Askese übte und hatte mir auch einen Sanskritbrief an denselben mitgegeben. Mit diesem hatten wir uns bald nach unserer Ankunft in Benares nach Asîsaṅga begeben, wo man uns nach mehrfachem Fragen in einen Garten wies, in welchem ein nackter Büsser lebte. Ein kleines Tuch um die Lenden bildete sein einziges Bekleidungsstück. Er nahm den Brief an, überblickte ihn flüchtig und empfing uns aufs freundlichste. Er war aber nicht Venirâms Vater, den ich auf diese Weise nie zu sehen bekommen habe, sondern Bhâskarânanda Svâmin, und zu diesem führte mich nun auch der Mahârâja. Diesmal war er vollständig nackend; es ist mir ein unvergesslicher Eindruck, wie dieser arme, nichts auf der Welt sein eigen nennende Asket den vornehmen und reichen Mahârâja, der sich ihm mit demütiger Verneigung nahte, mit herablassender Leutseligkeit empfing, während er mich ohne Umstände als alten Bekannten und Mitarbeiter auf dem Gebiete des Vedânta begrüsste. Er lud uns zum Sitzen auf einer Steinplatte ein, setzte sich selbst daneben, wobei er seine Blösse geschickt zu bedecken wusste, und fing lustig an, mit mir über die Upanishad's zu perorieren, während ich das peinliche Gefühl hatte, dass meine Frau jeden Augenblick nachkommen konnte und ihn

in diesem Zustande sehen würde. Ich erwähnte wiederholt, dass auch meine Frau sogleich eintreffen würde, aber er liess sich nicht stören, und erst als meine Frau mit Gefolge hinter den Bäumen erschien, liess er sich ein kleines Lümpchen reichen, und so war er auch für diesen Besuch hinreichend gerüstet. Der Mahârâja verabschiedete sich, Bhâskarânanda liess sich die Druckbogen einer von ihm unternommenen und seitdem auch erschienenen Ausgabe der Upanishad's reichen, und so fehlte es nicht an Stoff für die Unterhaltung. Im weiteren Verlaufe liess er eine Frucht bringen, zerlegte sie und bestand darauf, die einzelnen Stückchen mir und meiner Frau aus seinen braunen Händen direkt in den Mund gelangen zu lassen. Beim Abschiede schenkte er uns eine Mangofrucht, die ein Verehrer ihm aus dem fernen Süden mitgebracht hatte, wo alles früher reif ist als in dem nördlichen Indien. Obwohl nämlich dieser Heilige das Gelübde völliger Besitzlosigkeit befolgte und ihm zum guten Teile die Verehrung verdankte, mit der die Menge zu ihm aufblickte, obwohl er schlechterdings nichts auf der Welt sein eigen nannte, so fehlte es ihm doch keineswegs an dem Notwendigen. Da sein Gelübde völliges Nackendgehen erforderte, und dieses in den Strassen der Stadt polizeilich untersagt ist, so hielt er sich in einem grossen und schönen Garten auf, den ihm irgend ein Verehrer zur Verfügung gestellt hatte. Hier wandelte er zwischen schattigen Bäumen, verfasste seine Werke und empfing die Besuche seiner Verehrer. Viele derselben schickten ihm regelmässig Essen, andere sahen es als eine besondere Gnade an, ihn bedienen zu dürfen. Als ich ihn ein anderes Mal mit meiner Frau und Herrn und Frau Aus dem Winkel, einem jungen Dresdener Ehepaare, besuchte, führte er uns überall umher, nannte die beiden Damen seine Mütter und war in rührender Weise bemüht, ihnen beim Herabsteigen der steinernen Treppe behülflich zu sein,

obgleich er mit seinen nackten Füssen und Gliedern viel mehr exponiert war als wir anderen. Ich fragte ihn, wo er schliefe? Er zeigte uns einen kleinen stallartigen Raum, dessen Boden mit Stroh bedeckt war. Hier schlief er ohne weitere Unterlage und ohne Decken im Winter wie im Sommer. Dann führte er uns in einen tiefer gelegenen Schuppen, wo ein Bildhauer beschäftigt war, eine sitzende Kolossalstatue unseres Heiligen für einen seiner Verehrer in Marmor auszuführen. Der Bildhauer hatte als Vorübung ein paar Miniaturstatuetten in Stein geschnitten; ich kaufte ihm eine derselben ab, welche Bhâskarânandas Gestalt und Gesichtszüge ganz richtig wiedergibt, und bin froh, dieses Unicum noch heute zu besitzen.

Mit Ungeduld erwartete ich den 4. Januar 1893 als den Tag, an welchem nach den Weihnachtsferien die Vorlesungen an der Universität wieder beginnen sollten. Von nun an besuchte ich täglich von 7—9 Uhr morgens die Vorlesungen des *Sanscrit College* in der Universität. Es ist dies eine Abteilung derselben, in welcher für die Eingeborenen die verschiedenen Wissenschaften in alter Weise auf Grund der klassischen Sanskritlehrbücher vorgetragen werden. Die Vortragssprache war, soweit ich die Vorlesungen besucht habe, stets Sanskrit. Hier hörte ich mit grossem Genusse die Vorträge der Professoren *Gañgâdhara* über Grammatik und Literatur, *Sudhâkara* über Astronomie, *Râmamiçra* über Philosophie und andere mehr. Die Räume der Universität sind gross und hoch, von Hallen umgeben und in einem Garten liegend. Alle Türen stehen während des Unterrichts offen. Zwei bis drei Professoren lehren oft gleichzeitig in demselben Raume, wo jeder mit seinem Häuflein von Schülern eine Ecke einnimmt. Wie bei uns am Eingang der Auditorien eine Reihe von Hüten hängt, so sieht man in Indien vor jedem Auditorium eine Sammlung von Schuhen, denn Pro-

fessoren wie Studenten behalten während der Vorlesung ihre Turbane auf, ziehen hingegen die Schuhe aus und finden es sehr wunderlich, dass der Europäer die Kopfbedeckung, die Zierde des Mannes, ablegt, wenn er ins Zimmer tritt, wo es doch kühler ist als draussen, hingegen die vom Gehen auf der Strasse bestaubten Schuhe anbehält. Wie sollte man aber auch in Schuhen bleiben können, ohne den Boden des Zimmers und die eigenen Kleider beim Sitzen mit untergeschlagenen Beinen zu beschmutzen? Denn von Stühlen, Bänken oder Tischen ist ja keine Rede; der Professor wie die Studenten ihm gegenüber sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Wenn nachzuschreiben ist, so tun sie dies auf der flachen Hand und weisen eine Unterlage, wenn man sie ihnen anbietet, als unbequem zurück. Die Pünktlichkeit wird nicht sehr streng beobachtet. Manche kommen nach Beginn der Vorlesung, andere verlassen sie vor dem Schlusse, indem sie geräuschlos eintreten und sich zu den Füssen des Lehrers niederlassen und ebenso sich wieder entfernen. Mehr als ein halbes Dutzend waren selten um einen Lehrer versammelt. Am Schlusse der Vorlesung spricht der Lehrer das Wort *alam,* „genug“, manchmal kommen ihm auch die Schüler zuvor mit dem Ruf *alam.*

Während im allgemeinen auch die Universität oder vielmehr das *College* (denn *university* bedeutet in Indien nur eine examinierende, nicht eine lehrende Korporation) zu Benares einen englischen Charakter trägt, so ist das einen Teil derselben bildende *Sanscrit College* ganz national indisch geblieben. Die verschiedenen Wissenschaften, Grammatik und Literatur, Rechtslehre, Philosophie, ja sogar die Astronomie und die Medizin werden hier auf Grund der alten, einheimischen Lehrbücher vorgetragen. Die völlige Abhängigkeit vom indischen Altertum, die Lösung jeder Streitfrage durch Zurückgehen auf die antiken Autoritäten und Diskussionen ihrer Aussprüche erinnert gar sehr an die Lehr-

weise, wie sie in Europa während des Mittelalters üblich war; und so ist ganz mittelalterlich auch das Festhalten an allerlei Aberglauben, welcher auch den Vorstellungskreis gelehrter und scharfsinniger Männer in wunderlicher Weise einschränkt und beherrscht. Die Erde steht still, und die Sonne mit allen Sternen dreht sich um die Erde; die Schlangen, welche mitunter in dem alten Mauerwerke bewohnter Häuser ihre Schlupfwinkel haben, gelten für Verkörperungen von Seelen der Vorfahren; das Sterben in Benares hat unmittelbaren Eingang in die Erlösung zur Folge; diese und andere abergläubische Vorstellungen kann man mitunter bei den gelehrtesten Pandits antreffen. So sehr daher auch die Arbeiten der indischen Gelehrten der Berichtigung durch die europäische Wissenschaft bedürfen, so wenig kann ein Europäer jemals jene wunderbare Beherrschung des Sanskrit erreichen, welche bei den indischen Gelehrten etwas ganz Gewöhnliches ist. Sie sprechen das Sanskrit so geläufig, als hätten sie nie etwas anderes gesprochen, und sie lesen die Texte, welche sie interpretieren, so schnell, dass man kaum mit den Augen zu folgen vermag. *Gañgâdhara* erklärte in einer Sitzung von zwei Stunden einen ganzen Akt des Dramas *Mâlatîmâdhavam;* auf meine Frage, ob es auch Texte gebe, die er nicht beim ersten Lesen verstehe, erwiderte er, dass ihm dies nur selten vorkomme. Der Astronom *Sudhâkara* entwickelte die schwierigsten mathematisch-astronomischen Vorstellungen mit Hülfe höchst primitiver Instrumente in beredtem Sanskrit, und *Râmamiçra* interpretierte die *Sâñkhya-kârikâ* nebst dem Kommentare des *Vâcaspatimiçra,* indem er dabei kaum ins Buch blickte; er schien nicht nur die Kârikâ sondern auch den ganzen weitläufigen Kommentar so ziemlich auswendig zu wissen. „Das Sanskrit", sagte er zu mir, „ist für mich wie meine Muttersprache." Gegen die Geläufigkeit, mit der er es sprach, stach sehr ab sein unbeholfenes Englisch, mit welchem er

mir gegenüber mit Vorliebe kokettierte, sodass ich ihn bei unseren zahlreichen Disputationen immer wieder zum Sanskrit zurückholen musste. Den Inhalt seiner Philosophie bildete freilich nur der spätere zum Sâñkhyam entartete Vedânta, nicht die reine Lehre der älteren Upanishad's und ihrer Wiedererneuerung durch *Çañkara*. Eine Vorlesung wurde zur Besprechung dieser Fragen anberaumt, wobei es mir begreiflicherweise nicht gelang, ihn von seinem aus *Râmânuja* geschöpften und eingewurzelten Realismus zu bekehren. Als ich von dieser Vorlesung nach Hause ging, schloss sich mir einer der anwesenden Schüler an und bekannte, dass er meiner Anschauungsweise viel näher stehe, als der seines Lehrers Râmamiçra.

An einem Sonntag Nachmittag sass ich mit Râmamiçra unter den Rosenpflanzungen des Kirchhofs gegenüber unserem Hotel im philosophischen Gespräch über die Natur der Seele, welche er sich als eine im Körper wohnende immaterielle Substanz, etwa in der Weise des Cartesius, vorstellte, und ich hatte ihn gerade vor das Dilemma gestellt, dass seine Seele, entweder *pratighâta* (Repulsionskraft) besitze und dann nicht durch die Schädelwand und andere materielle Hindernisse durchgehen könne, oder nicht *pratighâta* besitze, und dann weder die Glieder des Leibes zu bewegen noch von einem Orte zum anderen zu wandern imstande sein würde, — da gesellte sich zu uns ein vornehm gekleideter junger Inder, der unser Gespräch mit lebhaftem Interesse verfolgte. Sein Name war *Govind Dâs,* und er bewohnte ein elegantes Haus nahe bei *Durgakund,* oberhalb der Stadt. Wie alle besser situierten Hindus hatte er Wagen und Pferd, mit denen er uns öfter zu Spazierfahrten abholte. Er sprach nicht Sanskrit, aber um so besser Englisch, und bezeichnete sich selbst als *a busy idler,* „einen geschäftigen Müssiggänger", d. h. als einen Mann, der seine materielle Unabhängigkeit zu literarischer Tätigkeit benutzte.

Govind Dâs führte uns in sein von einem schönen Garten umgebenes Haus ein. In einem der Zimmer waren die Hochzeitsgeschenke ausgestellt, welche eine Neuvermählte aus der Familie erhalten hatte, und wir bemerkten mit Verwunderung anstatt der bei uns üblichen Statuen, Uhren, Lampen und Prunkstücke eine Sammlung von Säcken mit mancherlei Getreide, Schalen mit Früchten und ähnlichen Naturgaben, die zum Teil wohl eine symbolische Bedeutung haben mochten. Weiter führte er uns in seine Bibliothek; rings an den Wänden standen die Bücher, während fast der ganze Innenraum des Zimmers von einem sehr langen und breiten Arbeitstisch nach indischer Weise eingenommen wurde, nicht um sich daran zu setzen, sondern um darauf zu sitzen, da er nur um einen Fuss höher als der Boden und mit grauer Leinwand überzogen ist. Der Arbeitende sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf der Mitte des Tisches, dessen grosse Breite und Länge es ihm bequem ermöglicht, mancherlei Bücher um sich herum aufzustapeln. Wie wir zur Sommerzeit mitunter in Hemdärmeln bei der Arbeit sitzen, so macht auch der indische Gelehrte es sich bequem, indem er das Obergewand bis an den Gürtel herunterstreift, und so mit völlig nacktem Oberkörper dasitzt. So interessant dieses alles für uns war, so wenig erbaut war ich von der Zusammenstellung dieser Bibliothek. Der Vedânta war zumeist in seiner spätesten entartetesten Form vertreten, welchem sich eine grosse Reihe moderner theosophistischer Produkte anschloss. Denn Freund Govind Dâs war eifriger Theosophist, und mit der grössten Ehrfurcht breitete er vor mir mehrere dicke Bände aus, welche in elegantestem Einbande die wüsten Phantasien der Madame *Blawatski* enthielten. Es ist bedauerlich zu sehen, wie das den Indern einwohnende edle philosophische Streben durch den überall in Indien grassierenden Theosophismus in falsche Bahnen gelenkt wird. Das Haupt dieser Richtung ist gegenwärtig *Colonel Olcott* in

Calcutta. Ich habe ihn dort nicht besucht, traf aber später zufällig mit ihm zusammen. Als wir nämlich von Calcutta nach Bombay zurückfuhren, hatten wir in *Moghal Sarai,* der Eisenbahnstation, welche am südlichen Ufer des Ganges, Benares gegenüber, liegt, zehn Minuten Aufenthalt. Ich trat auf den Perron und blickte zum letzten Abschiede nach dem so viele schöne Erinnerungen umschliessenden Benares hinüber, als plötzlich Govind Dâs zu mir trat, mich mit lebhafter Freude begrüsste und zugleich anbot, mich mit dem zufällig anwesenden Colonel Olcott bekannt zu machen. Wir begrüssten uns wie zwei, die schon längere Zeit von einander wissen und das Gefühl haben, dass zwischen ihren Anschauungen wohl schwerlich jemals eine geistige Brücke sich schlagen lässt. Die Abfahrt meines Zuges erlaubte kein eingehenderes Gespräch und machte unserer kurzen, reservierten, doch nicht unfreundlichen Berührung ein Ende.

Von den übrigen reichen Eindrücken, die unser zwanzigtägiger Aufenthalt in Benares uns bot, wollen wir nur noch einiges erwähnen. Eine sehr willkommene Ergänzung unserer gelehrten Bekanntschaften war *Raghunandana Prasâd,* ein Advokat am Gerichtshofe von Benares und zugleich ein Mitglied der städtischen Verwaltung. Als solchem standen ihm alle Türen offen, und die Art, wie er uns in Benares herumführte, war ebenso interessant wie lehrreich. Am frühen Morgen bestiegen wir mit ihm ein Schiff und liessen uns an den fröhlichen Gruppen der Badenden beiderlei Geschlechts vorbeirudern. Dann gelangten wir durch ein Labyrinth enger Gässchen zu einer heiligen Stätte, dem *Ĭñânakûpa* oder „Brunnen der Erkenntnis“, einem wenig einladenden Orte, wo die zudringliche Bettelei einen fast an Ägypten streifenden Grad erreicht. Auch können die Hindus es nicht lassen, Blumen und andere Spenden in den tiefen Ziehbrunnen hinabzuwerfen, welche dort in Verwesung übergehen und die Luft verpesten.

Unser Freund zeigte uns die auf seine Anordnung angebrachten Vorrichtungen zum Auffangen der hinabgeworfenen Gegenstände, durch welche dem Unfuge wenigstens teilweise gesteuert wurde. Von hier führte unser Weg zu den beiden grossen Minarets, welche Benares als Wahrzeichen der Stadt überragen. Sie wurden von den übermütigen mohammedanischen Eroberern als Symbol ihrer Herrschaft über die heiligste Stadt Indiens aufgerichtet, zum grossen Verdruss der Hindus, bis sie lernten, sich in das Unabänderliche zu fügen und die beiden Minarets ihrem Religionssystem einzuverleiben, indem sie dieselben für zwei Säulen des Kṛishṇa erklärten. Eines der Minarets ist wegen Baufälligkeit jetzt geschlossen. Das andere bestiegen wir auf einer im Innern emporführenden Wendeltreppe und genossen von hier aus eine grossartige Übersicht auf das am Ganges im Halbkreise sich ausbreitende Benares und die umliegende, mit Gärten und Landhäusern übersäte Gegend. Weiter wurden wir von unserem kundigen Freunde durch die ärmeren Stadtviertel geführt. Wir sahen die Weber bei ihrer Arbeit, welche die schönsten Webearbeiten auf den primitivsten Webstühlen hervorbrachten. Wir sahen den Töpfer, wie er, auf dem Boden kauernd, ein grosses, auf einer Spitze laufendes Rad in Umschwung versetzte, eine unförmige Tonmasse auf die Mitte warf und in wenigen Augenblicken daraus ein zierliches Gefäss verfertigte. Wir nahmen ein solches, welches an dem daneben brennenden Feuer hart gebrannt war, zum Andenken mit und besitzen es noch heute. Weiter führte uns noch unser Weg durch enge Gassen, vorüber an zahlreichen Tempeln, deren Benares 5000 besitzen soll, und von denen manche freilich nur die Grösse einer Hundehütte haben. Gegen Abend besuchten wir ein Hochzeitsfest; die Ceremonie war vorüber, und die Unterhaltung hatte begonnen, um die ganze Nacht durch zu dauern. Sie bestand darin, dass die männlichen Gäste, es mochten ihrer einige

hundert sein, in einem grossen Saale auf dem Boden hockten und den Aufführungen der zu diesem Zwecke gedungenen Tanzmädchen mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten. Es trat immer nur ein Mädchen auf, mit einem goldgestickten Gewande bis auf die Füsse bekleidet, welches in eintöniger Weise Liebeslieder sang und sie mit ebenso eintönigen Bewegungen der Arme und des Oberkörpers begleitete. Das Höchste war, dass sie sich gelegentlich um sich selbst herum drehte; sonst war von Tanzen keine Rede. Wenn sie müde war, wurde sie durch eine frische Kollegin abgelöst, welche es auch nicht anders machte. Wir fanden die Produktion in hohem Masse langweilig, und der Bräutigam, ein Knabe von fünfzehn Jahren, schien diesen Eindruck zu teilen. Er war auf seinem Ehrenplatze in der Mitte der Versammlung friedlich eingeschlafen. Gegen elf Uhr abends verabschiedeten wir uns und konnten auf dem Heimwege beobachten, wie auf den Strassen in allen dazu geeigneten Winkeln Obdachlose ihre Nachtruhe hielten.

Wir können Benares nicht verlassen, ohne noch der Beziehungen zu gedenken, die wir zu einigen jüngeren Pandits unterhielten. Ich hatte den Mahârâja gebeten, mir den einen oder andern seiner Pandits zum Sanskritsprechen zu schicken, und seitdem fanden sich deren täglich drei bald zusammen, bald abwechselnd in unserm Hotel ein, um einen grossen Teil des Nachmittags uns zu widmen. Es waren der fromme und weichmütige *Priyanâtha*, sein Bruder, der kernige, klare und feste *Pramathanâtha* und der jüngere und leichter angelegte *Bahuvallabha*. Die einzige Möglichkeit mit ihnen zu verkehren, war in Sanskrit (meine Frau pflegte sich durch Zeichen und einiges Hindostani mit ihnen zu verständigen), aber auch dieses Medium ermöglichte es, in Geist und Herz dieser Männer die interessantesten Blicke zu tun. *Priyanâtha*, der am regelmässigsten kam, war, obgleich er einige



Bajaderen (Tanzmädchen) mit Musikern (Delhi).

Seite 144



Schriftchen über *Sâñkhyam* u. dgl. verfasst hatte, eine treue gläubige Seele, und gerade an ihm hatte ich Gelegenheit zu beobachten, dass die indische Religiosität auf das Gemütsleben ganz ebenso einwirkt, wie bei uns die christliche. So wehrte er meinen Vorschlag, nach England zu gehen, mit der Bemerkung ab, dass die Religion es ihm verbiete, und als ich darauf hinwies, dass er durch das Bestehen der allein in England ablegbaren Examina zu höheren Stellungen in seiner Heimat gelangen werde, erwiderte er einfach und ruhig, dass die ewigen Interessen wichtiger seien, als die zeitlichen. Auch er teilte den Glauben, dass durch ein Sterben in Benares ein unmittelbarer Eingang in die Erlösung gesichert sei, und als ich daran erinnerte, dass nach den heiligen Schriften erlöst werde, wer die Erkenntnis besitze, wo er auch immer sterbe, nicht aber, wer sie nicht besitze, auch wenn er in Benares stürbe, so erteilte er mir die Belehrung, dass eben durch eine besondere Gnade des Çiva allen in Benares Sterbenden im Augenblicke des Sterbens das vollkommene Wissen geschenkt werde. Gelegentlich streifte unser Gespräch auch die politische Lage des Landes, und hier trat mir ein tiefer und fast hoffnungsloser Schmerz entgegen, den die geistigen und zartfühlenden Inder darüber empfinden, dass sie unter der Fremdherrschaft der so ganz heterogenen Engländer stehen.

Als ein noch grösseres Zeichen des Vertrauens mussten wir es ansehen, dass Priyanâtha eines Tages unserer Bitte willfahrte und mich und meine Frau in sein Haus und seine Familie einführte, natürlich mit dem Vorbehalte, dass nur meine Frau zu den Damen des Hauses geführt wurde, mit denen sie eine kümmerliche Unterhaltung in Hindostani zu führen suchte. Die Wohnung des Pandit lag im oberen Stockwerke eines jener grossen Mietshäuser, welche einen engen Hofraum durch rings an den Stockwerken herumgehende hölzerne Veranden umschliessen. Die Ausstattung

der Wohnung war äusserst bescheiden; die Möbel erinnerten an diejenigen, welche man im Lutherzimmer auf der Wartburg findet, das Ganze machte einen durchaus mittelalterlichen Eindruck. Es war dies am letzten Abend, den wir in Benares verbrachten, und wir beschlossen ihn, indem wir ein den Pandits oder vielleicht ihrem Herrn, dem Mahârâja, gehörendes Boot bestiegen und uns über den Ganges rudern liessen. Von den Feldern aus, die das gegenüberliegende Ufer einnehmen, genossen wir den vollen Anblick der heiligen Stadt mit ihren beiden Minarets, ihren treppenartigen Aufstiegen vom Ganges aus und den zahlreichen Palästen und Tempeln, welche dieselben krönen.

Am Dienstag dem 17. Januar 1893 fuhren wir, von den drei Pandits begleitet, zum Bahnhofe, wo ich in einem letzten Gespräche mit ihnen noch die Geschmeidigkeit der Sanskritsprache bewunderte, welche es möglich macht, über alle Errungenschaften der modernen Kultur, wie Eisenbahn, Lokomotive u. dgl. sich in Sanskrit auszudrücken.

Eine Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden führte uns nach *Bankipore,* welches, am Ganges in unmittelbarer Nähe des alten *Pâṭaliputra* jetzt *Patna* gelegen, den Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnlinien bildet. Wir hatten hier eine Empfehlung an *Maheça Nârâyaṇa,* den Redakteur der Wochenschrift „the Behar Times“. Wir fanden ihn nach längerem Suchen, und er widmete sich uns in liebenswürdigster Weise, gab mancherlei Aufschlüsse über Stadt und Gegend und führte uns auf meinen Wunsch auf lehmigem Landwege an das Ufer des Ganges, welcher zwischen Abhängen, die mit Kornfeldern bedeckt waren, seine gelben Fluten dahinwälzte. Mit Staunen nahmen wir die Spuren der Verwüstungen wahr, welche der Fluss anrichtet, wenn er alljährlich sein Bett verändert und dadurch zu einer neuen Verteilung der Äcker nötigt. Gegen Abend verliess uns Maheça Nârâyaṇa. Was wir dann weiter vornahmen, und wo wir für die Nacht

unterkamen, darauf kann ich mich merkwürdigerweise gar nicht mehr besinnen, während doch sonst alle Einzelheiten der indischen Reise mir noch heute nach zehn Jahren so ziemlich gegenwärtig sind. Vielleicht war es die Spannung, mit der wir dem nächsten Tag entgegensahen, welche die Aufmerksamkeit auf die Gegenwart abschwächte. Denn am andern Morgen lösten wir unsere Billetts für eine kleine Sekundärbahn, welche nach Süden in drei Stunden nach *Gayâ* und zu den heiligen Stätten des Buddhismus führt. Die Fahrt führte durch Niederungen, häufig vorüber an Palmenwäldern, an deren jungen nur fünf Meter hohen Stämmen oben unterhalb der Krone Töpfe angebunden waren, in welche aus einem oberhalb gemachten Einschnitte der Palmsaft (*Tâlî*, heute Toddy genannt) rieselt, mit dem wir in Calcutta noch nähere Bekanntschaft machen sollten. An den kleinen Stationen der Sekundärbahn bemerkten wir hinter einem absperrenden Gitter viel bettelndes Volk. Ein Mann steht mir noch vor Augen, welcher, nur mit einem Schurz bekleidet, auf verkrümmten und gelähmten Gliedmassen herankroch und seine abgezehrten Arme flehend durch das Gitter streckte. Es war vielleicht der elendeste Mensch, den ich je gesehen habe. Er erinnerte an die Erscheinungen, welche den Buddha aus einem Fürstensohne zum heimatlosen Bettler machten.

Gayâ ist ein kleines Landstädtchen, welches im fernen Indien und unter den entsprechenden Änderungen denselben Familientypus wie so viele kleine Städte in Deutschland und im übrigen Europa aufweist. Ein Hotel ist nicht vorhanden, dafür besteht, wie überall, wo ein solches fehlt, ein von der Regierung unterhaltenes Logierhaus, *Dak Bungalow*, wo jeder Ankommende wenigstens für eine Nacht ein Zimmer mit Bett für eine Rupie beanspruchen kann. In der Regel ist auch ein Koch vorhanden, welcher auf Bestellung nach Vorschrift für 1½ Rupie ein Tiffin (Luncheon), für 2 Rupien

ein Dinner mit zwei Fleischgängen zu liefern hat. Wir bestellten ein solches auf den Abend, belegten ein Zimmer und sassen bald darauf in einer der jämmerlichsten Landkutschen, um uns auf breitem, gutem Wege durch Felder und Waldungen nach dem 1½ Stunden entfernten *Buddha-Gayâ* haudern zu lassen. Der Ort besteht aus wenigen an der Strasse liegenden Häusern; weiter liegt auf der linken Seite der Landstrasse ein Kloster brahmanischer *Sâdhu's*, während auf der rechten Seite in einer von der Aufhöhung des Bodens durch den Kulturschutt der Jahrhunderte frei gehaltenen Niederung der grosse Buddhatempel liegt, sicherlich an derselben Stelle (denn Buddha lebte lange genug, um sie noch oft seinen zahlreichen Schülern zeigen zu können), wo der Erhabene in jener grossen Nacht unter dem Feigenbaume sass, als ihm die Buddhaschaft zu teil wurde. An der Stelle, wo er sass, steht jetzt im Innern des Tempels eine vergoldete Kolossalstatue des Buddha, mit hinterindischem Typus, und auch heute sitzt er, nur durch die hintere Tempelwand davon getrennt, unter einem Feigenbaum, der vielleicht ein Abkömmling des ursprünglichen ist. Auf Treppenstufen steigt man ein Stockwerk hoch zu einer ringsherumlaufenden Veranda hinauf, von welcher aus man einen Überblick über die zahlreichen ringsum zerstreuten Denkmäler hat, welche die Buddhisten der verschiedensten Länder dem Siegreichvollendeten an dieser für sie heiligsten Stätte der Welt geweiht haben. Alles atmet hier grosse Erinnerungen, nur dass in Buddha-Gayâ so wenig wie im ganzen übrigen Indien auch nur ein einziger Buddhist aufzutreiben war, mit dem wir unsere Empfindungen hätten austauschen können. Einen Ersatz suchten wir vergebens nach vollendeter Besichtigung in dem erwähnten Kloster der Brahmanenmönche. Wir liessen uns melden; man führte uns durch einen weiten Hofraum, in dem die Mönche einen schwunghaften Handel mit Korn

und Öl betrieben. Auf einer Treppe gelangten wir zu einer hochgelegenen, breiten und langen, in Stufenform ansteigenden Terrasse, auf der alsbald der Prior an der Spitze der Klosterbrüder uns feierlich empfing, worauf die ganze Gesellschaft, es mochten dreissig Personen sein, im Halbkreise um uns her sich lagerte, in der Mitte natürlich der Prior, und zu seinen Füssen hockend ein junger Mensch, dessen Gegenwart allerdings sehr notwendig war; denn es zeigte sich bald, dass er der einzige in der ganzen Gesellschaft war, der eine Unterhaltung in Sanskrit zu führen vermochte. Der Prior, an den natürlich meine Worte sich richteten, hörte sie an, nickte, lächelte, brachte das eine oder andere Wort hervor, aber die Beantwortung überliess er dem Jüngling zu seinen Füssen. Dieser begleitete uns auch nach beendigter Audienz und zeigte uns die Klostergebäude. Dann durchschritten wir ein Feld und sahen in der Ferne die Hügelkette, an welche *Râjagṛiha* sich lehnt. Ein steiniger, lehmiger Boden, den wir betreten hatten, schien die Nähe eines Flussbettes zu verraten, und so fragte ich unseren Begleiter nach dem in buddhistischen Schriften so viel genannten Flüsschen *Nairañjanâ*, worauf der junge Mann antwortete: „Sie befinden sich eben mitten darin." Wie so viele kleine Flüsschen Indiens war auch die Nairañjanâ schon im Januar gänzlich ohne Wasser.

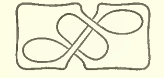
Der herannahende Abend mahnte zum Aufbruch. Wir nahmen Abschied von dem geweihten Boden Buddha-Gayâ's, bestiegen unsere elende Kutsche und rollten auf Gayâ zu. So unerträglich langsam und holpernd war die Fahrt, dass ich es vorzog, in der Abendkühle den Weg zu Fuss zu machen, immer ein Stück vorauslaufend und dann wieder wartend, bis der Wagen mit meiner Frau nachkam. Mit einiger Furcht vor Schlangen, die auf dem Wege lagern mochten, genoss ich doch, umgeben von herrlichen Waldungen, den indischen Abend, wo die Sonne nicht mehr

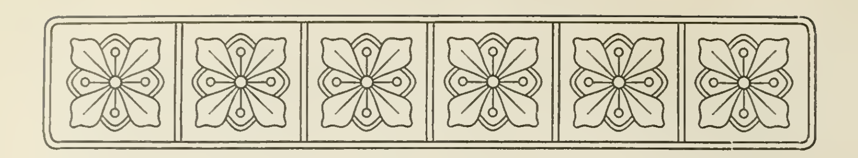
ihre glühenden Pfeile entsendet und ein sanfter Windhauch mit Wohlgerüchen uns umschmeichelt. Weniger harmonisch waren die Eindrücke in Gayâ. Der Kutscher, wiewohl durchaus hinreichend bezahlt, zeigte sich unzufrieden und schimpfte noch lange Zeit aus der Ferne über den weiten Platz weg, an dem unser Logierhaus lag. In diesem war das Dinner bereitet. Die zwei vorschriftsmässigen Fleischgänge bestanden darin, dass man uns als ersten Gang ein halbes Huhn und als zweiten die andere Hälfte desselben vorsetzte, beide reichlich zähe, weil das Tier offenbar erst eben geschlachtet war.

Am anderen Morgen benutzte ich die Zeit vor Abgang des Zuges, um einen grösseren Tempel oberhalb der Stadt zu besuchen; da ich allein kam, so sah man mich mit Misstrauen an, die Unterhaltungen, die ich anknüpfte, wollten nicht recht in Fluss kommen, und als ich in der Nähe einer Seitennische stehen blieb, um eine dort vor sich gehende Ceremonie zu beobachten, wurde ich sogar weggewiesen mit der Bemerkung, dass hier ein *Çrâddham* (Totenopfer) gebracht werde, bei dem die Gegenwart eines Fremden unzulässig sei.

Am Nachmittag langten wir wieder in Bankipore an, leider ohne unseren Freund von vorgestern nochmals zu sehen, wie er versprochen hatte, da ihn ein unvorhergesehenes Geschäft in Anspruch nahm. So lösten wir unsere Billetts nach Calcutta und bestiegen gegen Abend den dort hinführenden Nachtschnellzug. Ausnahmsweise war auch die erste Klasse stark besetzt, und schon machten wir uns darauf gefasst, eine unruhige Nacht zu verbringen. Da hörte ich, dass unser Zug auf der direkten Linie Calcutta schon morgens um 5 Uhr erreichen werde, während von einer der nächsten Stationen ein Zug, auf einer *Loop Line* nördlich im Bogen herumlaufend, um 10 Uhr morgens in Calcutta eintreffe. Schnell entschlossen stiegen wir aus und verbrachten in dem anderen Zuge in einem Coupé erster Klasse, welches

wir allein hatten, eine gute Nacht. Am Morgen waren wir in *Candranagaram,* welches neben *Pondicherry* im Süden die einzige Stadt Indiens ist, die noch den Franzosen gehört und wohl nur aus Eitelkeit behalten wird, da ein Nutzen aus dem Besitze dieser Enklave wohl schwerlich erspriesst. Hier sahen wir auch die ersten bengalischen Pandits, grosse schöne Gestalten mit üppigem schwarzem Haar und einem Gewand, dessen Zipfel vorn wie eine Art Schurz bis auf die Füsse niederhängt. Trotz der Glut der bengalischen Sonne gehen sie ganz ohne Kopfbedeckung. Eine gewisse Eitelkeit spricht aus ihrer Kleidung, ihren Reden, ihrem Gebaren; es ist nicht unzutreffend, wenn man mir die Bengalen als die Franzosen Indiens schilderte.





Sechstes Kapitel.

Calcutta und der Himâlaya.

Gegen elf Uhr lief unser Zug in den Bahnhof von Calcutta ein. Er liegt auf der andern Seite des *Hughli*, eines breiten Armes des Ganges, über welchen eine lange Drehbrücke nach der Stadt führt. Sie war gerade ausgefahren, aber die Zeit des Wartens war uns nicht zu lang; ganz in unserer Nähe konnten wir die Gruppen der badenden Männlein und Weiblein beobachten, während am anderen Ufer am Flusse entlang eine Anzahl sogenannter Asketen ihre Lagerstätte hatte; dies sind, wie wir schon in einem früheren Zusammenhange erwähnten, allerdings wohl vielmehr Bettler, welche eine billige Askese zur Schau tragen, um dem Volke zu imponieren. Jeder treibt seine Spezialität; der eine reckt die Arme beständig in die Höhe, ein anderer hat sich ein Bein hochgebunden, ein dritter liegt auf einem Bette von hölzernen Nägeln. Jeder ist von Zuschauern umstanden, wie bei uns die arbeitenden Kesselflicker; hin und wieder wird ihnen eine Kupfermünze zugeworfen, und dies scheint auch der eigentliche Zweck bei der Sache zu sein.

Es war Mittag geworden, als wir endlich die Brücke überschritten hatten und nach einigem Suchen in einem der Boarding Houses der Mrs. Monk Unterkommen fanden. Die Pension kostet hier 7 Rupien, also noch etwas mehr als in dem Great Eastern Hotel, soll aber auch besser als die



Baden im Hughli gegenüber Calcutta.

Seite 152.



dortige sein. Das Essen war in der Tat recht gut, aber die Gesellschaft war die unbehaglichste, welche wir in Indien gefunden haben. Sie bestand überwiegend aus jungen Männern, welche den Sport, und jungen Weibern, welche den Putz als eigentliches Endziel des Daseins zu betrachten schienen. Eine gehaltvolle Unterhaltung war nicht in Gang zu bringen. Das Gespräch drehte sich meistens um Cricket und Croquet, um Jagd und Tennis-Spielen; daneben war es das Hauptthema dieser vom Tropenkoller ergriffenen jungen Engländer, in allen Tonarten auf die Eingeborenen zu schimpfen. Ein Gespräch der Art will ich mit historischer Treue referieren. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob ein englischer Klub die Herausforderung (*challenge*) zum Wettkampfe (*match*) annehmen müsse, wenn dieselbe von einem *Native Club* ausgehe. Die einen verneinten die Frage; die Eingeborenen ständen zu tief unter dem Engländer, als dass dieser sich auf irgend welche Wettspiele mit ihnen einlassen könne. Von anderer Seite wurde das Prinzip vertreten, dass jede Herausforderung angenommen werden müsse, selbst die der Eingeborenen, denn, so fügte ein Redner bezeichnender Weise hinzu: „wenn der Schornsteinfegerklub in London uns eine Herausforderung zukommen lässt, so darf auch diese nicht abgelehnt werden.“ Wie die Gespräche, so waren auch die Manieren dieser jungen Kaufleute sehr seltsame. So lange die Damen zugegen waren, war das Benehmen ein sehr respektvolles. Standen diese nach dem Essen auf, um hinaus zu gehen, so sprang die ganze Gesellschaft in die Höhe, als käme das Venerabile, und blieben stehen, bis die letzte Dame den Saal verlassen hatte, auch dann, wenn irgend ein Gänschen auf dem Wege zur Tür im Vorbeigehen noch eine kleine Unterhaltung anzuknüpfen für gut fand. Sobald die Damen das Lokal verlassen hatten, entschädigte sich Jung-England für den erlittenen Zwang; man rekelte sich und flegelte sich in aller Weise, man steckte

nicht Cigarren, sondern die kurzen qualmenden Stummelpfeifen an, und einer meiner Nachbarn ging so weit, dass er, auf seinem Stuhle sitzend und sich nach hinten wiegend, auf den Tisch, von dem wir soeben gegessen hatten, beide Beine legte. Im übrigen fanden und suchten wir auch keine Beziehung zu dieser Tischgesellschaft, da unser ganzer Tag von Eindrücken anderer Art ausgefüllt wurde.

Da war zunächst die Stadt selbst, die grösste in Indien, welche, im Gegensatze zu so vielen anderen von uns besuchten Städten, keinen rein indischen, sondern einen halbeuropäischen Charakter trägt. Alles, die Anlage der Strassen und Plätze, die Namen und vieles andere erinnert an London; und so sind auch die Bewohner mehr als anderswo von europäischer Kultur angeweht und übertüncht. Namentlich ist dies auf dem Gebiete der Religion bemerkbar. Wie im westlichen Indien der *Âryasamâj*, worüber wir bei Lahore sprachen, so herrscht hier der *Brahmasamâj*, eine religiöse Gemeinschaft, welche ebenso wie jener auf das Altertum zurückzugehen bemüht ist, dabei aber, im Gegensatz zu dem rein nationalen *Âryasamâj*, vieles aus dem biblischen Vorstellungskreise und dem christlichen Ritus herübergenommen hat. Unsere Freunde führten uns an einem der ersten Abende zu einer gottesdienstlichen Feier; sie fand in einem grossen Gebäude statt, welches schon durch die Anlage mit Kanzel, Gallerien usw. an eine christliche Kirche erinnerte. Gedruckte Blätter wurden verteilt und abgesungen. Sie enthielten Verse aus dem Ṛigveda, aber gerade solche, namentlich aus den Hymnen an Varuṇa, welche an die biblischen Busspsalmen anklingen. Dann wurde eine richtige Predigt gehalten über einen vedischen Text, und so merkte man überall den europäischen Einfluss. Dasselbe gilt vom Familienleben. Unsere nächsten Freunde, der Advokat *P. L. Roy* und der Professor der Philosophie am Sanscrit College *P. K. Ray* leben mit ihren Familien ganz in euro-

päischer Weise. Sie kleiden sich europäisch; sie sitzen bei Tisch auf Stühlen, sie essen Fleisch und trinken Wein und sind dabei von höchster Toleranz.. Unsere liebenswürdige Freundin Mrs. Roy gehörte der brahmanischen Religion in der Form des Brahmasamâj an. Ihre unverheiratete Schwester Miss *Cakravartî* war in England in einer Pension erzogen und dort in der Stille zu einer Protestantin umgemodelt worden, und eine dritte Schwester, die ich nur aus Erzählungen kenne, war in Calcutta zum grossen Schmerz der Familie von den katholischen Patres umgarnt und als Braut des Himmels in ein Kloster gesteckt worden, denn sie hatte ein grosses Vermögen. Trotz dieser Polyphonie der religiösen Bekenntnisse herrschte in der Familie die schönste Harmonie und wurde auch nicht gestört durch einen jungen mohammedanischen Gentleman, der als Freund der Familie öfter erschien und freilich durch sein etwas rohes und ungestümes Wesen von dem sanften, feinfühlenden, intellektuellen Mr. Roy sehr merklich abstach. Zum Teil mag daran wohl die Religion schuld haben, welche ja nicht nur dem Individuum, sondern auf dem Wege der Vererbung ganzen Geschlechtern ihren Stempel aufdrückt.

Ebenso frei wie die Familie P. L. Roy's stand auch ein zweiter Freund mit Frau und Kindern den religiösen Vorurteilen gegenüber. Es war dies der Professor der Philosophie am Sanscrit College *P. K. Ray*. Er lud uns zu Tisch ein; dann hatte ich mit ihm in seinem Studierzimmer, von wo die Frauen ab und zu vergebens versuchten, uns zurückzuholen, eine lange Unterredung über Platon, Kant und Schopenhauer, über die er gut orientiert war und viele Fragen zu stellen wusste. Für den weiteren Nachmittag hatte er uns zu Ehren eine Versammlung von etwa zwanzig Pandits anberaumt, unter denen sich mehrere hervorragende Professoren des Calcuttaer Sanscrit College befanden. Ich besuchte in den nächsten Tagen fleissig ihre Vorlesungen.

Drei Männer sind mir noch in bester Erinnerung, wenn mir auch ihre Namen entfallen sind, der Principal, ein wohlbeleibter, stattlicher Mann von vornehmer Haltung, welcher nach einem antiken Sanskrit-Kompendium die Logik vortrug, ein jüngerer Professor, der mit grossem Ernst und Eifer die *Kâṭhaka-Upanishad* erklärte, und ein von allen mit besonderer Hochachtung behandelter älterer Professor der Literatur, dessen schön geformte Stirn an Kant erinnerte, und der sich nicht nur als Gelehrter durch sein eminentes Wissen, sondern auch als Dichter eigener Dramen ausgezeichnet hatte. Er interpretierte die Kâdambarî und ich erinnere mich noch, wie er anfing einen Satz zu lesen, der kein Ende nahm, und dann weiterblätternd sagte: „Um das Ende des Satzes zu finden, müssen wir zwölf Seiten weitergehen." Wie in Benares, wurde auch hier die ganze Stunde durch nur Sanskrit gesprochen; doch sass man nicht wie dort auf der Erde, sondern auf Stühlen an einem Tisch, welcher für alle genügend Platz bot, denn mehr als fünf oder sechs Zuhörer habe ich nie dabei zusammen gesehen.

Ausser den Familien P. L. Roy und P. K. Ray wurden wir noch besonders befreundet mit zwei Brüdern *Mullik*, welche jenseits des Hughlistromes eine Schiffswerft besassen. Bei Besichtigung derselben sah ich mit Erstaunen, wie die zahlreichen Arbeiter ganz wie bei uns die glühenden Eisenstangen walzten und schmiedeten, nur dass sie dabei fast nackt waren und daher gewiss sehr oft Brandwunden durch das herumspritzende Eisen erleiden mussten. Man war gerade damit beschäftigt, ein grosses Güterschiff zu reparieren, welches mit seiner Ladung auf der See in Brand geraten war. Hierbei hatten sich alle Stangen des aus Eisen bestehenden Rumpfes mehr oder weniger verbogen. Es war sehr mühsam und kostspielig, dieses alles so wieder herzustellen, wie es ursprünglich gewesen war, während es unverhältnismässig weniger Kosten verursacht haben würde,

das Schiff mit Verzicht auf die Schönheit wieder in brauchbaren Zustand zu bringen. Aber das Schiff war bei einer Gesellschaft versichert gewesen, und der Eigentümer konnte die Wiederherstellung desselben in den ursprünglichen Zustand verlangen und hatte kein Interesse daran, an den Kosten zu sparen. Die Brüder Mullik bewohnten mit ihrer Mutter ein palastartiges Haus in der Stadt; oft holten sie uns dorthin in ihrem eleganten Wagen oder fuhren, wenn ich verhindert war, meine Frau allein spazieren. Wiederholt luden sie uns ein, bei ihnen zu speisen, das eine Mal europäisch, das andere Mal indisch. Die erste Art unterschied sich von einem opulenten englischen Dinner nur durch diejenigen Änderungen, welche das Klima gebietet. Man sitzt auf Stühlen, man isst Fleisch und trinkt Wein wie bei uns. Der indische Gesellschaftsanzug besteht aus Hose und elegantem, bis zu ihr herabreichendem Hemde. Hemd und Hose werden durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten; die Weste kommt ganz in Wegfall und ein sehr weit offenes kurzes Jackett vollendet den malerischen Anzug. Wer keinen solchen besitzt, der hat die Wahl, entweder in seinem europäischen Frack fürchterlich zu schwitzen oder einfach im Promenadenanzug aus dünner Leinwand oder Seide zu erscheinen. In Indien ist man, vielleicht abgesehen von den Engländern, in Bezug auf Toilette sehr nachsichtig. Professor Peterson pflegte in Abendgesellschaften, wenn erst die Sonne untergegangen ist, ganz ohne Kopfbedeckung über die Strasse zu gehen, und so werden es wohl noch viele machen.

Höchst originell war ein Diner im Eingeborenenstile, welches uns einer der Herren Mullik offerierte. Zunächst wurden wir getrennt, meine Frau speiste oben bei den Damen aus silbernem Geschirr; mir wurde unten serviert, während Mr. Mullik mich unterhielt, selbst aber nichts anrührte, angeblich weil er heute seinen Fasttag habe. Ein indisches Diner aus zwanzig Gängen, zur Hälfte nicht süss,

zur anderen Hälfte süss, bestehend aus den mannigfachsten Zubereitungen von Milch, Butter, Reis, Gemüsen, Kartoffeln, Mehlspeisen und Früchten, mit Ausschluss von Fleisch, Fisch und Eiern, ist etwas ganz Gewöhnliches. Diesmal aber wollte Mr. Mullik mir zeigen, was die vegetarische Küche alles zu leisten vermag, und so folgten auf einander nicht weniger als achtzig verschiedene Gerichte, welche alle mein liebenswürdiger Gastgeber mir im einzelnen erklärte, während ich von jedem der späteren Gerichte nur ein ganz kleines Teilchen zu kosten vermochte. Merkwürdigerweise befand sich darunter ein einzelner sehr appetitlich zugerichteter Fleischgang. Es wird nämlich in dem eine halbe Stunde von Calcutta entfernt gelegenen Tempel zu *Kâlîghaṭṭa*, dessen Protektor Mr. Mullik war, der furchtbaren Göttin *Kâlî* jeden Morgen um 10 Uhr eine Ziege geschlachtet, indem ihr Kopf in eine eiserne Gabel eingespannt und mit einem Schwertstreiche vom Rumpfe getrennt wird. Das Fleisch dieser Ziege darf gegessen werden und gilt als besonders heilsam, ist aber wohl nur sehr wenigen erreichbar. Ich habe mit Andacht davon gegessen, und es ist mir, wie auch die ganze übrige ungeheure Mahlzeit, sehr wohl bekommen.

Ein lieber Freund ausser den genannten war auch *Hara Prasâda,* ein frischer offener Charakter von gediegener Bildung. Er war früher Professor des Sanskrit gewesen, hatte aber dann diese Stellung mit der lukrativeren und einflussreicheren eines Rates in der Verwaltung der Provinz Bengalen vertauscht. Als solcher hatte er die Aufgabe, über alle in Bengalen erscheinende Schriften je nach Bedarf der Regierung mehr oder weniger eingehend Bericht zu erstatten. Ich verhandelte viel mit ihm über das Sâṅkhyasystem, ohne dass auch er es vermocht hätte, mir über dieses vertrackteste aller philosophischen Systeme Klarheit zu geben. Erst nach Jahren habe ich, vom Studium der Upanishad's kommend,

das Sâṅkhyasystem, wie auch dessen epischen Vorläufer, begriffen und erwiesen als eine realistische Umbildung des reinen Idealismus der ältesten Upanishadtexte. Die stufenweise fortschreitende Degeneration dieses ursprünglichen Idealismus durch die Stadien des Pantheismus, Kosmogonismus, Theismus bis zum Atheismus des Sâṅkhyam hin, habe ich in der zweiten Abteilung des ersten Bandes meiner Geschichte der Philosophie nachgewiesen.

Hara Prasâda wohnte mit seiner Familie in idyllischer Abgeschiedenheit in dem in halbstündiger Eisenbahnfahrt erreichbaren Dorfe *Naihati.* Dort befinden sich noch heute viele brahmanische Schulen, oder besser gesagt Pensionen. Ganz in alter Weise wohnt hier eine Anzahl von Schülern in der Hütte eines *Guru* (Lehrer), für welchen sie die häuslichen Arbeiten verrichten, vielleicht auch betteln gehen und als Entgelt im Veda und anderen Disciplinen unterrichtet werden. Hara Prasâda nahm uns eines Tages mit nach Naihati, führte uns bei den Lehrern und in ihren Wohnungen ein und veranstaltete zum Schlusse eine Zusammenkunft von etwa 60 Schülern. Ich musste derselben präsidieren und an die Schüler mancherlei Fragen richten, natürlich in Sanskrit, welche sie in derselben Sprache, zum Teil recht gut, zu beantworten wussten. Zum Schlusse brachte man mir die üblichen Ovationen dar, und es geschah dabei das Unglaubliche, dass mir Hara Prasâda vor allen Lehrern und Schülern die heilige Opferschnur *(yajñopavîtam)* über die Schulter hängte, welches sogar ein Frevel am Heiligen gewesen wäre, hätte man nicht einen der Fäden, aus denen die Opferschnur besteht, weggelassen. Nachdem die Versammlung aufgelöst war, zeigte uns Hara Prasâda die schönen Umgebungen von Naihati, führte uns in sein Haus und stellte uns sein Söhnchen vor, einen lebhaften achtjährigen Knaben von grosser Schönheit, welche um so deutlicher hervortrat, weil der Knabe völlig unbekleidet seinem Vater

auf der Strasse entgegensprang, und auch uns mit einem: „Good morning, sir!“ begrüsste. Sein Vater erzählte uns, dass er schon jetzt den Knaben die wichtigsten Sanskritworte aus dem Amarakoça lernen lasse. Hiernach ist es begreiflich, dass die Inder eine Fertigkeit im Gebrauche des Sanskrit besitzen, welche kein Europäer jemals erreicht.

Noch manche andere Eindrücke verdanke ich dem stets gefälligen und überall trefflich orientierten Hara Prasâda. So hatte ich den Wunsch geäussert, einmal einen *Kokila* in der Nähe zu sehen, welches nicht leicht ist, da dieser indische Kuckuck sehr scheu ist. Er wird von den indischen Dichtern wegen der Schönheit seines Gesanges, ähnlich wie bei uns die Nachtigall, gefeiert. An Klarheit und Stärke der Stimme ist er dieser wohl noch überlegen, nicht aber an Mannigfaltigkeit, da er, so oft ich ihn hörte, immer nur zwei Motive auf seinem Repertoir hatte. Das eine besteht darin, dass er unermüdlich vom Grundtone in die Quart geht, das andere darin, dass er von Zeit zu Zeit die Tonleiter vom Grundton bis zur Oktave ohne deutliche Scheidung der ganzen und halben Töne durchläuft. Gesehen hatte ich einen Kokila noch nie, und so war meine Freude nicht gering, als Hara Prasâda eines Morgens in unser Zimmer trat, gefolgt von einem Diener, der in der einen Hand einen Käfig mit einem Kokila und in der anderen einen grossen Topf mit frisch gezapftem Toddy (Palmsaft) trug. Wir bewunderten den Kokila, welcher schwarz wie unsere Raben war, im übrigen aber mehr an eine Taube erinnerte, nur dass der Kokila viel schlanker und feiner gebaut ist als diese. Hierauf wurde von dem Palmsaft getrunken, welcher, so lange er frisch ist, wie eine etwas fade Limonade schmeckt und ein bei den Indern sehr beliebtes, ganz unschuldiges Getränk ist. Hebt man ihn auf, so verwandelt er sich in wenigen Stunden durch die Gärung in ein schnapsartiges, scharfschmeckendes, sehr berauschendes Getränk. Wir beschlossen, den Versuch

zu machen, liessen in einer benachbarten Apotheke vier Fläschchen davon abfüllen und hermetisch verkorken. Diese legten wir in unsere Koffer, um sie mit nach Europa zu nehmen. Dann reisten wir für vier Tage in den Himâlaya und fanden bei unserer Rückkehr, dass das perfide Getränk bei der Gärung durch Pfropfen und alle Verpackungen durchgedrungen war und an den benachbarten Sachen allerlei Unheil angerichtet hatte, sodass uns nichts übrig blieb, als die fast leeren Flaschen wegzuwerfen und uns an den Andenken genügen zu lassen, welche der Palmwein an Büchern und sonstigen Effekten hinterlassen hatte.

Die erwähnte viertägige Reise in den *Himâlaya* gehört mit zu den originellsten Episoden unseres Aufenthaltes in Indien, und ich bereue es nicht, die vierundzwanzig Stunden von *Calcutta* nach *Darjeeling* auf der Eisenbahn verbracht zu haben, nur um eine Himâlayalandschaft zu sehen und dann desselbigen Weges zurückzukehren, ähnlich wie wenn einer von Norddeutschland nach Interlaken reisen wollte, um einige Stunden lang den Anblick der Jungfrau zu geniessen und dann wieder nach Hause zu fahren. Gewöhnlich fährt man allerdings aus dem Glutkessel Bengalens nach dem 7000 Fuss hoch gelegenen Darjeeling hinauf, um dort mehrere Monate zu verweilen und die angegriffene Gesundheit in der herrlichen frischen Gebirgsluft wieder herzustellen, welche das ganze Jahr durch nie weniger als + 2 und nie mehr als + 14° R. hat. Retourbilletts geben die klugen Engländer gerade auf dieser Strecke nicht, vermutlich, weil sie sicher sind, dass, wer dort hinauffährt, auch ohne Preisermässigung auf demselben Wege zurückkehren wird, da es keinen anderen gibt.

Nachdem wir unser Gepäck zu Mr. Roy befördert, der uns eingeladen hatte, nach unserer Rückkehr weiterhin bei ihm zu wohnen, begaben wir uns am 1. Februar 1893 nach *Sealdah Station*, beurlaubten unsern Diener für vier Tage und

traten um drei Uhr nachmittags allein die Fahrt nach dem Norden an. Um acht Uhr abends waren wir am Ganges, über welchen, bei seiner grossen Breite, hier keine Brücke mehr führt. Ein Dampfer brachte die Reisenden hinüber. Auf dem Verdeck wurde ein gutes Abendessen serviert. Am anderen Ufer angelangt, beeilten wir uns, in dem bereitstehenden Zuge ein leeres Coupé zu erobern, und waren auch so glücklich allein zu bleiben.

Während wir auf den mitgebrachten Betten vortrefflich schliefen, eilte der Zug die ganze Nacht durch nach Norden. Als wir nach Tagesanbruch zum Fenster hinausschauten, sahen wir zum ersten Male und mit Entzücken die hochragende blaue Kette der Himâlayaberge, welche nicht kokett zerrissen wie die Alpen, sondern in ruhigeren Formen ernst und gross sich über die Ebene erheben. In *Siliguri* endet die Bahn, und während wir frühstückten, konnten wir in Musse die niedlichste Puppenbahn betrachten, welche bestimmt war, uns in achtstündiger Fahrt von hier nach *Darjeeling* hinaufzubringen. Das Prinzip beim Bau dieser Eisenbahn war, alle Tunnels zu vermeiden und die Ersteigung der Höhe durch zahllose Windungen zu bewerkstelligen. Nur einige Male wird eine allzu schroffe Steigung dadurch überwunden, dass der Zug im Zickzack, abwechselnd vorwärts und rückwärts fahrend, in kurzer Zeit sich beträchtlich höher hebt. Wegen der vielen, oft kurzen Windungen mussten die Schienen möglichst nah zusammen sein. Sie liegen in der Tat nur zwei Fuss von einander entfernt, während die Wagen vier Fuss breit sind. Um auf dem halb so schmalen Geleise sicher zu fahren, musste der Schwerpunkt möglichst tief gelegt werden, und wirklich liegt auch der Fussboden des Wagens kaum einen Fuss höher als der Erdboden. Die Räder laufen also im Innern der Wagen, wo eine Verschalung Schutz gegen sie gewährt. Die meisten Wagen der ersten Klasse sind nach oben überdeckt, sonst aber

nach allen Seiten offen, und enthalten nur zwei Vordersitze und zwei Rücksitze. Wir bestiegen einen solchen Wagen, nachdem wir vorsorglich alle Mäntel, Schlafröcke und Reisedecken um uns geschlagen, denn da oben auf der Höhe ist es empfindlich kalt. Das kleine, tapfere Lokomotivchen, welches uns hinaufbefördern sollte, setzte sich zischend und fauchend in Bewegung, jagte zuerst noch eine Stunde lang durch die mit Theepflanzungen bedeckte Ebene dahin, und dann begann die Region der *Terai,* — so heissen die untersten Abhänge des Gebirges, in denen das herabfliessende Wasser sich vielfach zu Sümpfen staut. Sie sind mit ihren Fieberlüften für Menschen ebenso gefährlich, wie für die Vegetation erspriesslich. In unglaublicher Fülle drängen sich hier Riesenbäume und hochklimmende Schlingpflanzen durcheinander; das Auge vermag stellenweise nicht, sich in dem Wirrwarr der nebeneinander, durcheinander, umeinander wuchernden Vegetation zurecht zu finden, und hoch über die höchsten Bäume schiessen gewaltige Farnkräuter empor und vollenden den Eindruck eines Bildes, welches der nie sich vorstellen kann, welcher es nicht gesehen hat, und der, welcher es sah, nie vergessen wird. Eine Stunde etwa dauert die Durchfahrt dieser ungesunden Region, dann steigt der Zug immerfort zischend in unzähligen Windungen wie eine feuerspeiende Schlange höher und höher empor. Immer deutlicher hebt sich beim Zurückblicken die weite bengalische Ebene vom Gebirge ab; jeden Augenblick wechselt das Panorama, man möchte keinen Blick verlieren und jeden für immer festhalten. Die Vorberge, die von unten als mächtige Gebirgsmassen sich auftürmten, liegen jetzt wie im Abgrunde tief unter uns, auf ihre höchsten Gipfel blicken wir hoch von oben hinab. Doch sind die Abhänge des Himâlaya viel sanfter als die der Alpen. Seltener als dort kriecht der Zug unmittelbar am Rande des Abgrundes hin. Nur ein Punkt dieser Art,

von den Engländern *sensational point* genannt, ist mir in lebendigster Erinnerung verblieben. Weiter arbeitet sich der Zug in die Höhe, indem er sich an die rechte Wand eines ungeheuren Gebirgstales anklammert und dabei alle Vorsprünge dieser Gebirgswand durch zahllose Windungen umgeht. Hin und wieder zeigen sich zwischen den Waldungen die armseligen Hütten eines Gebirgsdorfes; einige Bewohner stehen an den Stationen und betteln. Im schärfsten Gegensatze zu den Indern der Ebene zeigen sie durchaus den mongolischen Typus: gelbe Hautfarbe, breite Gesichter, platte Nasen und hervorstehende Backenknochen. Wir atmen mit Entzücken die reine, stärkende Bergluft. Zugleich aber fängt es an, empfindlich kalt zu werden. So gelangen wir gegen Mittag nach *Korscheong Bazar*, der Frühstücksstation mit zwanzig Minuten Aufenthalt, und in weiteren drei Stunden nach *Goom*, dem höchsten Punkte der Bahn. Hier lag auf dem Gemäuer in unserer Nähe zu Anfang Februar wirklicher echter Schnee, der einzige, den wir in diesem Winter aus der Nähe zu sehen bekamen. Ein altes hässliches Weib mit närrischen Gebärden geht bettelnd von Wagen zu Wagen. Sie wird jedem Darjeelingfahrer als die *Witch of Goom* in Erinnerung sein. Fröstelnd nehmen wir wieder unsere Sitze ein. Die Bahn senkt sich ein wenig, umläuft noch einen Gebirgsknoten und fährt um vier Uhr auf der Endstation im Bahnhofe von Darjeeling ein. Hier gibt es nur drei Arten von Wegen, entweder steil bergauf oder steil bergabführende, oder in Windungen auf gleicher Höhe sich haltende. Von Wagen haben wir nichts gesehen; einige Weiber bemächtigten sich unseres Gepäcks, um es hinauf nach *Woodland's Hotel* zu tragen, und wir kletterten ihnen nach. Wir fragen nach Zimmern; der Manager macht ein bedenkliches Gesicht und fragt, wie lange wir zu bleiben gedächten. Ich glaubte schon der Abweisung sicher zu sein, als ich antwortete, dass wir allerdings nur zwei Tage

bleiben könnten. Aber wider Erwarten hellen sich die Mienen des Mannes auf und er spricht: „Dann kann ich Ihnen die besten Zimmer geben. Hier von der grossen Terrasse ist der Eingang, und Sie können von der Terrasse oder aus dem Zimmer, ja von dem Bette aus, durch die Fenster und Glastüren den vollen Anblick des Gebirges geniessen. Aber von übermorgen an muss ich das Zimmer wieder haben, denn diese ganze Flucht von Zimmern ist für den österreichischen Prinzen und sein Gefolge bestimmt.“ Bei Erwähnung des österreichischen Prinzen musste ich lachen, denn schon unten in Calcutta hatten wir darüber spötteln hören, dass er nicht nur kein Sanskrit, kein Hindostani, sondern auch so wenig Englisch konnte, dass er sich selbst in dieser Sprache eines Dolmetschers bedienen musste. Und das reist nach Indien! Wir bezogen das Zimmer, liessen einheizen, etwas ganz Neues in diesem Winter, und wandten uns der Aussicht auf den zweithöchsten Berg der Welt zu, sahen aber nichts als eine dichte Nebelwand, während die näheren Berge und das malerisch um einen solchen gelagerte Darjeeling deutlich zu übersehen waren. Da lag zu unseren Füssen der Bahnhof, wo die wackere kleine Lokomotive soeben ihre letzten Seufzer für heute ausstiess, da lag weiter nach unten der Marktplatz, auf dem die Gebirgsbewohner von *Sikkim, Bhutan* und *Nepal* ihre Produkte gegen einander austauschten, und dann ging es tief, tief hinunter, wo der Weg, immer steil absteigend, am botanischen Garten und an Theeplantagen vorüber sich in unverfolgbarer Tiefe verlor. Aber was war das alles, wenn uns der Blick auf die Schneeberge verhüllt bleiben sollte? Man tröstete uns damit, dass die Aussicht gegen sechs Uhr morgens für eine Stunde sich aufzuhellen pflege. Für heute blieben wir zu Hause in der Hoffnung, dass einer der beiden Inder, denen wir unsere Empfehlungsbriefe ins Haus sandten, uns im Hotel aufsuchen würde. Aber der Bote brachte die Antwort, dass der eine

verreist sei und der andere eine Stunde weit von Darjeeling wohne und erst am nächsten Morgen zur Bureaustunde in die Stadt kommen werde. Etwas enttäuscht legten wir uns beizeiten schlafen, um am nächsten Morgen das grossartige Naturschauspiel nicht zu versäumen.

Unser erster Blick nach dem Erwachen galt den Schneebergen; aber gegen die Erwartungen, die man uns gemacht hatte, zeigten sie sich ganz in Wolken gehüllt. Wir standen auf und gingen spazieren, immer in der Hoffnung, dass das Gebirge während des Tages seine Nebelkappe für einen Augenblick lüften werde, eine Hoffnung, deren Vergeblichkeit uns jeder Erfahrene voraussagen konnte. Für die mangelnde Fernsicht musste die Nähe uns schadlos halten. Das Wetter war schön; von den an den Abhängen entlang führenden Wegen tauchte der Blick in abgründliche Täler, in denen die Nebelmassen, auf- und abwogend, allerlei gespenstige Formen annahmen. Wir erreichten einen Hügel, auf dem ein buddhistisches Heiligtum lag, welches schon von aussen durch die zahllosen bunten Fähnchen, mit denen es besteckt war, mehr den Eindruck einer Jahrmarktsbude als eines Tempels machte und im Innern allerlei Teufelsfratzen, aber nichts enthielt, was die Seele hätte erheben können. Das also sind die Mittel, welche hinreichen, um die metaphysischen Bedürfnisse dieser einfachen Gebirgsmenschen zu befriedigen. Denn im Gegensatze zu Indien, wo es keine Buddhisten mehr gibt, huldigt hier alles dem Buddhismus, freilich einem Buddhismus, der die ursprüngliche reine ethische Lehre zu einem Wuste abergläubischer und phantastischer Vorstellungen fortentwickelt hat. Bescheiden, wie die religiösen Ansprüche, sind auch die übrigen Anforderungen, welche die Bewohner dieses Gebirgslandes an das Leben stellen. Ihr Los ist harte Arbeit und karger Gewinn, und dabei sind sie lustig wie die Sperlinge. Überall sieht man sie schwatzen, singen und lachen, im scharfen Gegensatz zu den ernsten,

schwermütigen Indern dort unten in der Ebene. Wenn in Darjeeling ein Haus gebaut werden soll, so müssen, bei dem Mangel an Fahrwegen, die Steine dazu alle in Kiepen auf dem Rücken von Weibern hinaufgetragen werden. Wir sahen sie, drall und rüstig, mit ihren Lasten emporsteigen. Mit einer derselben machten wir Bekanntschaft. Als sie mit einem halben Dutzend schwerer Steine in der Tragkiepe auf ihrem Rücken an uns vorbeistieg, fiel ein Stein herunter. Sie konnte sich nicht bücken, wollte sie nicht noch mehr Steine verlieren, und sie konnte nicht die ganze Kiepe absetzen, da sie dieselbe ohne Hülfe nicht wieder über die Schultern bekommen hätte. In dieser Not leistete ich ihr den kleinen Ritterdienst, den Stein wieder in die Kiepe zu bringen und wurde dafür mit einem dankbaren Blicke belohnt. Ich konnte sie nun ganz aus der Nähe betrachten und bemerkte, wie sie nicht nur all ihren Schmuck, sondern auch ihr Vermögen mit sich trug, bestehend aus einer Anzahl durchlöcherter Silber- und Kupfermünzen, welche als Guirlanden um den Hals und bis zum Gürtel herabhingen.

So vertrieben wir uns den Vormittag und traten bei unserem Rückwege noch in den Curiosity Shop des Herrn M. ein. Dieser war sichtlich erfreut, deutsche Landsleute bei sich zu sehen. Er zeigte uns alle seine Herrlichkeiten, als da waren: Teufelsmasken, Fähnlein, Schädel als Trinkbecher und buddhistische Gebetsmühlen. In diese braucht man nur die geschriebenen Gebete hineinzustecken und mit der Trommel zu drehen, so leistet dies ganz ebenso viel, als wenn man die Gebete so viele Male wie die Umdrehung war gesprochen hätte. Die Buddhisten sind also noch um einiges praktischer als unsere Katholiken, welche bei Wallfahrten und Prozessionen immer fort und fort ihre Gebete wiederholen. Jesus hat es verboten, beim Beten zu plappern wie die Heiden, die da meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte

machen und stellt als Beispiel eines kurzen, einfachen, herzlichen Gebetes das Vaterunser auf. Was würde er sagen, wenn er sähe, wie sein Vaterunsergebet von den Schafen seiner Herde so und so oft hinter einander gedankenlos abgeleiert wird! Der Buddhismus von heute ist ein Vergrösserungsspiegel der Fehler des Katholizismus.

Gegen Mittag erschien unser indischer Freund im Hotel. Er war ein grosser, stattlicher Mann mit vollem schwarzem Haar und Bart, die in Ringelungen sein ausdrucksvolles braunes Gesicht umspielten. Natürlich blieben wir für den Rest des Tages zusammen. Er führte uns auf den Marktplatz, der nicht nur für die Provinz *Sikkim*, in welcher er liegt, sondern auch für die Völker des östlich gelegenen *Bhutan* und des nach Westen sich erstreckenden *Nepal* die Centrale bildet. Sikkim und Bhutan haben buddhistische Bevölkerung mongolischer Rasse, die Nepaler aber, zu denen eben auch unser Freund gehörte, sind indischen Blutes. Sie sind die einzige Bevölkerung Indiens, welche, dank ihrer Lage im Hochgebirge und ihrer Vorsicht, sich von dem Joch der englischen Fremdherrschaft bis jetzt freigehalten haben. Sie erlauben den Europäern nicht den ungezwungenen Verkehr in ihrem Lande, welcher dem übrigen Indien so schlecht bekommen ist. Wer in Nepal zu tun hat, der wird mit seinem Passe nach der Hauptstadt *Khatmandu* geleitet, darf dort seine Geschäfte besorgen und muss das Land sodann wiederum verlassen. Nepal kann sich rühmen, den höchsten Berg der Welt, den 8800 Meter hohen *Gaurîçañkar* zu besitzen. Die Engländer haben die Unbescheidenheit gehabt, diesen Berg, der nicht einmal ihr Eigentum ist, nach dem Namen eines englischen Geometers, der dort Vermessungen vornahm, *Mount Everest* zu nennen. Sollte dieser Mr. Everest hierdurch, wenn auch nur in England, eine gewisse Unsterblichkeit behalten, so ist es eine traurige, der des Herostratus vergleichbar. Denn wer kann es ohne In-

dignation hören, wenn die Engländer an den Wirtstafeln in Indien die Fragen: „Did you see Mount Everest? Where can we get a view of Mount Everest?“ etc. verhandeln, nicht wissend, die Unglücklichen, dass dieser Berg von alters her seinen schönen und hochheiligen Namen hat, nämlich von *Çankara* d. i. Çiva, der schon von Kâlidâsa als der höchste Gott, die höchste Inkarnation des Âtman gefeiert wird, und seiner Gemahlin *Gaurî*, deren Vermählung mit Çankara in dem wunderschönen Gedicht *Kumârasambhava* von *Kâlidâsa* mit den glühenden Farben der Tropenwelt und des Orientes geschildert wird. In dem höchsten Doppelgipfel verehrten die Inder ihr höchstes Götterpaar, Gaurî und Çankara, die Engländer aber nennen ihn *Mount Everest!* — — —

Vom Marktplatz zu Darjeeling führte uns der nepalesische Freund immer stark bergab bis zum botanischen Garten, welcher für die Vegetation des Himâlaya höchst lehrreich ist. Er wollte uns noch weiter bergab zu einer Theeplantage führen, aber ein schneidend kalter Wind, der grosse Massen Staubes aufwirbelte, gemahnte zur Rückkehr. Von den Schneebergen war diesen ganzen Tag durch nichts zu sehen, aber die Unterhaltung mit dem edlen Hindu in unserem Hotelzimmer am behaglichen Kaminfeuer konnte uns wohl einigermassen entschädigen. Dieser Mann war, wie alle besseren Inder, von tiefem Schmerze über die Knechtung seines Vaterlandes, denn der Nepalese fühlt sich durchaus als Inder, erfüllt. Er hoffte mit der Zuversicht und dem weihevollen Tone eines Propheten auf einen künftigen Heiland, eine Art von Messias, welcher die Fremdherrschaft brechen, die Mohammedaner vertreiben und Indien in seiner alten Grösse und Herrlichkeit wiederherstellen werde, die freilich wohl niemals bestanden hat. Denn die Inder waren von jeher zu hochsinnig und geistig veranlagt, um nicht von der brutalen Superiorität der Wollenden über die Erkennenden unter die Füsse getreten zu werden, zuerst von den Brahmanen und

Königen des eigenen Stammes, dann von den Griechen Alexanders, von den Baktrern, den Skythen, den Arabern und Mongolen und zuletzt von den Europäern. Wir plauderten bis zum späten Abend, worauf unser Freund Abschied nahm, wohl auf Nimmerwiedersehn. „Denn wir können nicht", sagte ich zu meiner Frau, „Tag für Tag hier versitzen in der unsichern Hoffnung, an einem günstigen Morgen die Schneeberge zu sehen. Morgen um zehn Uhr fahren wir hinunter nach Calcutta!"

Am nächsten Morgen beim Erwachen sehe ich schon vom Bett aus eine ungewöhnliche Helle; ich springe zur Glastür der Veranda, und wer beschreibt unser Entzücken, als wir die ganze Bergkette des *Kanchinjinga,* des zweithöchsten Berges der Welt, mit all ihren Schluchten, Abhängen und Gipfeln bis hinauf zu den in der Sonne strahlenden Goldhörnern (*kâñcana-çṛiñga,* woraus die Pandits den Namen erklären) in wolkenloser Klarheit vor uns ausgebreitet sahen. Wohl wissend, dass das Schauspiel nicht lange zu geniessen sein werde, sprang ich selbst nach den Stiefeln in die noch menschenleere Küche. In fliegender Hast kleideten wir uns an und eilten durch die leeren Strassen des Städtchens nach *Observatory Hill,* um die Aussicht noch voller zu geniessen. Unterwegs trafen wir den uns schon bekannten Kuriositätenhändler M., der mit seinem Hunde soeben einen Morgenspaziergang machte; wir luden ihn ein mitzukommen, und er führte uns an den vorteilhaftesten Aussichtspunkt. Hier wurde der Eindruck des Gebirges nicht wie auf der Wengernalp durch die zu grosse Nähe abgeschwächt, sondern vor uns gähnte in ungeheurer Weite und Tiefe ein abgründliches Tal, und unmittelbar jenseits desselben erhob sich, sichtbar vom Fusse bis zu den unglaublich hoch empordringenden Gipfeln, der ganze mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgsstock. Ich unterschied den höchsten Gipfel in der Mitte, der links und rechts von zwei weniger hohen, wie diese wieder von zwei



Darjeeling und der Kanchinjinga.

Seite 170.



noch niedrigeren Hörnern flankiert war. Herr M. erwies sich sehr nützlich, wenn ich auch wegen der Zuverlässigkeit der folgenden Angaben, die ich ihm verdanke, die Verantwortung ihm selbst überlassen muss. „Sie sehen dort rechts“, sprach er, „zwischen den beiden letzten Hörnern einen schwarzen Einschnitt. Das ist der Pass, welcher 21000 Fuss hoch durch ewigen Schnee nach Tibet führt. Ich selbst bin schon bis zu 20000 Fuss Höhe vorgedrungen, musste aber umkehren, da diese Reise durch völlig unbewohnte Gletschergegenden ohne einen grösseren Apparat von Trägern und Führern nicht durchzuführen ist. Von dem Pass bis zum höchsten Gipfel sind volle 8000 Fuss, die Sie hier mit einem Blick des Auges umspannen. Den andern noch höheren Berg, nach dem Sie fragten, und den ich mit Ihrem Verlaub Mount Everest nennen muss, da ich den andern Namen nicht behalten kann, diesen allerhöchsten Berg der Welt können Sie von Darjeeling aus nicht sehen. Zu diesem Zwecke müssten Sie sich auf *Tiger Hill*, eine gute Stunde von hier, bemühen; ich würde es Ihnen aber nicht raten, denn auch dort würden Sie wegen der vorliegenden Berge nur die höchsten Gipfel wie drei kleine aufgesetzte Zuckerhüte bemerken. Aber jetzt beeilen Sie sich, denn die Sonne steigt höher, und bald wird die ganze Aussicht sich für heute schliessen.“ Was wir jetzt sahen, war ein wunderbares Schauspiel. Die Nebel und Wolkenmassen, welche wie schläfrige Tiere tief unten in den Tälern geruht hatten, fingen, von der Sonne geweckt, an, sich zu bewegen. Langsam und träge leckten sie an den Bergen empor, um wieder matt in sich zusammenzufallen. Aber immer erfolgreicher und dazu von allen Seiten griffen sie die höchsten Gipfelriesen an. Jetzt erreichten einzelne Nebelmassen von den seltsamsten Formen schon den obersten Gipfel, sanken wieder herab, bis sie, durch die nachrückenden Massen unterstützt, das Feld behaupteten. Da sehen wir nur noch die drei höchsten Spitzen

aus dem Nebel herausschauen, und jetzt sind auch sie in dem Wolkenmeere ertränkt. „Vielleicht wird es noch einmal wieder klar“, sagte ich zu meinem Begleiter. „Darauf ist für heute nicht mehr zu hoffen“, erwiderte er. Wir kehrten sehr befriedigt zum Hotel zurück. Der Eindruck war uns um so kostbarer, je mehr der Berg mit seiner Gunst gekargt, und je gemessener er sie uns schliesslich zugeteilt hatte. Wer länger in Darjeeling weilt, dem wird wahrscheinlich auch diese, vielleicht grösste Gebirgsaussicht der Welt zuletzt zur Gewohnheit werden und nicht mehr viel zu sagen haben. Vor diesem Schicksal waren wir bewahrt geblieben. Nicht wir nahmen von dem Berge Abschied, sondern der Berg von uns, und das ist eigentlich das Schönere.

Um zehn Uhr morgens sagten wir dem lieblichen Darjeeling Lebewohl, und wieder führte uns eine kleine tapfere Lokomotive in demselben Tempo, mit dem wir emporgestiegen waren, nicht schneller und nicht langsamer, bergabwärts, nur dass die Fahrt etwas mehr beunruhigte, weil wir jetzt stets nach unten blickten. Auf der Mittelstation in Korscheong Bazar, wo die Züge von oben und unten sich begegnen, sahen wir in flüchtigen Minuten eine alte Bekannte, die hinauffahren wollte. Es war Mrs. *Davidson,* eine gute alte Dame aus Schottland, welche wohl eine ähnliche Rundtour durch Indien machen wollte, wie wir, nur dass sie in erster Linie immer diejenigen Leute aufsuchte, welche wir am meisten zur Seite liessen, nämlich die Missionare. Von ihnen geleitet und inspiriert, hat sie ohne Zweifel ein ganz anderes Bild von Indien mit nach Hause gebracht, als wir es aus dem Verkehr mit den Eingeborenen gewannen. Wir hatten in Watson’s Hotel zu Bombay zu dreien denselben Tisch bei den Mahlzeiten, und gelegentlich brachte sie einen Missionar als vierten Partner mit. Eine solche Gelegenheit benutzte ich dann wohl, um mich an dem frommen Mann ein wenig zu reiben. „Ich habe“, so erzählte ich, „früher in

einem Buche, — vielleicht sind es Grubes geographische Charakterbilder, — gelesen, dass in den indischen Tierhospitälern (Pinjra Pol) auch eine besondere Abteilung für Ungeziefer bestehe, und dass man einige Neger eigens dazu halte, um auf ihren Köpfen diesen Verkörperungen der ewigen Weltseele die nötige Nahrung zu bieten. Als ich kürzlich,“ so fuhr ich fort, „mit meinen indischen Freunden das Pinjra Pol besuchte und vergeblich, wie ich schon denken konnte, nach einer solchen Abteilung fragte, da lachten mir meine Hindufreunde ins Gesicht und erklärten, dass es nie dergleichen gegeben habe, und dass das Ganze nur eine Erfindung der Herren Missionare sei.“ Erwartungsvoll sah ich den Glaubensboten an meiner Seite an. Als er mir aber ganz unbefangen entgegnete, dass es wirklich eine derartige Abteilung im Pinjra Pol gebe oder doch gegeben habe, da schwieg ich, um nicht zu beleidigen. Mrs. Davidson also, der wir diese interessante Bekanntschaft verdankten, war in Bombay unsere Tischgenossin, und als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten, da sagten wir „auf Wiedersehen“, ohne doch an ein Wiedersehen im mindesten zu glauben. Und da ist es wirklich merkwürdig, dass wir auf unserem Wege durch Indien mit dieser guten alten Dame nicht weniger als dreimal, und immer eiligst an einander vorbei zu gehen genötigt, uns wieder begrüssen konnten. Das erste Mal war in Korscheong Bazar, das zweite Mal in Madura im Süden Indiens, und das dritte Mal am Tage vor unserer Heimreise, in Colombo vor dem Postschalter.

In *Siliguri* am Fusse des Gebirges angelangt, fanden wir eine weniger gute Verbindung als bei der Hinauffahrt, sodass wir erst nach Mitternacht über den Ganges setzten, dessen mächtige Flutmassen in der zauberhaften Beleuchtung des indischen Vollmondes glitzerten. Halb verschlafen fragte ich nach der eigentümlichen Bauart der am Ufer dem Verkehre dienenden Hallen und Schuppen, welche alle aus

dünnen Latten bestanden und so aussahen, als habe man sie von oben her in den Boden hineingepflanzt. Ich erfuhr, dass der Fluss sein Bette hier sehr oft ändere, und dass aus diesem Grunde der ganze Bahnhof mit all seinen Baulichkeiten leicht transportabel sein müsse. Weiter fuhren wir durch die tiefe indische Nacht, begrüssten die aufgehende Sonne hier an dem östlichsten Punkte der ganzen Reise und liefen am Nachmittag wohlbehalten in *Dum Dum,* der letzten Station vor Calcutta, ein. Hier trafen wir mit Mr. Roy und dessen Familie der Absprache nach zusammen, um die hier eröffnete landwirtschaftliche Ausstellung in Augenschein zu nehmen. Da gab es Pferde, Ochsen, Kühe mit ihren Kälbern, landwirtschaftliche Maschinen usw. Das alles hatte wenig Reiz für mich, und ich wunderte mich, dass der Strom der Besucher, in dem wir fortgetragen wurden, mehr Interesse für diese Trivialitäten zeigte als für die wunderbare Umgebung des Tropenlandes, und mehr Interesse für uns europäische Blassgesichter als für die braunen Gesichter und die malerischen Trachten ihres eigenen Volkes.

Mit der Familie Roy zogen wir in Calcutta ein, um weiterhin die Gastfreundschaft ihres Hauses zu geniessen und zum ersten Male den Reiz des indischen Familienlebens kennen zu lernen. Die Schwester von Mrs. Roy, die zarte liebliche Miss *Cakravartî* (von den Engländern in *Chuckerbutty* verquatscht), — dieselbe, welche man in England meuchlings zur Christin umgeknetet, ohne dass es der liebreizenden Unschuld ihres Wesens geschadet hätte, — diese räumte uns ihr Zimmer ein, wo wir denn unter Nippsachen, Photographien und zierlichen Malereien uns ausbreiten durften. Ausser ihr und dem Ehepaar Roy waren noch deren Kinder, zwei reizende kleine Hindumädchen vorhanden, welche, wie gewöhnlich in Indien, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben waren; denn ohne ein Dutzend Diener

kann ein wohlgeordneter Haushalt in Indien nicht bestehen. Da ist zunächst als oberster der Kammerdiener, der die Garderobe des Herrn in Ordnung hält und auch bei Tisch aufwartet, sodann eine Kammerjungfer zur Bedienung der Frau des Hauses und eine Kinderfrau für die Kleinen. Letztere wird auch häufig nach Europa mitgenommen, und in London ist sie unter dem Namen *Âyâ* wohlbekannt und überall anzutreffen. Weiter folgt in der Hierarchie der Dienerschaft der Koch *(Bâvarchi)*, eventuell mit Gehülfen, der Pförtner, der Kutscher, der Waschmann, deren jedes Haus schon wegen der Ansteckungsgefahr seinen eigenen hat, der Gärtner *(Mâlî)*, der Wasserträger oder *Bhisti* und endlich, als unterster in dieser Klimax, der *Mehtar* (von den Engländern auch *Sweeper* genannt), welcher immer auf der Lauer liegen muss, um alle Exkremente sofort in den hierzu dienenden Porzellaneimern zu beseitigen. Ein indisches Haus ist daher in der Regel sehr sauber, appetitlich und geruchlos, zumal auch die Küche nicht im Hause, sondern in einem Nebengebäude zu sein pflegt. An Gehalt erhalten diese Diener von 20 bis herab zu 5 Rupien monatlich, also zwischen 30 und 7 Mark. Ausser diesem gewiss sehr niedrigen Lohn bekommen sie gar nichts, weder Essen, noch Kleidung oder Wohnung. Sie wohnen irgendwo in der Nachbarschaft mit ihrer Familie, kommen nur, um die ihnen obliegenden Dienste zu verrichten, und gehen dann wieder nach Hause. Im ganzen mögen die Kosten der Bedienung für ein Haus sich auf etwa 150 Mark monatlich belaufen.

Mr. Roy hat uns alle die folgenden Tage in Calcutta nicht nur in der freigebigsten Weise logiert, gespeist und getränkt, sondern er war auch unablässig darauf bedacht, uns neue und wertvolle Eindrücke zu verschaffen. Einer der interessantesten war der folgende.

Es hielt sich damals in Calcutta eine hochheilige Büsserin auf, und ein Freund von Mr. Roy erbot sich, mir eine Audienz

bei ihr um acht Uhr morgens zu verschaffen. Ein Diener holte mich und meine Frau früh morgens ab und erzählte von der Heiligen allerlei Wunderdinge. Sie sei eine Prinzessin aus dem Süden, besitze 6 Laksha (6 × 100 000) Rupien, habe aber alles weggegeben, um als *Sannyâsinî* zu leben; niemand kenne ihr Alter, man glaube, sie sei hundert Jahre alt, und dabei sehe sie aus wie ein junges Mädchen etc. Unter diesen Gesprächen kamen wir zum Hause des Freundes und liessen uns melden, mussten aber geraume Zeit in dem von dem Hause umschlossenen, geräumigen und wohnlichen Hofraume warten. Der Herr, hiess es, verrichte eben seine *Pûjâ* (Morgenandacht), und darin dürfe ihn niemand stören. Wir waren also aus dem in dem Roy'schen Hause herrschenden Freisinn in die Region des frommen Indiens gelangt. Endlich kam der Freund, und nun ging es zur Büsserin. Wir wurden eine Treppe hoch in ein geräumiges, aber vollkommen leeres Zimmer geführt; nur ein einfacher Teppich überdeckte den ganzen Fussboden. Die Heilige erschien, und ich verneigte mich, wagte aber nicht, ihr die Hand zu reichen. Sie war durchaus einfach aber anständig gekleidet, von den schwarzen aufgelösten Haaren an, welche lang auf beide Schultern herunterfielen, bis herab zu den Strümpfen, auf denen sie mich empfing. Ihr Wesen war ruhig und anspruchslos; alles an ihr machte den Eindruck einer gutherzigen, mütterlichen Matrone zwischen 40 und 50 Jahren. Sie sprach ganz gut Sanskrit, und ich legte ihr unter anderem die Frage vor, welches von den sechs philosophischen Systemen das beste sei. Sie antwortete, dass alle miteinander gut seien, eine Äusserung, welche mich jetzt weniger überraschen würde als damals. Denn in gewissem Sinne ergänzen sich die sechs philosophischen Systeme zu einer einheitlichen Weltansicht. Die *Mîmâṅsâ* steht in der Vorhalle der Philosophie, da sie nur das Ritual logisch verarbeitet und alle dabei auftauchenden Pro's und Contra's dialektisch verfolgt. Der *Vedânta* ist die

eigentliche Metaphysik Indiens, das *Sânkhyam* nur eine realistische Umgestaltung eben dieser, schon in den ältesten Upanishad's vorliegenden Vedânta-Metaphysik. Zwischen diesen beiden Systemen ist der Gegensatz noch am grössten, ohne doch die innere Verwandtschaft aufzuheben. Der *Yoga* ist die praktische Seite der Âtmanlehre, nicht Moral, denn wer diese Welt als Illusion erkannt hat, ist über gute und böse Werke hinaus, sondern der Yoga ist eine eigentümliche Technik, durch Vertiefung in das eigne Innere dort das Brahman, den Âtman unmittelbar zu ergreifen. Was endlich den *Nyâya* und das *Vaiçeshikam* betrifft, so bietet der erstere einen allgemein gültigen Kanon der Logik und noch mehr der Eristik, das letztere eine naturwissenschaftliche Klassifikation alles Seienden unter sechs Kategorien.

Die Antwort der Büsserin auf meine Frage lässt sich also von dem unhistorischen Standpunkte, auf dem alle Inder stehen, ganz wohl begreifen. Unhistorisch war freilich auch die Antwort, die sie mir gab, als ich es wagte, das hundertjährige junge Mädchen nach seinem Alter zu befragen; *na jñâyate,* „das ist nicht bekannt," war ihre einfache Antwort.

Nun aber kam das Fragen auch an sie, und ihre Hauptfrage war, aus welcher Kaste ich sei? Da alle nicht brahmanischen Inder *eo ipso* zur Kaste der Çûdra's, der Verworfenen, gehören, so hatte ich mich früher, wie schon berichtet wurde, des öfteren für einen Çûdra erklärt, begegnete aber dabei einem solchen Befremden in den Mienen der Hörer, dass ich weiterhin ein anderes Märlein erfand, indem ich mich für einen Brahmanen ausgab, der durch eine in der früheren Geburt begangene Sünde zum Çûdra, zum Europäer herabgesunken sei und hoffen dürfe, in einer nächsten Geburt wieder zum Brahmanen zu werden. Diesen Scherz, der viel belacht zu werden pflegte, beschloss ich auch vor der Büsserin zum besten zu geben, kam aber dabei nicht an die rechte. Kaum hatte ich mich dafür erklärt, in meiner

vorigen Geburt ein Brahmane gewesen zu sein, als sie mich unterbrach und in strengem Tone fragte, woher ich das wisse? Ich antwortete: „Es werde gehört! Der erlauchte Kâlidâsa sagt in der Çakuntalâ:

Wenn bei dem Anblick schöner Gegenstände,
Bei süssen Tönen Sehnsucht unsern Geist,
Auch wenn wir glücklich sind, oft übermannt,
So kommt dies, weil wir, wenn auch unbewusst,
An Freundschaften, noch wurzelnd tief im Innern,
Aus früheren Geburten uns erinnern."

„Seit meinem ersten Bekanntwerden mit der Sanskritsprache," fuhr ich fort, „fühlte ich mich zu ihr in so starker Freundschaft hingezogen, dass ich glauben muss, in einer früheren Geburt schon Sanskrit gesprochen zu haben, also ein Brahmane gewesen zu sein."

Diese Argumentation war für die gute Matrone überzeugend, und als ich weiter schilderte, wie ich durch eine schwerere Sünde zum Çûdratum, zum Europäertum, herabgesunken sei, da malte sich in ihren Zügen das tiefste Mitleid; und als ich mit gehobener Stimme fortfuhr: „Jetzt aber, nachdem ich Indien besucht, in Benares geweilt, Dich, o Heilige, gesehen habe, darf ich hoffen, bei der nächsten Geburt wieder ein Brahmane zu werden", — da rollten der frommen Frau die hellen Tränen über Wangen und Brust, welche sie von beiden Seiten mit den herabhängenden Haaren abtrocknete.

Endlich war die Audienz zu Ende; die hohe Frau verabschiedete sich, und als auch wir die Türe gewonnen, da stand dort ein Diener und belud uns mit einer Menge kostbarer indischer Süssigkeiten, mit welchen wir für die Welt nichts anzufangen wussten, und froh waren, sie den Roy'schen Kindern zum Geschenk machen zu können.

Am Nachmittage dieses glorreichen Tages machte ich mit Mr. Roy einen Besuch bei dem auch in Europa wohl bekannten, aber mehr berüchtigten als berühmten Heraus-

geber zahlreicher Sanskrittexte, *Jîvânanda Vidyâsâgara*, und fand ihn, ganz wie er sich auf dem Bilde vor seinen Ausgaben zeigt, mit untergeschlagenen Beinen auf einem niedrigen, aber sehr langen und breiten Tisch sitzend, von Manuskripten und Büchern umgeben. Sein Vater, *Vâcaspatimiçra*, ist der Herausgeber eines überaus reichhaltigen, vier dicke, enggedruckte Lexikonbände füllenden, encyklopädischen Sanskritwörterbuches, welches in Europa fast ganz unbekannt ist, da es meines Wissens auch in Böhtlingk's und Roth's Wörterbuch nirgendwo citiert wird, während sie doch auf den *Çabdakalpadruma*, das grosse aber viel weniger reichhaltige Parallelwerk, des öfteren verweisen. Beide Encyklopädien werden in Indien viel gebraucht und suchen bei einer neuen Auflage das Schwesterwerk zu benutzen und zu überbieten. Eben erschien eine neue Ausgabe des Çabdakalpadruma, auf welche ich für den geringen Preis von 70 Rupien subskribierte, und die auch späterhin bis zum Letzten vollständig in meine Hände gelangt ist. Neben diesem wollte ich auch das *Vâcaspatyam* haben und erstand es in vier sehr starken, gut gebundenen Bänden für 100 Rupien (damals 125, jetzt 133,3 Mk.). Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von Jîvânanda, wie unglaublich billig in Indien der Buchbinderlohn ist, sodass er auch bei starken Bänden noch nach Pfennigen berechnet werden kann. Weiter kaufte ich noch eine Menge Bücher aus der Offizin des Jîvânanda, deren Gebrauch wegen ihrer Unkorrektheit zwar nicht anzuraten ist, die aber in Ermangelung anderer Ausgaben doch gute Dienste leisten können, zumal die schwierigen Texte von Jîvânanda mit einem kurzen, von ihm selbst verfassten oder kompilierten Kommentare versehen zu sein pflegen. Der Mann mag ein ganz bedeutender Polyhistor sein und war als solcher nicht frei von Eitelkeit. „Ich habe“, sagte er, „in meine Ausgaben mehr als 600000 Rupien gesteckt; jeden Tag lasse ich über vierundsechzig Seiten drucken und schreibe deren wohl gegen vierzig.“

Ich erwiderte, dass man ihn in Europa höher schätzen würde, wenn er weniger und das Wenige um so korrekter drucken lassen wollte. Er antwortete: das komme daher, dass er oft durch Überarbeitung krank sei und dann die Arbeit fremden Händen überlassen müsse. Zuletzt kamen wir auf das Versemachen im Sanskrit, und er sprach: „Jetzt will ich Ihnen einen Vers aufschreiben, und ich wette, dass Sie den Sinn nicht herausbekommen sollen, wie Sie sich auch immer stellen“. Er schrieb den Vers, den ich noch unter meinen Papieren aufbewahre, und ich erwiderte nur, dass man es bei uns höher schätze, wenn jemand Verse schreibe, die jeder, als solche, die niemand verstehe. Wir füllten die grosse Kiste bis an den Rand mit Büchern, und ich bezahlte das Ganze wie auch die Fracht, welche von Calcutta bis Hamburg nur 7 Rupien kostete. Ungefähr ebensoviel betrug dann noch die Fracht von Hamburg bis Kiel, wobei eine lange Rechnung für Ausbootung, Landung, Zollrevision etc. etc. aufgestellt war. Aber wovon sollten wohl die Hamburger Agenten, Joller und Jobber leben, wenn sie es nicht auf diese Weise anfingen?

Wir wollten Calcutta nicht verlassen, ohne seinem weltberühmten botanischen Garten einen Besuch abzustatten. Schon früher hatten wir einen solchen mit Frau Dr. Hörnle geplant, deren Gemahl damals Prinzipal des mohammedanischen Madrasa College in Calcutta war, aber begreiflicherweise seine Hauptinteressen im Sanskrit stecken hatte. So zeigte er mir nach einem angenehm in seinem Hause verbrachten Abende auch die beiden buddhistischen Handschriften medizinischen Inhaltes aus dem vierten Jahrhundert p. C., welche damals vor kurzem gefunden worden waren und wegen ihres hohen Alters Aufsehen erregten. An diesem Abende wurde auch für den folgenden Tag ein Ausflug in den botanischen Garten verabredet, der aber nicht zu stande kam, weil es in der Nacht ziemlich stark geregnet hatte, und der Aufenthalt

in einer feuchten Pflanzenluft in Indien leicht Fieber nach sich ziehen kann. Erst kurz vor unserer Abreise kamen wir nun doch noch dazu, mit der Familie Roy den botanischen Garten zu besuchen. Derselbe liegt nördlich von der Stadt, jenseits des Hughli, und da auch Roy's Wohnung im Norden von Calcutta lag, so konnten wir uns den langen Umweg nach Süden über die Hughlibrücke und wieder nach Norden ersparen, wenn wir direkt im Boot über den Strom fuhren und am botanischen Garten landeten. Ein Boot mit einem Dutzend uniform gekleideter Ruderer wurde von Freund Mullik zur Verfügung gestellt, und so fuhren wir in vornehmster Weise über die gelben Fluten der Gaṅgâ, deren einen Arm der Hughli bildet, und landeten an einem kleinen Treppchen, welches direkt in den schönsten Teil des weit ausgedehnten botanischen Gartens führte. Gleich beim Eintritte gelangten wir in eine breite und lange Allee, welche auf beiden Seiten von hohen Palmbäumen umgeben war, die, alle von gleicher Grösse, gleicher Art und gleichem Wuchse, einen Anblick von überwältigender Schönheit boten. Aber auch weiter trat dem Beschauer überall, wohin er das Auge richtete, die Herrlichkeit der tropischen Pflanzenwelt in ihrer vollsten Entfaltung entgegen. Vorüber an geschmackvollen Anlagen mit Baumgruppen, Schlingpflanzen, Blumenbeeten gelangten wir zu der grössten Sehenswürdigkeit des Gartens, dem grossen *Nyagrodha*-Baum. Dieser Baum, *ficus Indica,* dessen Sanskritname, „der nach unten Wachsende" bedeutet, sendet seine Zweige nach unten, wo sie unter günstigen Umständen den Boden erreichen, dort Wurzel schlagen und zu neuen Stämmen erstarken, sodass schliesslich aus dem einen Baume ein ganzer Wald wird. Jedoch ist dieses Resultat selten, so häufig auch der Nyagrodhabaum ist, den man in Gärten und an der Landstrasse überall antrifft. Gewöhnlich erreichen die nach unten strebenden Zweige gar nicht den Erdboden und treiben ihre Wurzeln

in der Luft, wo sie dann verkümmern. Nur bei einigen Nyagrodhabäumen, die in ganz Indien als Sehenswürdigkeiten berühmt sind, ist die Entwicklung des Hauptstammes zu einem Komplex von Stämmen gelungen. Das berühmteste Beispiel ist der Baum, von dem wir reden, im botanischen Garten zu Calcutta. Nicht nur beim Anblicke einer Abbildung desselben, sondern auch wenn man persönlich unter seinen Stämmen umherspaziert, ist es schwer, den Zusammenhang des Ganzen aufzufassen. Von dem durch seine Dicke leicht erkenntlichen Hauptstamme geht ein mächtiger Ast nach der Seite hin, dieser wiederum sendet seine Nebenäste seitwärts, und von allen diesen Ästen und Nebenästen laufen neue Stämme nach unten in den Boden. Eine Anzahl derselben ist schon zu stattlichen Baumstämmen erstarkt, viele andere sind noch in der Entwickelung begriffen und werden künstlich in Hülsen von Bambusrohr nach dem Boden geleitet.

Wir verzichten darauf, die übrigen zahlreichen Sehenswürdigkeiten von Calcutta zu besprechen. Der zoologische Garten, die weite *Maidan*-Ebene, auf der wir in der Morgenfrühe spazieren gingen, bis die Sonne uns vertrieb, das Antiquitätenmuseum, der Edengarten mit seiner aus Hinterindien importierten siamesischen Pagode, das Museum der asiatischen Gesellschaft, welches ich auf dem Umschlag der Hefte der Bibliotheca Indica so oft mit Sehnsucht betrachtet hatte, das alles mag hier nur genannt werden. Auch so manche freundliche, ja herzliche Berührungen mit Eingeborenen verschiedener Stände, die sich von Tag zu Tage mehrten, müssen hier übergangen werden. Am 8. Februar 1893 packten wir unsere Koffer, um am Abend abzureisen. Als sinniges Andenken an Calcutta schenkte mir Mrs. Roy einen *Huqqa* (Wasserpfeife), bestehend aus einer Kokosnuss, in welche von oben her der Rauch bis ins Wasser geleitet wird. Ein zweites Loch in der oberen,

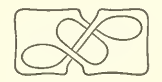


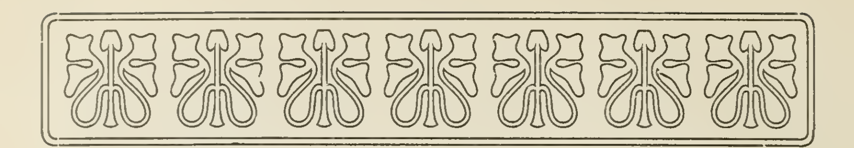
Der Nyagrodhabaum im botanischen Garten zu Calcutta.

Seite 128.



wasserfreien Hälfte der Kokosnuss wird an den Mund gebracht, um den Rauch herauszusaugen. Da der brennende Tabak in einem tönernen Kopfe senkrecht über der Kokosnuss balanciert, so darf das Ganze nicht aus der perpendikulären Lage gebracht werden, und es sieht äusserst possierlich aus, wenn der Rauchende sich bei jedem Zuge mit Mund, Kopf und Hals an die Kokosnuss anschmiegt. Ein hineingestecktes Röhrchen würde diese Unbequemlichkeit heben; aber die wenigsten erlauben sich einen solchen Luxus. Der gewöhnliche Raucher, wie man ihn in Calcutta vor der Tür seiner Hütte an der Strasse sitzen sieht, trinkt den Rauch unmittelbar aus dem in die Kokosnuss gebohrten Loch. Anders und viel künstlicher mit Glasbehälter und Schlauch ausgestattet sind die Wasserpfeifen in den türkischen Ländern. Sie heissen dort *Nargileh,* welcher Name aus dem Persischen stammen soll. Indes gebe ich zu bedenken, dass *nârikela* im Sanskrit die Kokosnuss bedeutet, und dass die indische Wasserpfeife statt der in der Türkei üblichen Glaskaraffe noch heute als Hauptbestandteil eine wirkliche Kokosnuss hat. Es dürfte also der Name und mit ihm der ganze Gebrauch aus Indien stammen und von dort erst nach den westlichen Ländern gelangt sein.





Siebentes Kapitel.

Von Calcutta über Allahabad nach Bombay.

Am Abend des 8. Februar brachte uns Freund Roy zum Bahnhofe, und dort hatte sich noch ein grösserer Kreis der in Calcutta gewonnenen Bekannten und Freunde eingefunden. Leider war die Abschiedsstunde eine sehr unbehagliche, denn der Zug war ein *mail train,* d. h. ein solcher, der in Bombay (bis wohin er drei Nächte und zwei Tage braucht) an den Postdampfer nach Europa anschliesst, und diese Züge sind in der Regel sehr überfüllt. Eine ungeheure Menge wogte auf dem Perron auf und nieder. Auch in der ersten Klasse war kaum unterzukommen, sodass ich meine Frau im Damencoupé placierte und für mich anderswo einen Liegeplatz eroberte, denn ein solcher wird für die Nacht den Reisenden der ersten Klasse von der Gesellschaft garantiert. Schon auf einer der nächsten Stationen wurde mehr Platz, indem zwei junge Engländer, welche die oberen Lager einnahmen, ausstiegen. Während der Zug einlief, krochen sie gemächlich herunter und fingen an, ihre Toilette zu ordnen. Der Zug hielt; sie zogen die Stiefel an, banden die Cravatte vor, — erstes Zeichen zur Abfahrt, sie setzten die Hüte auf und schlossen ihre Koffer, — zweites Zeichen, der Zug setzte sich langsam in Bewegung, — der eine stieg aus, nahm nebenher laufend das Gepäck an, der

andere aber, ganz kaltblütig, tappte noch nach diesem und jenem, und der Zug bewegte sich schon mit einer ziemlichen Geschwindigkeit, als der junge Mann ganz pomadig hinauskletterte und noch glücklich unten ankam. Eine gewisse Verwegenheit ist den Engländern eigen, und doch läuft alles gut ab, denn sie wissen sehr genau, wie viel sie riskieren können.

Am andern Morgen hielt der Zug in *Moghal Sarai*, gegenüber von Benares, und hier begrüsste mich, wie bereits erzählt, noch einmal Govind Dâs und lief, den Colonel Olcott zu holen, um uns mit einander bekannt zu machen. Die Scene war nur von kurzer Dauer, denn sie blieben, und ich musste weiter. Ich warf noch einen verehrungsvollen Blick auf die heilige Stadt, die sich drüben jenseits des Ganges im Morgenglanz auftürmte, und einen zweiten weniger verehrungsvollen auf den gefeierten Häuptling der Theosophisten und seinen getreuen Adepten, und weiter ging es am südlichen Ufer des Ganges hin, bis wir um drei Uhr nachmittags in *Prayâga* einliefen, einer Stadt, deren heiliger Name von den Mohammedanern getilgt und durch das persische *Allahabad* ersetzt wurde, ähnlich wie ihre Brüder im Westen in der Hagia Sophia die Gesichter der Engel auskratzten und dafür Sterne aufpinselten.

Wir verliessen den Zug und fuhren in Laurie's Hotel. Eben überlegte ich, was zu tun sei, um hier den mir bekannten Professor *Thibaut*, mit dem ich im Sommer 1866 bei Weber Çakuntalâ gehört, aufzusuchen; da las ich auf der Hoteltafel unter anderen Namen auch die Worte: Professor Thibaut und Familie. Er lebte bis zum Auffinden einer passenden Wohnung mit seiner Frau und zwei Kindern hier im Hotel, während er sein Amt als Professor des *Sanscrit College* in Allahabad versah. Er lehrte dort als geborener Deutscher merkwürdigerweise Englisch, während sein *principal* und philosophischer Berater *Gough* das Sanskrit vertrat. Beide

sind sehr achtbare Forscher auf dem Gebiete der indischen Philologie, aber ein tieferes Verständnis für die Philosophie der Inder kann ich weder dem einen noch dem andern zusprechen, so sehr sie sich auch beide um dieselbe bemüht haben. Ihre persönliche Erscheinung war so verschieden wie möglich: Mr. Gough, ein hochgewachsener, wohlbeleibter Engländer, immer vergnügt, lachend und jovial, während Thibaut ein ernstes und in sich gekehrtes Wesen zeigte. Thibaut erzählte mir, dass er täglich vier Stunden zu unterrichten habe. Hiernach werden, wie es scheint, die in Indien wirkenden Professoren zwar viel höher bezahlt, aber auch viel mehr ausgenutzt, als ihre deutschen Kollegen.

Ich beeilte mich, der Familie Thibaut, ehe wir beim Abendessen im Hotel zusammentrafen, noch meinen Besuch zu machen, und so setzten wir uns auch zu den Mahlzeiten an einem isolierten Tische zusammen. Unsere Auffassungen von Indien waren sehr verschieden. Thibaut segnete die englische Fremdherrschaft, da durch sie erst Ordnung und Zustände, mit denen sich leben lasse, ins Land gebracht worden seien. Auch die Schönheit des Landes fand in ihm keinen rückhaltlosen Bewunderer. So stehe Indien, meinte er, darin gegen Europa zurück, dass es zwar Gartenblumen, aber keine wilden Blumen habe, eine Behauptung, die in dieser Ausdehnung doch wohl nicht verstanden sein wollte; denn wo es keine wilden Blumen gibt, woher sollen da die Gartenblumen kommen? Oder haben vielleicht erst die Engländer diese hereingebracht, sodass die in der altindischen Poesie so häufigen, vom Himmel herabfallenden Blumenregen von irgend einem anderen Planeten herabgekommen wären? — Noch schwerer wurde es mir, mich mit Mrs. Thibaut zu verständigen. Wenn wir auf die Eingeborenen zu sprechen kamen, so äusserte sie sich in so scharfer, wegwerfender Weise, dass ich auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen nicht umhin konnte, ihr entschiedener entgegen-

zutreten, als man es sonst einer blossen Vertreterin des schönen Geschlechts gegenüber zu tun pflegt.

Neben diesen etwas kühlen Berührungen machte sich die Wärme, mit der die Inder mir auch hier entgegenkamen, um so mehr fühlbar. Kaum war unsere Ankunft ruchbar geworden, so stellten sich am ersten Abend noch vor Ende der Table d'hote ein halbes Dutzend Besucher ein, und da ich übermorgen schon weiterreisen musste, so wurde für den folgenden Tag ein sehr reiches Programm entworfen. Der erste Besuch sollte natürlich der hochheiligen Stätte des Zusammenflusses von *Gañgâ* und *Yamunâ* gelten, darauf der Besichtigung der übrigen Sehenswürdigkeiten, und gegen Abend sagte ich dann zu, einen Vortrag über die Vedânta-philosophie zu halten, zu welchem ein junger Advokat, *Roshan Lâl,* in der Eile Einladungszettel drucken und verbreiten liess, wie er denn auch für alles Weitere zu sorgen übernahm. *Kṛishṇa Joshin* hinwiederum hatte sich erboten, uns am andern Morgen früh mit einem Wagen abzuholen, und so eilig geschah unser Aufbruch, dass ich meine ganze Barschaft, bestehend in einem fingerdicken Pack von Zehn-Rupien-Scheinen, unter dem Kopfkissen liegen liess. Ich liess nochmals zurückfahren, angeblich, um meinen Diener Purân, mehr aber noch, um mein Banknotenpäckchen zu holen und durch Mitnahme beider beide vor einander in Sicherheit zu bringen. Purân hatte die Betten schon gemacht, und das Vermisste lag anscheinend unberührt unterm Kopfkissen. Ich musste daraus schliessen, dass Purân sehr ehrlich war, oder dass er seine Betten sehr schlecht zu lüften pflegte. Erleichterten Herzens fuhren wir durch die grosse volkreiche Stadt über die Yamunâ und kamen endlich nach *Prayâga,* dem „Opferplatz", der auch *Triveṇî* heisst, d. h. „die dreifache Locke", weil hier drei Flüsse ihre Wasser vereinigen, die Gañgâ, die Yamunâ und als dritter die nur in der Einbildung bestehende himmlische Gañgâ. Die letzte vor-

springende Landzunge zwischen beiden Flüssen ist zwar unbewohnt und unbebaut, hat aber doch nichts von der schauerlichen Erhabenheit, wie man sie etwa in Delphi oder am Herthasee empfinden mag. Die schon öfter erwähnte Neigung der Inder, Religion und Sport zu kombinieren, kommt auch hier zum Ausdrucke. Eine bunte, fröhliche Menge tummelt sich zur morgendlichen Badezeit auf Prayâga. Die einen plätschern lustig im Wasser, die andern trocknen am Ufer ihre Kleider, plaudern, lachen und scherzen; allerlei Messbuden sind aufgeschlagen, an Blumen und Süssigkeiten ist kein Mangel, Bettler und Gaukler drängen sich durch die festlich gestimmte Menge und halten reichliche Ernte. Wir nahmen eines der zahlreichen Boote und liessen uns zu der Stelle rudern, wo die blauen Wasser der Yamunâ mit den gelben Fluten der Gañgâ zusammenstossen, um dann in trüberem Gemische zusammen fortzugleiten. Die fröhlichen Gruppen am Ufer, die weite sonnebeglänzte indische Landschaft, die hochragende Stadt als Abschluss in der Ferne, das alles wäre ein Schauspiel für Götter gewesen; denn der Mensch erträgt eine solche Fülle von Eindrücken, wie sie unsere Reise bot, nicht, ohne zuletzt in etwas abgestumpft zu werden.

Unsern Rückweg nahmen wir über das Fort und besichtigten hier, wie vormals bei Delhi, die berühmte Säule, welche mit den Edikten des buddhafreundlichen, aber gegen alle Religionen toleranten Königs Açoka geschmückt ist, an die sich verschiedene Inschriften aus späterer Zeit anschliessen. Ganz in der Nähe stiegen wir in ein Gewölbe hinunter, um den wunderbaren *Akshaya Baṭa*, den „unvergänglichen Feigenbaum“ zu beschauen, welcher in einem kellerartigen Raume unter Ausschluss von Licht und freier Luft wächst und doch nie abstirbt, unzweifelhaft ein Wunder, — wenn nicht vielleicht von Zeit zu Zeit ein wenig nachgeholfen werden sollte.

Der Rest des Vormittags wurde mit Besichtigung der Stadt und Besuchen ausgefüllt. Gleich nach dem Tiffin nahm

mich eine Anzahl Pandits in Beschlag, bis um vier Uhr Roshan Lâl erschien, um mich zum Thee in seinem Hause abzuholen und von dort in die Vorlesung zu geleiten. Der geräumige Saal füllte sich erst allmählich, während ich, auf meinem Katheder zwischen zwei Kandelabern thronend, mich ruhig von den Versammelten betrachten liess und in der Geschwindigkeit Anfang, Mitte und Ende meines Vortrags überdachte. Zur Vorbereitung hatte ich keine Zeit gehabt, aber der Gegenstand war mir in seiner allgemeinen Gliederung und in allen Einzelheiten so vertraut, dass ich mich ruhig der Gunst des Augenblickes anbefehlen konnte. Diese liess mich denn auch nicht im Stiche. Als der Saal sich mit Sitzenden und Stehenden ganz gefüllt hatte, liess ich Türen, Fenster und Läden schliessen und entwickelte mit dem Feuer und Nachdruck eines Überzeugten den Vedânta in seiner allein ernst zu nehmenden monistischen *Advaita*-Form, indem ich, unbekümmert um die Standpunkte meiner Zuhörer, alle anderen Formen, wie denn namentlich auch die theistische, als empirische Entartungen charakterisierte. Auch hier wurde mir, nachdem ich geendet, mit echt indischer Naivität die Bitte unterbreitet, mit Rücksicht auf diejenigen Anwesenden, welche des Englischen unkundig seien, meinen Vortrag noch einmal auf Sanskrit zu wiederholen. Ich willfahrte in der Kürze, und nun begann die Diskussion, welche für den Ernst und Eifer, mit dem man in Indien die Philosophie treibt, ein sprechendes und für Europa beschämendes Zeugnis ablegte. Die einen sprachen Englisch, die anderen Sanskrit, noch andere Hindi. Neben zustimmenden Äusserungen stiess ich auch auf ernsten Widerspruch, namentlich von seiten derer, welche sich an einem unpersönlichen Brahman nicht genügen lassen und seine Personifikation als *Îçvara* nicht als blosse Akkomodation an das auf empirische Anschauungen beschränkte menschliche Erkenntnisvermögen gelten lassen wollten. Ihnen wurde wiederum von anderen widersprochen,

und so wogte der Kampf der Meinungen hin und her, bis sich schliesslich alles vereinigte in dem begeisterten Ausdrucke des Dankes für die gewährte Belehrung. Ein Redner überbot sich in Lobpreisungen und fasste alles zusammen in den Schlussworten: *dhanyo 'si, dhanyo 'si, dhanyo 'si!* d. h. „du bist ein glückseliger Mann". Ein anderer, in englischer Sprache, kam auf meine nahe bei mir sitzende Frau zu sprechen, stellte mich als Ideal der Männer und meine Frau als Muster der Frauen hin und verstieg sich bis zu dem Wunsche: „Möchten alle indischen Männer dem Professor Deussen, und alle indischen Frauen der Frau Deussen gleichen!" — Nun war es denn doch Zeit aufzubrechen. Man geleitete uns im Triumphe in unser Hotel, und wir gingen zu Bette mit dem Bewusstsein, einen reichen Tag durchlebt zu haben.

Ich hatte den Wunsch geäussert, indische Musik zu hören. Diesem willfahrte *Kṛishṇa Joshin,* indem er am nächsten Morgen ein kleines Konzert für uns veranstaltete. Früh morgens holte er uns mit seinem Sohne im Hotel ab. Unterwegs gab es manches zu sehen und zu erklären. So war da eine aus freiwilligen Beiträgen errichtete und unterhaltene geräumige Lesehalle, in der jeder ohne Entgelt vom Morgen bis zum Abend Bücher, Zeitschriften und Zeitungen lesen durfte. Ich konnte nicht umhin, über das ganze Institut meine höchste Anerkennung auszusprechen und trug gern eine entsprechende Sanskritnotiz in das mir vorgelegte Fremdenbuch ein. Wir kamen zu unseren Musikern, die sich im Freien an einem schattigen Orte gelagert hatten und nach unserer Ankunft verschiedene Stücke zum besten gaben. Über den Eindruck der indischen Musik wollen wir dem früher Gesagten nur noch hinzufügen, dass sie bei jedem neuen Anhören an Reiz gewinnt. Die Art, wie die ohne harmonische Begleitung nur vom Rhythmus gezügelte Melodie vom Grundton rasch bis zur Septime und Oktave

ansteigt und dort wie ein vom Springbrunnen empor getriebener Ball sich in leidenschaftlichen Molltönen hin und herwiegt, bis sie endlich wieder melodisch herabsinkt, dieses Gaukelspiel hat etwas in sich, was bis in die innerste Seele dringt. Besonderes Interesse erregte auch die genauere Besichtigung und Erklärung der Instrumente; es sind teils Streichinstrumente wie die *Vîṇâ*, zur Wiedergabe der Melodie, teils paukenartige Instrumente, wie z. B. der *Mirdañga*, welche als Träger des Rhythmus dienen.

Den Rest des Morgens benutzten wir, um eine Schule zu besuchen, in der speziell der Ṛigveda gelehrt wurde. Sie lag in einer schmutzigen und verwahrlosten Gegend der Eingeborenenstadt und hatte äusserlich wenig Anziehendes. Um so interessanter war es mir, einmal den in Indien stark in den Hintergrund getretenen Ṛigveda von den Schülern recitieren zu hören. Sie taten dies, indem sie auch die Accente durch Bewegungen mit der Hand genau markierten.

Ungern schieden wir von Allahabad, einem Orte, wo indische Wärme und europäische Kühle so unmittelbar neben einander uns fühlbar geworden waren. Herzerfreuend war noch die letzte halbe Stunde am Bahnhofe, wo sich ein grösserer Kreis der gestern gewonnenen Freunde eingefunden hatte. Ich sage Freunde, denn wenn auch unsere Bekanntschaft erst von vorgestern her war, so verkehrten wir doch und schieden schliesslich von einander mit einer Herzlichkeit, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt.

Von Allahabad an verliess der Zug das Gangestal und strebte dem Süden Indiens zu, um nach einer weiteren Fahrt von vierzig Stunden in Bombay einzulaufen. Aber wir konnten uns nicht entschliessen, dorthin zurückzukehren, ohne vorher einen Ort besucht zu haben, der ziemlich weit von der grossen Verkehrsstrasse abseits liegt und daher fast nie von Europäern aufgesucht wird, obgleich er einen Besuch

in erster Linie verdient. Es ist das die oben im Vindhyagebirge gelegene alte Königsstadt *Ujjayinî,* die Vaterstadt Kâlidâsa's, des grössten indischen Dichters. Sein Geist schien uns die Worte des Meghadûta zuzurufen:

> Wenn du auch nordwärts strebend nicht magst weilen,
> So lass dich doch den Umweg nicht verdriessen,
> Ujjayinî's Palästen zuzueilen
> Und ihrer Dächer Freundschaft zu geniessen.

Unser Ziel war allerdings noch nicht die nordische Heimat, sondern zunächst Bombay und der Süden Indiens, aber gerade darum mussten wir ein gutes Stück auf einer Nebenlinie den Vindhya hinauf nach Norden zurückfahren, wollten wir auch einmal in dem Dunstkreise der Stadt verweilen, welche in alten Zeiten eine von Kâlidâsa in so glühenden Farben beschriebene Herrlichkeit gehabt haben muss. Nach einer Eisenbahnfahrt von zwanzig Stunden gelangten wir von Allahabad nach Khandwa, welches ungefähr gleich weit von Allahabad und Bombay entfernt liegt, und von wo die schmalspurige Vindhyabahn nach Norden abzweigt. Hier verliessen wir gegen Mittag den Bombayer Zug und nahmen zunächst in der Bahnhofshalle das Tiffin ein, konnten aber nur mit Mühe etwas geniessen; so gross war hier, zwanzig Eisenbahnstunden südlicher als Allahabad, bereits die Hitze. Wir trösteten uns damit, bald wieder nach Norden und ins kühlere Hochgebirge zu kommen, bestiegen einen etwas engen, aber dafür auch während der ganzen Fahrt uns allein verbleibenden Wagen der Sekundärbahn und rollten nordwärts. Höchst malerisch präsentierte sich beim Überschreiten die am Südabhange des Vindhyagebirges hinströmende *Narmadâ,* indem sie durch vorspringende Felspartien und Geröll ihren Weg suchte, bald ihre ungestümen Fluten zur Umgehung der Hindernisse zerteilend, bald sie wieder zur Einheit zusammenleitend, daher sie mit Recht von Kâlidâsa „der Malerei (*bhûti*), welche

man durch Einteilung von Feldern (*bhakti-chedais)* auf dem Rüssel des Elefanten anbringt," (Meghadûta 19) verglichen wird. Weiter ging es in gemächlicher Steigung den Vindhya hinan, bis wir gegen Abend die Garnisonstadt *Mhow* und bald darauf *Indore,* die Residenz des Holkar, erreichten, um hier zu übernachten.

Ein Hotel ist in Indore nicht vorhanden. Das Dak Bungalow liegt ziemlich weit von der Bahn. Unter diesen Umständen zogen wir es vor, das *Ladies Waiting Room* des Bahnhofs zu beziehen und dort unsere Reisebetten ausbreiten zu lassen. Leider war aber ein Büffet mit dem Bahnhofe nicht verbunden, sodass wir zum Abendessen doch den weiten Weg nach dem Dak Bungalow unter Führung eines Knaben hin und her zurücklegten. Weniger unbequem war die Sache am andern Morgen, wo wir die Besichtigung der Stadt mit dem Frühstück im Dak Bungalow verbinden konnten. Wir machten dort die Bekanntschaft eines Handlungsreisenden, eines jungen Parsi, der mit der Ungeniertheit, welche die Parsis so merklich von den Hindus unterscheidet, uns zumutete, ihm nach unserer Rückkehr einen *German Primar* (Elementarbuch des Deutschen für Engländer) zu schicken. Wir begnügten uns, ihm einige Titel anzugeben und verwiesen ihn im übrigen an die Buchhändler.

Eine flüchtige Besichtigung der Stadt, des Marktplatzes nebst dem blauen Palaste, des *Lal Bagh*, eines öffentlichen Gartens mit wilden Tieren, füllte den Vormittag aus. Im Vorbeigehen sah ich etwas, was mir aus indischen Märchen wohl bekannt, aber in Wirklichkeit noch nie vorgekommen, nämlich den Kampf zweier Widder gegen einander. Wie auf Verabredung erhoben sich die Tiere gleichzeitig auf die Hinterbeine und liessen ihre Köpfe mit solcher Heftigkeit gegen einander prallen, dass sie wohl nur durch die grosse Dicke ihrer Schädel vor Schaden bewahrt blieben. Dies wiederholten sie fort und fort ganz phlegmatisch und ohne eine Spur von Gemütsbewegung, als sei es ihnen ein angenehmer Sport.

Um zehn Uhr verliessen wir Indore, stiegen auf der nächsten Station um und gelangten so endlich auf einer Zweigbahn der Zweigbahn bald nach Mittag nach Ujjayinî. Der kleine Bahnhof sowie, ganz in seiner Nähe, das Dak Bungalow liegen ausserhalb der Stadt. Nicht eine halbe Minute weit davon liegt das heutige Ujjayinî, umgeben von einer gut erhaltenen zierlichen Mauer mit Türmchen, Zinnen und Toren, aus dem Mittelalter stammend. Ujjayinî hat 33000 Einwohner, beherbergt aber nur drei europäische Familien, die des Gouverneurs, des Steuererhebers und eines Ingenieurs, ist also eine durch und durch indische Stadt geblieben, ohne Hotels und ohne jeden europäischen Komfort. Da es hier auf dem Gebirge nicht so heiss ist wie in der Ebene, so unternahmen wir, um unsere erste Neugierde zu befriedigen, auf gut Glück eine Wanderung durch die Hauptstrasse vom nördlichen Tore neben dem Bahnhof und Dak Bungalow bis zum südlichen hin. Da wir niemand kannten und auch keine Empfehlungsbriefe hatten, so fragten wir uns nach dem College durch und verlangten den Vorsteher zu sprechen. Wir wurden etwas kühl empfangen, aber ich hatte nun schon einige Übung darin, den Weg zum Herzen der Inder zu finden. Bald wurde auch der eine oder andere Sanskritkundige herbeigeholt, und in einer halben Stunde war eine ganze Gesellschaft beisammen und die Unterhaltung im besten Fluss. Es wurde verabredet, gegen Abend im Dak Bungalow zusammenzutreffen; unterdessen sollte ein jüngerer Lehrer uns einiges von der Stadt zeigen. Unser erster Besuch galt dem ganz in der Nähe befindlichen, weithin leuchtenden *Mahâkâla*-Tempel, der zwar nicht mehr der von Kâlidâsa gefeierte und später zerstörte sein kann, aber auf derselben Stelle wie der alte errichtet sein soll. Man habe, so hiess es, in alten Aufzeichnungen die Maasse noch vorgefunden und sich genau nach diesen gerichtet. In der Tat wird das turmartig auf-

steigende Bauwerk gekrönt von einem Bilde des Çiva mit einem Wald von Armen, ähnlich wie es Kâlidâsa beschreibt. Sollte der Tempel wirklich auf der Stelle des alten stehen, so muss er, vielleicht durch Gärten getrennt, über eine halbe Stunde südlich von der Stadt gelegen haben; denn das alte Ujjayinî lag, wie wir noch sehen werden, nicht auf der Stelle der jetzigen Stadt, sondern über eine halbe Stunde weiter nach Norden. In das unterirdische Innere des Tempels wollte man uns nicht einlassen, versicherte aber, dass dort nichts zu sehen sei als ein grosses steinernes *Lingam* als Symbol des Çiva. Nicht weit vom Tempel und an der neuen Stadt wie auch an der alten vorüber strömt die vielgepriesene *Çiprâ.* Sie war auch im Februar noch ein stattliches Wasser, so breit wie die Mosel bei Koblenz, aber nicht sehr tief, da wir sie am folgenden Tage auf dem Elefanten durchwateten. Eine Brücke erinnere ich mich nicht gesehen zu haben; weiter unten, bei Alt-Ujjayinî, kann man sich mittels einer Fähre übersetzen lassen. Wir wanderten nun zwischen Fluss und Stadt auf der Höhe hin und gelangten mit Einbruch der Dämmerung glücklich in unser Bungalow. Dort waren schon unsere Bekannten von vorhin und einige mehr eingetroffen. Zum Glück waren keine Logiergäste ausser uns vorhanden. So konnte das eine der beiden Zimmer des einstöckigen Hauses zu unserem Schlafzimmer eingerichtet werden, während wir im andern unsere Gäste empfingen. Eine Bewirtung derselben ist in Indien, wo jeder nur mit seiner Kaste isst und trinkt, nicht möglich; hingegen sprachen sie meinen Cigarren gern und fleissig zu. Ich bestellte das Abendessen; da stellte sich heraus, dass es zwar dabei die üblichen Pfannkuchen, hingegen kein Brot geben werde. Meine Frau bestand darauf, sie könne dieses Zeug nicht essen und müsse Brot haben. Ich befahl, in der Stadt welches zu holen. Verlorene Mühe! In der Stadt, wie man mir von allen Seiten versicherte, gibt es kein Brot. „Wenn

Sie Brot haben wollen“, bemerkte ein kluger Kopf, „so müssen Sie nach Indore schreiben, dann kann es morgen noch eintreffen.“ Ein anderer schlug vor, an den Gouverneur zu schreiben und ihn um ein Brot zu bitten. „Ich kenne den Gouverneur nicht“, sagte ich, „und habe keine Empfehlung an ihn.“ — „Das tut nichts“, hiess es, „als Europäer sind Sie schon genugsam empfohlen. Und wie wollen Sie ohne den Gouverneur die Stadt und Umgebung besehen?“ — „Ich werde einen Wagen nehmen und mich herumfahren lassen.“ — „Einen Wagen? In Ujjayinî gibt es nur Ochsenkarren.“ — „Nein“, fuhr der Erfahrenste fort zu sprechen, „folgen Sie meinem Rat, schreiben Sie an *Sir Michel Filose*, den Gouverneur, und bitten Sie ihn, dass er Ihnen für morgen einen Führer und ein Vehikel stellt; er wird Ihnen dann voraussichtlich einen Elefanten schicken. Der Gouverneur wohnt zwanzig Minuten von hier; in einer Stunde kann der Bote mit der Antwort zurück sein.“

Der Rat schien gut, und ich schrieb in dem entsprechenden Sinne und fügte die Bitte hinzu, uns etwas Brot zu schicken. Die Antwort war die denkbar liebenswürdigste. Morgen um sieben Uhr solle ein Elefant wie auch ein ortskundiger Führer an unserer Tür sein. Wir möchten aber lieber, um alles zu sehen, zwei Tage bleiben und übermorgen Abend seine, des Gouverneurs, Gäste sein. Ein Wagen werde uns zur rechten Zeit abholen. Zugleich überbrachte der Bote ein Brot nebst einem zierlichen Arrangement von Butter und Früchten.

Pünktlich um 7 Uhr morgens stand vor unserer Tür ein stattlicher Elefant nebst seinem Lenker. Zugleich aber hatte der Gouverneur einen seiner Sekretäre als Führer für uns bestimmt. Er hiess *Abdul*, war über alles sehr wohl unterrichtet und für einen Mohammedaner ausserordentlich bescheiden und taktvoll. Viel weniger gefiel uns *Vinâyaka*, der junge Hindulehrer, der uns gestern geführt hatte, und dem

wir, um ihm eine Freude zu machen, einen leeren Sitz neben uns auf dem Elefanten anboten. Wiederholt begegneten uns kleine Mädchen und auch alte Weiber, welche sich mehr oder weniger tief verneigten, mitunter sogar platt auf den Boden warfen. „Diese Verehrung“, sagte Vinâyaka, „gilt nicht Ihnen, sondern dem Elefanten. Dieses dumme Volk ist dazu abgerichtet worden, vor jedem Bilde des *Gaṇeça*, des Gottes mit dem Elefantenkopfe, seine Verehrung zu bezeigen. Kommt ihnen nun einmal ein wirklicher Elefant zu Gesicht, der in unserer Stadt eine ziemlich seltene Erscheinung ist, so machen sie auch vor ihm mechanisch und ohne sich dabei viel zu denken ihre Reverenz.“

Unser erster und wichtigster Ritt galt natürlich der Stätte des alten Ujjayinî. Dasselbe liegt eine halbe Stunde nördlich von der heutigen Stadt gleichfalls an der Çiprâ, da wo sie sich in einem prachtvollen Bogen nach Nordosten hinwendet und ein hügeliges Gelände umströmt, auf dem die alte Stadt lag. Sehr deutlich sieht man noch heute an und auf den Hügeln lange gerade Linien sich hinziehen, welche wohl Spuren der ehemaligen Strassen sind. „Bei jedem Regengusse“, sagte Abdul, „spült das herabströmende Wasser Münzen und andere Reliquien der alten Stadt los. Ausgrabungen würden im höchsten Grade lohnend sein, aber der Holkar von Indore, dem das Land gehört, interessiert sich nicht dafür“. „Warum“, so fragte ich, „hat man die so schön gelegene alte Stadt aufgegeben und sich weiter südlich im flachen Lande angesiedelt?“ — „Man weiss es nicht,“ versetzte Abdul, „die einen meinen, es sei in Folge einer Pest geschehen, die andern behaupten, ein Erdbeben habe die alte Stadt zerstört.“ — „Ist gar nichts mehr davon übrig?“ — „Nur noch ein einziges Haus. Sie werden es nachher sehen. Das Volk nennt es das Haus des Dichters *Bhartṛihari*“. — „Aber was ist denn das,“ rief ich, „was bedeuten alle diese aus Steinen zierlich geschichteten kleinen Denkmäler, und

was die niedlichen Füsschen, die jedem derselben eingemeisselt sind?“ — „Diese Denkmäler bezeichnen die Stelle, wo eine Witwe sich lebend mit ihrem verstorbenen Gatten hat verbrennen lassen.“ — „Also eine *Satî*,“ ergänzte ich, „oder, wie der Engländer in seinem Jargon sagt, eine *Suttee*.“ — Das Wort *satî* bedeutet, wie schon oben bemerkt wurde, „die Seiende“, „die Gute“, d. h. die Frau, welche ihrem Gatten in den Tod folgt, dann auch den Akt der Witwenverbrennung und endlich die Stelle, wo eine solche Verbrennung stattgefunden hat.

Wir wanderten weiter fort über die Stätte des alten Ujjayinî, und überall bemerkten wir durch die mit Rasen und Buschwerk überdeckte Bodenfläche hindurch eigentümliche Bildungen, welche für künftige Ausgrabungen ein lohnendes Objekt sein werden und einstweilen der kombinierenden Phantasie viele Unterhaltung boten. Wir gelangten zu einer Anhöhe mit schönem Blick auf die in der Tiefe unten dahinfliessende Çiprâ, und hier oben stand das einzige, irgend einem Zufalle seine Erhaltung verdankende Haus der alten Stadt, heute ohne erkennbaren Grund das Haus des *Bhartṛihari* genannt. Es mochte einer jener von *Kâlidâsa* gefeierten Paläste gewesen sein mit flachem Dach, mit geräumigem Hofe, aussichtsreichen Terrassen, das Ganze durch eine wohl erhaltene Mauer nach aussen hin abgeschlossen und verwahrt. Wir traten in den Hofraum durch ein Tor, dessen oberen Abschluss ein mächtiger Stein bildete. Ein durchwachsender Baum hatte ihn in der Mitte gesprengt, aber die beiden Stücke lehnten gegen einander und schützten sich so gegenseitig vor dem Herabfallen. Vom Hofe aus eröffnete sich eine herrliche Aussicht auf die in der Tiefe strömende Çiprâ und das jenseitige Land. Nach der bevorzugten Lage durften wir schliessen, dass das erhaltene Haus eines der vornehmsten der Stadt gewesen sein muss. Dem entsprach auch sein Aufbau in mehreren, teilweise erhaltenen Etagen, von denen die eine, durch eindringende Erdmassen ver-

schlammt, einen kellerartigen Eindruck macht, während die darüberliegende einen Begriff der vornehmen Wohnungen im alten Indien geben kann. Das ganze Stockwerk stellte sich dar als eine einzige sehr lange und breite, aber sehr niedrige Halle. Zahlreiche zierlich in Stein gehauene Säulen von wenig mehr als Mannshöhe trugen die Decke. Man konnte in aufrechter Haltung darunter stehen und gehen. Vielleicht bezweckten diese niedrigen Zimmerdecken ein besseres Festhalten der Kühle. Das Ganze erinnerte mich an das gleichfalls ziemlich alte Haus in Mahâvan bei Mathurâ, in welchem der junge Kṛishṇa erzogen worden sein soll. Auch hier wird das sehr niedrige Plafond von Säulen getragen, an deren eine der junge Gott von seiner Pflegemutter angebunden wurde, als er unartig war.

Die höhersteigende Sonne mahnte zum Aufbruch. Wir bestiegen unsern Elefanten, verliessen die jetzt so vereinsamten Stätten einer grossen Vergangenheit und gelangten durch wohlangebaute Felder zurück zur Neustadt, deren Strassen jetzt so belebt waren, dass kaum durchzukommen war. Der Elefant schien gewohnt zu sein, dass ihm alles auswich. Er ging ungestört seinen bedächtigen Schritt weiter und verschmähte es nicht, von den vorüberfahrenden Wagen aus der Höhe herab einen Tribut für sich zu nehmen. Schliesslich holte er von einem mit Rohrbündeln beladenen Karren, der eben vorbeifuhr, mit seinem Rüssel eine ganze Garbe herunter, welche er quer im Rüssel behielt, sodass ein grosser Teil der Strasse dadurch gesperrt wurde. „Was will er nur damit machen?“ fragte ich Abdul. „Sie werden es sogleich sehen,“ sagte er, und wirklich machte sich der Elefant daran, während des Weitermarsches mit Rüssel und Mund das Bündel zu lösen und ein Rohr nach dem anderen behaglich zu verspeisen. Beim Marschieren beobachtete der Elefant stets grosse Vorsicht. Als er mit uns durch die Çiprâ watete, tat er keinen Schritt,

ohne sich vorher durch Tasten des Bodens unter dem Wasser zu versichern. In einer wenig bebauten Gegend der Stadt hatten wir einige Teiche besucht, von denen noch heute einer den Namen *Gandhavatî,* wie bei Kâlidâsa, trägt, und wollten von hier quer durch eine Niederung den Hügel in der Mitte der Stadt ersteigen, der eine Rundsicht nach allen Seiten gewährt. Der Führer lenkte den Elefanten quer über die Wiese, als dieser nach dem ersten Schritt mit seiner Tatze einen halben Meter tief einsank. Schnell befreite er sich aus dieser gefährlichen Lage, und wir bewunderten und belachten alle das riesige Loch, welches der eine Elefantentritt geschaffen hatte.

So genossen wir zwei Tage lang von der Höhe unseres Elefanten herab und in der angenehmen Gesellschaft Abdul's die alte Königsstadt und ihre Umgebung, besichtigten das in früherer Zeit hoch berühmte Observatorium, von dem nur noch die Mauern erhalten sind, besuchten *Kalideh* mit seiner Wasserleitung und den Resten palastartiger Bauten und kehrten am Nachmittag des zweiten Tages sehr befriedigt zurück, um uns zum Diner bei Sir Michel Filose anzukleiden. Pünktlich holte uns der Wagen ab und führte uns zu dem fern von der Stadt liegenden Landhause des Gouverneurs. Dieser war von Geburt ein Italiener, aber völlig anglisiert, sodass er mit seiner imposanten Gestalt und seinen weissen Haaren sich in nichts von einem alten englischen Gentleman unterschied. Es waren einige erwachsene Töchter und Verwandte des Hauses zugegen, dazu ein katholischer Geistlicher, Padre *Pio,* welcher mit Plänen herumreiste, um Propaganda für den Bau einer katholischen Kirche in Gwalior zu machen. Wir gingen zu Tisch; der Pater sprach das Gebet; ich bemerkte, wie im Hause ein strenger Katholicismus herrschte. Meine Tischnachbarin war unlängst aus Italien zurückgekehrt; ich sprach mit ihr italienisch und fühlte, wie ihr das wohltat. Denn in der Familie Filose,

die schon seit Generationen in Indien lebte, schien der Gebrauch des Italienischen schon ziemlich ausgestorben zu sein. Die Unterhaltung war lebhaft, die Stimmung die denkbar beste. So standen wir nach Tische noch in animiertem Gespräche, als der Pater anfing sich zu verabschieden, da er mit dem Nachtzuge nach Gwalior wollte. Um dem Wagen des Gouverneurs nicht zweimal die weite Fahrt zuzumuten, beschloss ich gleichfalls aufzubrechen und sprach eben zum Gouverneur ein paar freundliche Abschiedsworte, als plötzlich die ganze Gesellschaft auf die Kniee sank. Betroffen trat ich zurück und sah im Hintergrunde stehend respektvoll zu, wie der Pater den Anwesenden den Segen erteilte. Wir verabschiedeten uns mit herzlichem Danke für alle uns erwiesene Freundlichkeit und fuhren mit Padre Pio zum Bungalow, wo er, da bis zur Abfahrt des Zuges noch über eine Stunde Zeit war, mir an den mitgeführten Plänen seinen Kirchenbau erläuterte, auch gern eine Cigarre sowie eine zweite mit mir rauchte. Mein freundliches Zureden, einige Cigarren mit auf den Weg zu nehmen, lehnte er dankend ab. Als man den Zug in der Ferne hörte, ging er zum Bahnhof hinüber, und wir legten uns schlafen.

Wir hatten unsere Abfahrt auf zehn Uhr des andern Morgens festgesetzt. Mehrere Bekannte waren an der Bahn, auch Abdul, der mir noch dies und jenes von seinen Kuriositäten zeigen wollte. Er hatte uns diese Tage geführt und sehr artig behandelt. Da ich nicht wagte ihm Geld anzubieten, so schenkte ich ihm einen kleinen Taschenatlas, wie man sie in London in gefälligster Ausstattung für 2½ Shilling kauft. Selten habe ich einen Menschen sich mehr freuen sehen, als Abdul über dieses kleine Geschenk, welches freilich in Ujjayinî eine grosse Seltenheit sein mochte.

Nun folgte eine lange Fahrt von Ujjayinî bis Bombay, welche mit geringen Ruhepausen den Tag, die Nacht und noch den ganzen folgenden Tag bis zum Abend in Anspruch

nahm. Wieder ging es an Indore vorbei den Vindhya herunter über die Narmadâ nach *Khandwa*, wo wir den Nachtzug bestiegen, am andern Morgen das berühmte *Nasik* vorüberfahrend grüssten und gegen Nachmittag in das höchst romantische Bergland der westlichen Ghaṭṭa's gelangten, welche aus imposanten Gebirgsmassen bestehen, die dem Hochplateau von Dekhan an dessen Westrande gleich wie Mauerzinnen aufgesetzt sind. Von diesen Höhen nach Bombay herunter zu kommen ist für die Bahn keine leichte Arbeit. Da gibt es Kehren, an welchen der Zug im Zickzack vorwärts und rückwärts läuft, da fehlt es nicht an Tunnels, Brücken und kühnen Windungen, alles dies mit herrlichen Aussichten auf das Gebirge und auf Ebene und Meer in der Tiefe. Um 9 Uhr abends liefen wir nach einer herrlichen Rundreise von mehr als zwei Monaten in Bombay ein, wo uns niemand erwartete. Wir nahmen einen Wagen, der, wie alles in Bombay, merklich eleganter und besser war, als man es in Calcutta zu finden pflegt, und fuhren direkt zu *Tribhuvandâs*, dem wir versprochen hatten, seinen *Cosmopolitan Club* dadurch in die Mode zu bringen, dass wir in demselben Wohnung nahmen. Da noch nichts vorgesehen war, so brachte er uns für die erste Nacht in einem bescheidenen Zimmer seines prächtigen Palastes unter.

Von seinem Vater *Sir Mangaldâs*, einem Manne von bedeutenden und anerkannten Verdiensten, hatte *Tribhuvandâs*, wenn auch nicht dessen Verstand, so doch seinen Reichtum geerbt und war als echter Vaiçya bemüht, denselben beständig zu mehren. Er war sehr dienstbeflissen und gutmütig, und seine nicht geringe Eitelkeit fühlte sich auch dann noch geschmeichelt, wenn man ihn zur Zielscheibe des Witzes nahm, wozu er nur zu viel Anlass bot. Er besass nördlich von der Stadt in Girgaum Road ein palastartiges Haus mit herrlichem Garten, in welchem Lotosblumen, Betelpflanzen und mancherlei seltene Gewächse zu finden waren. Im Hintergrunde des

Khandala, eine Reversing Station in den Westlichen Ghaṭṭa's.

Seite 202.



geräumigen Gartens war ein zweites Haus, in welchem unsere Freunde, die vier Brüder Nazar, zur Miete wohnten. Durch sie wurden wir mit Tribhuvandâs bekannt und haben manchen köstlichen Abend mit ihm und seiner Familie in der kühlen, geräumigen Vorhalle seines Palastes unter Plaudern, Scherzen und Musizieren zugebracht. Auch das grosse Grundstück gegenüber auf der anderen Seite von Girgaum Road gehörte Tribhuvandâs. Hier hatte er in einer verschämten Ecke eine Schnapsbude für Arbeiter angelegt, während er in dem geräumigen Hauptgebäude seine Lieblingsschöpfung, den *Cosmopolitan Club,* begründet hatte. Dieser sollte, wie schon der Name besagt, den Bedürfnissen aller Nationen entgegenkommen. Hier konnte man vegetarisch auf Hinduweise oder auch europäisch mit Fleisch und geistigen Getränken bedient werden, und eine Gesellschaft dem europäischen Komfort zuneigender Inder fand sich bei den täglichen Mahlzeiten hier zusammen. Eifrigst strebte Tribhuvandâs danach, auch einmal Europäer in seinem Klub zu beherbergen, und so liessen wir uns dazu einfangen, teils um unsere Freunde bei der Hand zu haben, teils um dem indischen Volksleben etwas näher zu treten, als es von der Terrasse des Esplanadehotels aus möglich gewesen war. Die Zimmer konnten wir nach Belieben wählen und wechseln. Bei der Einfachheit ihrer Ausstattung waren sie mit drei Rupien täglich für uns beide reichlich bezahlt. Dafür konnten wir uns in den weiten, leeren Räumen des ersten Stockes nach Herzenslust ausbreiten und genossen eine für Bombay seltene Ruhe. Diese war uns in der Tat jetzt sehr erwünscht, denn ich hatte dem ehrwürdigen und liebenswerten *Javerilâl Umiaçankar*, dem Sekretär der Asiatic Society, versprochen, in dieser am 25. Februar einen Vortrag zu halten, und ich beschloss, denselben gleichzeitig im Druck erscheinen zu lassen und zu einem kleinen Vermächtnisse für Indien zu gestalten. In der Tat hat er dort seine Wirkung getan, da er nicht nur in englischer Sprache als Broschüre

und durch vollständige Wiedergabe in den Hauptzeitungen, sondern auch durch Übersetzung in das Mahratti, Guzerati, Bengali und vielleicht noch andere indische Dialekte eine grosse Verbreitung gefunden hat. In der Einleitung warf ich einen kurzen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Indien und entwarf dann in gedrängten Zügen ein Bild der allein ernst zu nehmenden und konsequenten Philosophie Indiens, der *Advaita*-Lehre der ältesten Upanishads und ihres grossen Interpreten Çañkara (geboren 788, gerade tausend Jahre vor dem ihm geistig so nahe verwandten Schopenhauer). Ich versäumte nicht, auf die tiefe innere Übereinstimmung dieser Lehre nicht nur mit der kantisch-schopenhauer'schen Philosophie, sondern auch mit dem Platonismus und den Grundanschauungen des Christentums hinzuweisen und ermahnte zum Schlusse die Inder, an diesem Vedânta als der ihnen angemessenen Form der einen, allgemeinen, ewigen philosophischen Wahrheit festzuhalten.

Die Ausarbeitung dieses Vortrages sowie seine schnelle und sorgfältige Drucklegung beschäftigte mich und meine Freunde während der folgenden Tage, und als der 25. Februar erschien, war es mir möglich, vor einem zahlreichen Publikum nicht nur die erwähnten Gedanken in freier Rede zu entwickeln, sondern auch die gedruckte Broschüre an die Anwesenden zu verteilen und an alle unsere Freunde über ganz Indien zu versenden.

Als ein kurzer und zuverlässiger Inbegriff der noch heute in Indien vorherrschenden religiös-philosophischen Weltanschauung bildet der erwähnte Vortrag eine wesentliche Ergänzung unserer Mitteilungen über Indien und mag daher anhangsweise auch hier seine Stelle finden (unten, Seite 239—251). Voraus geht ihm ein von mir verfasster poetischer Abschiedsgruss an so viele in Indien gewonnene Freunde, welcher ihnen zugleich mit der Abhandlung überreicht oder übersandt wurde.

Von den mancherlei Ereignissen, welche sich in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Bombay zusammendrängten, wollen wir noch einer Hochzeit gedenken, zu der uns ein befreundeter Hindu einlud. Es wurde schon erwähnt, dass in vielen Kasten die Mädchen bis zum elften Jahre verheiratet sein müssen. Rückt dieser Zeitpunkt heran, so hält der Vater des Mädchens Umschau unter den verfügbaren Knaben, natürlich nur innerhalb seiner eigenen Kaste, wobei Rang, Ansehen, Lebensstellung und Vermögen gebührend berücksichtigt werden. Zeigt sich bei den beiderseitigen Eltern Geneigtheit, so werden die Brahmanen befragt, und diese lassen sich die Horoskope der Kinder einreichen. Ähnlich nämlich, wie bei uns jeder seinen Taufschein hat, wird jedem indischen Kinde in frühester Jugend das Horoskop gestellt. Ein solches besteht aus einer langen Rolle, die mit Figuren, Zeichen und Sanskritversen beschrieben ist. Die Anfertigung eines derartigen Dokumentes kostet zehn Rupien; auch uns wollte man für diesen Preis das Horoskop stellen, aber wir waren nicht so sehr neugierig, unser Schicksal aus den Sternen zu lesen.

Soll also eine Heirat zu stande kommen, so werden von den Brahmanen die Horoskope beider Kinder verglichen. Sind dieselben dem Unternehmen günstig, so wird wiederum aus ihnen der Zeitpunkt der Hochzeit nach Tag, Stunde und Minute ausgerechnet. Das Resultat kann für die Geladenen oft unbequem werden, wenn sie etwa die ganze Nacht warten müssen, weil die Hochzeit auf drei oder vier Uhr morgens angesetzt wurde. Bequemer war es in unserem Falle, denn aus den Horoskopen hatte sich ergeben, dass die Hochzeit um sieben Uhr dreiundfünfzig Minuten abends stattzufinden habe. Nach sechs Uhr fand sich eine distinguierte Versammlung im Hause des Hochzeitsgebers ein. Wir wurden eingeladen, in den Hofraum zu treten, wo hinter einem Gitter die Ceremonie stattfand, so

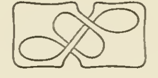
jedoch, dass wir alles aus nächster Nähe beobachten konnten. Die Vorbereitungen zogen sich lang hin. Bald war es der Bräutigam, bald die Braut, um welche sich die Ceremonien drehten; zuweilen sprachen die Eltern ihnen zu, zuweilen murmelte ein Brahmane über ihnen seine Sprüche und Verse. Unterdessen wurden Kokosnüsse unter die Zuschauer verteilt, und auch wir nahmen aus Höflichkeit einige derselben an. Mittlerweile rückte die Zeit der Eheschliessung heran; jedermann beobachtete die Uhr. Noch zehn Minuten, noch fünf Minuten, und die Zeit war da. Jetzt wurde innerhalb des Gitters ein Teppich wie ein Vorhang ausgespannt. Auf der einen Seite erschien der Vater des Sohnes, auf der anderen der der Tochter, beide mit den Kindern an der Hand, die sich wegen des Teppichs nicht sehen konnten. Da rückt der Moment heran, und in dem Augenblick, wo es 53 Minuten nach sieben ist, werden die Hände der Kinder über dem Vorhang zusammengebracht; sie fassen sich, der Vorhang fällt herunter, und damit ist das Ehepärchen fürs Leben mit einander verbunden. Es folgen, wie bei uns, Glückwünsche, Umarmungen und allgemeine Rührung. Dann gibt sich alles der Festfreude hin. In einem Saale werden den Männern, in einem anderen den Frauen die ganze Nacht durch Speisen angeboten, in einem dritten Raume finden die Produktionen der Tanzmädchen statt, die wir schon früher einmal beschrieben haben.

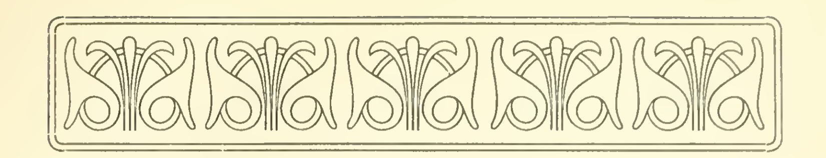
Zu den Männern, bei welchen Freund Âtmarâm uns während der letzten Tage in Bombay noch einführte, gehörte auch der rühmlichst bekannte Sanskritforscher und Oberrichter *Telang*, einer der wenigen Eingeborenen, welche eines jener exorbitanten Gehälter bezogen, die sonst nur den europäischen Beamten in Indien erreichbar sind. Wir trafen ihn des Morgens früh um acht im Studierzimmer seines eleganten Hauses, im Eingeborenenkostüm, von Büchern und Papier umgeben. Eine angenehme Unterhaltung über

wissenschaftliche Gegenstände entspann sich, und zum Schluss begleitete er uns, um uns sein Haus zu zeigen. Merkwürdiger als alle die schönen Säle und Hallen war eine stille Ecke, in der allerlei Götterbilder standen, deren Kultus hier offenbar betrieben wurde, wie eine Anzahl frischer Blumen bewies, die vor ihnen lagen. Ich drückte Herrn Telang meine Verwunderung darüber aus, dass er als philosophisch gebildeter Mann auf dergleichen Wert legte. „Es geschieht“, sagte er, „um der Frauen des Hauses willen. Jeden Morgen kommt ein Brahmane, spricht einige Gebete und setzt frische Blumen auf, wofür er monatlich eine mässige Summe bezieht.“ Wir schritten dem Ausgang zu und sahen hinter einer Säule einige Frauengestalten, die uns neugierig nachblickten. Ich hielt sie für Dienerinnen und erfuhr erst später von Âtmarâm, dass es die Frauen des Hauses, Mutter und Gattin des Oberrichters, gewesen waren. Da meine Frau uns begleitete, so hätte es für unser Gefühl nahe gelegen, dass man wenigstens sie den Damen des Hauses zuführte. Aber wir erwähnten schon öfter die Scheu der indischen Frauen, mit Europäern in Berührung zu treten. Diese wird erst schwinden, wenn es gelingt, durch Hebung der Mädchenschulen die religiösen und nationalen Vorurteile zu beseitigen und auch beim weiblichen Geschlechte eine allgemeinere Kenntnis der englischen Sprache anzubahnen. Wie anregend und erfreulich unter diesen Voraussetzungen der Umgang mit indischen Frauen sein kann, das hatten wir zu Calcutta im Hause Roy zur Genüge erfahren.

Zum Abschied suchten wir nochmals Professor Peterson auf, der alljährlich dreimal umzuziehen pflegte; in der heissen Zeit wohnte er mit seiner Familie im Gebirge, während der Regenzeit in einem städtischen Hause und den Winter durch in einem Zelte. Solche Zelte werden auf einer grossen Wiese fern von dem Geräusch und den Dünsten der Stadt aufgepflanzt, und man kann sie mieten wie ein Haus. Wie

ein solches enthalten diese Zelte Eingänge mit Türen, Salons, Schlafzimmer und andere Räume, welche weder an Grösse noch an Eleganz hinter den städtischen Wohnungen zurückstehen. Der Rasen des Bodens ist von einem Teppich überdeckt, an den Wänden hängen Spiegel und Bilder, Hängelampen hängen von dem Leinwanddach herunter, Tische, Sofas, Stühle, Betten und anderes Hausgerät sind vollständig vorhanden. Vor Dieben schützt ein Wächter die Zelte, welche oft zu mehreren zusammen stehen und eine kleine Strasse bilden. Das ganze System des Zeltwohnens ist ebenso gesund wie angenehm, lässt sich aber nur da durchführen, wo, wie in Bombay, den ganzen Winter hindurch kein Wind und keine Kälte und nur ein Minimum von Regen zu erwarten ist.





Achtes Kapitel.

Von Bombay nach Madras und Ceylon.

Der Tag der Abreise kam immer näher. Die verschiedenen Abschiedsfeste, welche von den Besuchern des *Cosmopolitan Club,* vom Prinzen *Baldevi,* von Herrn *Chichgar* im Parsiklub usw. über uns verhängt wurden, waren glücklich überstanden, alle Abschiedsbesuche gemacht, die Andenken eingekauft und die Koffer gepackt. Schon früh hatten sich einige Dutzend Freunde und Bekannte in unserer geräumigen Wohnung eingefunden und sahen zu, wie wir frühstückten. Schmunzelnd strich *Tribhuvandâs* eine lange Reihe von Silberrupien ein; mit der scherzhaften Versicherung, seinen Cosmopolitan Club in allen Ländern Europas rühmen und empfehlen zu wollen, bestiegen wir den Wagen und rollten nach dem palastartigen Bahnhof von *Victoria Station.* Dort hatten sich auch alle vorher Anwesenden und noch viele andere eingefunden. Des Abschiednehmens war kein Ende, und ein theosophistischer Parsijüngling namens *Ardeshir,* d. h. Artaxerxes, fuhr einige Stationen mit, um mich über die Theosophie zu befragen. Ich konnte ihm nur wiederholen, was ich oftmals bei ähnlicher Veranlassung gesagt habe. „Ihr Theosophisten", sagte ich, „verfolgt anerkanntermassen drei Hauptzwecke: 1) Erneuerung der glorreichen

Traditionen des Altertums; das ist sehr löblich, nur muss es von Kennern der Sache ausgehen und nicht, wie so oft, von solchen, die nichts davon verstehen; 2) allgemeine Verbrüderung der Menschen; wer wollte dem nicht von Herzen zustimmen; 3) Erforschung der geheimnisvollen Tiefen der menschlichen Seele, wie es in Euren Programmen heisst. Durch diesen Punkt verderbt Ihr Eure ganze Sache und öffnet dem Schwindel, dem Betrug und allen Arten von Täuschung Tür und Tor. Wohl gibt es Tiefen der menschlichen Seele, die noch nicht erforscht sind; Somnambulismus, Wahrträumen und zweites Gesicht kommen vor, wenn auch seltener als man glaubt; aber, um hier nicht irre zu gehen, sind Männer erforderlich, wie es deren heute noch nicht gibt, solche nämlich, welche die genaueste Kenntnis der Naturwissenschaften, namentlich der Medizin, mit einem völligen Eingelebtsein in die wahre Philosophie, ich meine die Kantisch-Schopenhauersche, verbinden."

Unter solchen Gesprächen hatte der Zug die Ebene durcheilt, welche Bombay von dem Hochgebirge der westlichen Ghaṭṭa's trennt. Der Parsijüngling empfahl sich und wir konnten uns dem vollen Genusse der Gegend hingeben. Hoch und höher hob sich durch alle Mittel des modernen Eisenbahnbaues die Bahn; immer weiter und herrlicher öffnete sich der Blick auf die grüne Ebene, die reiche Stadt, das weite Meer, bis die Berge sich wie ein Vorhang über dieser Scenerie zuzogen und der Zug dem auf der Hochebene gelegenen *Poona* zueilte. Hier empfing uns am Bahnhofe der jüngere *Apte,* dem uns sein meistens in Bombay weilender Onkel von dort aus anbefohlen hatte. Dieser Onkel, der seitdem verstorbene alte Apte, war ein sehr reicher und ebenso frommer Mann. Er begründete in Poona das *Ânandâçrama* (Einsiedelei der Wonne) genannte Institut, welches wertvolle Manuskripte religiösen und philosophischen Inhaltes sammelt und in feuerfesten Räumen von vorzüg-

licher Konstruktion aufbewahrt. Eine weitere Abteilung des viele Baulichkeiten umfassenden Instituts ist die Ânandâçrama-Presse, welche jahraus jahrein mit der Herausgabe der entsprechenden Werke beschäftigt ist. Andere Räume enthielten Hörsäle und Wohnungen für die zahlreichen Mitarbeiter, boten auch sonst armen Gelehrten ohne Entgelt ein zeitweiliges Unterkommen.

In Bombay hatte ich mit dem alten frommen Apte und seinen Pandits eine Zusammenkunft gehabt, war, wie nach solchen Besuchen üblich, mit herrlichen, über Schultern und Brust herabhängenden Blumenkränzen, den zugehörigen Blumensträussen in der einen und dem Rosenöltropfen in der anderen Hand verabschiedet worden, hatte mich aber auch dadurch nicht übel empfohlen, dass ich auf die ganze, zur Ansicht vorgelegte Ânandâçrama-Serie subskribierte, deren Fortsetzungen ich noch gegenwärtig regelmässig von Freund Apte beziehe, dem jüngeren natürlich, den sein Onkel zum Erben des ganzen Unternehmens einsetzte, als er vor einigen Jahren aufhörte sterblich zu sein. Kurz vorher noch hatte er sich, wie viele fromme Inder im Alter pflegen, zum *Sannyâsin* (Entsager) gemacht, hatte, der Sitte gemäss, einen neuen Namen angenommen und wurde dementsprechend nach dem Tode nicht verbrannt, sondern, was nur bei Sannyâsins und ganz kleinen Kindern Brauch ist, begraben. Beide machen eine Ausnahme von der Sitte des Verbrennens, die einen, weil sie noch nicht, die anderen, weil sie nicht mehr als Menschen gelten. So ruht denn Apte inmitten der geistigen Schätze, die er selbst in Poona aufgestapelt, und die jetzt nach und nach, dank der Betriebsamkeit des Neffen, ihren Weg in alle Welt finden.

Dieser Neffe traf uns also auf dem Bahnhofe zu Poona und stellte sich für die Tage unseres Aufenthalts ganz zur Verfügung. Sein Wort hat er treulich gehalten. Er zeigte uns das gesamte Ânandâçrama-Institut, beraumte dort uns zu

Ehren eine Versammlung von Pandits an, begleitete uns durch die Stadt, zu den Gärten und zu dem berühmten *Sañga,* d. h. dem Zusammenflusse der Flüsse *Muta* und *Mula.* Das Endziel unserer Wanderung war dann wiederholt der im Süden der Stadt gelegene *Pârvatî*-Hügel mit einem Tempel der *Durgâ* oder *Pârvatî,* auch *Gaurî* genannt, der Gemahlin des Çiva. Von der Höhe geniesst man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und weite Umgegend. Hier sassen wir lange Stunden und führten manches angenehme Gespräch. Apte als gebildeter und gelehrter Mann hatte natürlich keine andere Religion als den Vedânta, erklärte aber, ähnlich wie Telang in Bombay, um seiner Familie willen an dem Kultus der Götterbilder festzuhalten. Für ihn seien alle Götterbilder nur Inkarnationen des Âtman, aber er hüte sich, ein Gemüt irre zu machen, welches sich nicht zur Reinheit dieses Standpunktes zu erheben vermöge. Hier wie so oft hatte ich den Eindruck, dass der denkende Teil der Bevölkerung in Indien ebenso gut wie in Europa den Priesterlehren frei gegenübersteht, aber nur um der Familien willen nicht auf den Götterkultus verzichtet, wie wir nicht auf die kirchliche Trauung, Taufe und Beerdigung, auch wenn wir uns von allen abergläubischen Vorstellungen frei gemacht haben.

Es war Nacht geworden, als wir den *Pârvatî*-Hügel verliessen und den Rückweg durch die Stadt antraten. Hier war gerade das *Holî* genannte Volksfest im Gange. Auf der Strasse vor den Häusern waren kleine Scheiterhaufen mit hellem, flammendem Feuer zu sehen; fröhliche Gestalten sassen oder standen um dieselben herum und warfen Blumen oder Körner in die Flamme. Andere zogen in Gruppen umher und trieben allerlei Mutwillen. Ein Hauptspass bestand darin, dass man sich gegenseitig mit Erde bewarf; viele trugen, um die Kleider zu schonen, einen sackartigen Überwurf, welchem die Spuren der auf den Eigentümer geworfenen Erdschollen ein buntscheckiges Ansehen gaben. Das

Ganze erinnerte an unseren Karneval oder die Saturnalien der Römer, und welches auch immer die religiösen Motive des Festes sein mögen, jedenfalls beruht seine gegenwärtige Form auf dem auch bei uns bestehenden Bedürfnis, gelegentlich einmal der strengen Herrscherin Vernunft zu entlaufen und ein Kind oder ein Narr zu sein: *dulce est desipere in loco.*

Wir verfehlten natürlich nicht, in Poona den um das Sanskrit so hoch verdienten Professor *Bhandarkar* zu besuchen, von dem wir in seiner höchst anmutigen, in edelstem Geschmack ausgestatteten Villa auf das freundlichste empfangen wurden. Von Bombay aus hatte ich meinen Vedântavortrag gleichsam als Visitenkarte vorausgeschickt. So wandte sich das Gespräch naturgemäss der Philosophie zu, und auf einem längeren Abendspaziergang erwärmte ich mich an dem lebendigen Interesse, welches dieser geistesklare und warmherzige Inder an Schopenhauers Philosophie nahm.

So verflossen die drei Tage unseres Aufenthaltes in Poona in der angenehmsten Weise und stärkten uns für die lange und heisse, achtundzwanzigstündige Eisenbahnfahrt, die wir um drei Uhr nachts begannen und die Nacht, den folgenden Tag und die ganze nächstfolgende Nacht fortsetzten, bis wir am 5. März morgens um acht Uhr im Bahnhofe zu *Madras* einliefen. Hiermit waren wir von dem westlichen nach dem östlichen Meer, von *Malabar* nach *Koromandel* gelangt, zugleich aber aus dem mittleren nach dem südlichen Indien, und eine ganz bedeutende Steigerung der Hitze machte sich schon auf dem kurzen Spaziergang in der Morgenfrühe vom Bahnhofe bis zum Hotel bemerklich.

Die klimatischen Verhältnisse sind hier andere und weniger günstige als im nördlichen und westlichen Indien. Dort ist die Regenzeit im Hochsommer und schützt vor den schärfsten Pfeilen der senkrecht herabstrahlenden Sonne;

Madras hingegen unterliegt der Einwirkung des im Winter wehenden Nordwest-Monsun, hat seine eigentliche Regenzeit im Winter, und im Sommer die strengste, nur durch den Einfluss des Meeres gemässigte Tropenhitze.

Wie das Klima, so war auch die Bevölkerung nach Farbe, Typus und Sprache sehr von der des nördlichen und nordwestlichen Indiens verschieden. Dort war die Sprache und mithin wohl auch die Bevölkerung arischen Ursprungs; hier im Südosten und Süden Indiens werden Sprachen gesprochen, welche mit dem Sanskrit gar keine Verwandtschaft haben. Zieht man eine Linie von *Bombay* oder südlicher nach *Orissa*, so trennt dieselbe die sieben arischen Sprachen von den vier nichtarischen, welche im Süden Indiens gesprochen werden. An der Spitze der ersteren steht das in der ganzen Gangesebene vom Pendschâb bis Bengalen herrschende *Hindostani.* Dasselbe zerfällt in das von der Bevölkerung gesprochene *Hindi* und in das *Urdu* (auch Hindostani im engeren Sinne genannt), welches nichts anderes als ein durch zahlreiche persische und arabische Wörter verunstaltetes Hindi ist. Diese Eindringlinge, vergleichbar den französischen Wörtern im Englischen, erschweren das Studium des Hindostani erheblich, während das reine Hindi dem Sanskritkundigen sehr leicht wird, da es im Grunde nur ein die Endungen abstreifendes und durch Partikeln ersetzendes Sanskrit ist. Durch die mohammedanischen Eroberer wurde das Hindostani in der erwähnten entstellten Form eine Art *lingua franca*, welche mehr oder weniger in ganz Indien verstanden wird. An das im Gangestale gesprochene Hindi schliessen sich östlich davon das *Bengali* und *Orissa,* westlich das *Pendschabi* im Pendschâb, das *Sindi* am unteren Laufe des Indus, das *Gujerati* nördlich von Bombay und das *Mahratti*, welches von Bombay aus nach Nordosten sich weit über das Plateau von Dekhan erstreckt. Das sind die sieben arischen Sprachen

Indiens, welche sich zum Sanskrit verhalten, wie die romanischen Sprachen zum Lateinischen, und ungefähr ebenso weit wie diese von einander abstehen mögen. Hingegen haben die folgenden vier Sprachen des Südens nichts mit dem Sanskrit gemein: 1. an der Ostküste Indiens das *Telugu* von Orissa bis Madras und 2. das *Tamil* von Madras bis auf Ceylon, wo es an das für eine arische Sprache gehaltene *Singhalesische* grenzt, endlich im äussersten Südwesten Indiens 3. das *Kanaresische* und 4. das *Malayâlam*. Das sind die zwölf Volkssprachen, welche heutigen Tages in Indien und Ceylon gesprochen werden. Wir befanden uns also in Madras schon im Telugulande. Die dunkelfarbige Bevölkerung der Eingeborenenstadt, von den Engländern *the black town* genannt, und ihre Sprache mutete uns fremdartig an; auch einzelne vom Ohr aufgefangene Worte liessen sich nicht deuten.

Um so wertvoller war es mir, in dem damals noch in Madras das Sanskrit vertretenden Professor *Oppert* einen alten Bekannten begrüssen zu können. Er bewohnte als Junggeselle ein mehrstöckiges Haus und bestand darauf, dass wir bei ihm wohnen sollten. Erst am folgenden Tage nahm ich dieses Anerbieten an, nachdem wir im Hotel bei sehr grosser Hitze in einem kleineren Zimmer eine recht schlechte Nacht verbracht hatten. Aber auch die Nacht bei Oppert sollte uns keine Ruhe gewähren. Er hatte für den Abend einige Gäste gebeten und brachte uns, nachdem diese sich zurückgezogen, in ein geräumiges, luftiges Schlafzimmer, dessen Betten aber keine Mückennetze hatten. Freund Oppert tröstete uns mit der vorhandenen *Pankha*, einem von aussen gezogenen, über den Betten hin- und herschwingenden Vorhang. Ich hatte viel von diesen, während der Nacht von Pankhaziehern mittels eines Seiles gezogenen, Pankhas gehört und beschloss, einen solchen für die Nacht anzustellen. Für diesen Nachtdienst erhält er 50 Pfennig. Er versah

seinen Dienst ohne einzuschlafen; ich brauchte nicht Wasser nach ihm zu spritzen oder ihn mit Stiefeln zu werfen, wie viele zu tun pflegen, wenn er einschläft und man, in Schweiss gebadet, erwacht, denn ich schlief überhaupt nicht ein sondern lag die ganze Nacht im Kampfe mit den Mücken, welche uns trotz der Pankha keine Ruhe liessen. Übrigens war Oppert nicht nur gegen uns liebenswürdig, sondern hatte auch eine ausnahmsweise nette Art, mit den eingeborenen Studierenden umzugehen. Er ging mit ihnen spazieren, lud sie in sein Haus und nahm sich ihrer in jeder Weise an. Er nahm mich mit in seine Sanskritklasse und überliess mir dort das Regiment. Es war eine erhebende Stunde; vor mir sassen wohl dreissig schwarzbraune Jünglinge, welche meinen Worten lauschten, und rechts schweifte mein Blick auf den roten Sand und das ganz in der Nähe brandende Meer, von welchem eine erquickende Kühle durch die weit geöffneten Fenster hereindrang.

Madras hat einen herrlichen Strand aber, wie die ganze Ostküste von Indien, keinen Hafen. Mit ungeheuren Kosten hatte man durch Einsenken von Steinmassen in das Meer einen solchen erbaut, da kam eine Sturmflut und schwemmte die ganze Arbeit weg. Eben war man damit fertig geworden, ein noch stärkeres Bollwerk in die See hinauszuschieben. Hoffen wir, dass dieses allen Stürmen trotzen wird.

Auf ein sonderbares Schauspiel machte man mich auf der Seewarte des *Fort George* aufmerksam. Durch ein scharfes Fernrohr sah ich weit im Meere, wohl eine Stunde vom Ufer entfernt, zwei Männer auf einem Fahrzeug treiben, welches nur aus einigen durch Querhölzer zusammengehaltenen Balken bestand. Grosse, wüste Wellenberge gingen über sie weg, das Fahrzeug war bald unter, bald über Wasser. Die Sache sah wohl gefährlicher aus als sie war. So lange diese Fischmenschen nicht von ihrem Balkengefüge weggespült werden, haben sie nichts zu befürchten, denn das andauernde

Bad ist bei den dortigen Temperaturverhältnissen nur eine Erquickung.

Auf dem Fort in Madras sah ich unter vielen Büchern und Handschriften auch ein Exemplar des aus unübersehbar vielen Bänden bestehenden *Indian Gazetteer.* Es ist dies eine von Jahr zu Jahr fortschreitende statistische Sammlung aller möglichen Tatsachen, welche für jede Provinz aufgezeichnet und der Nachwelt aufbewahrt werden. Auch hier, wie in so vielem, kann die englische Verwaltung allen anderen als Muster dienen.

Durch einen Zufall hörte ich in Madras, dass der Mahârâja von *Vijayanagaram,* einem kleinen Reiche an der Ostküste südlich von Orissa, für kurze Zeit auf einem seiner Schlösser in der Nähe von Madras sich aufhalte. Der Name dieses Mannes war uns von dem vor sechs Monaten in London abgehaltenen Orientalistenkongresse her in guter Erinnerung. Als nämlich Max Müller zu einem Neudruck seiner Ṛigveda-Ausgabe in vier starken Bänden schreiten musste, und die englische Regierung es ablehnte, die grossen Kosten des Druckes, wie bei der ersten Auflage, auch diesmal zu tragen, da war der Mahârâja von Vijayanagaram für sie eingetreten. „Und dieser edle Fürst," so sagte Max Müller in einem Vortrage auf dem Kongresse, „hat nicht nur die sämtlichen Kosten für die Herstellung des Werkes getragen, sondern auch eine so grosse Anzahl von Freiexemplaren mir zur Verfügung gestellt, dass jeder von Ihnen, welcher ernstlich mit dem Studium des Ṛigveda beschäftigt ist, ein Exemplar gratis erhalten kann." Diese Liberalität bei einem Werke, dessen Ladenpreis 160 Mark ist, machte auf alle Anwesenden tiefen Eindruck. Ich selbst konnte davon keinen Vorteil ziehen, da ich das Werk durch die Güte Max Müllers schon längst besass, habe aber wiederholt für würdige jüngere Freunde und Freundinnen von Max Müller ein Exemplar erbeten und erhalten.

Die Nachricht von der Anwesenheit dieses Mahârâja auf seinem Schlosse bei Madras erfüllte mich mit um so grösserer

Freude, als ich nicht gehofft hatte, auch diesem edlen Förderer der Wissenschaft in Indien zu begegnen. Nach dem Tiffin nahm ich einen Wagen und fuhr mit meiner Frau nach dem von herrlichen Gartenanlagen umrahmten Schlosse. Auf der Veranda sass, von Schreibsachen umgeben, ein alter, schwerhöriger und von Gicht geplagter Engländer, welcher mir ziemlich mürrisch erwiderte, dass Seine Hoheit der Mahârâja nicht zu Hause sei und auch nach seiner Rückkehr zu beschäftigt sein werde, um mich zu empfangen. „Das werden wir ja sehen," sagte ich, „wenn er erst meinen Namen gelesen haben wird. Einstweilen werde ich sein Eintreffen hier abwarten." Ein unbestimmtes Knurren ward mir zur Antwort. Ich wartete geduldig eine halbe Stunde und knüpfte unterdessen eine Unterhaltung mit einem indischen Sekretär an, der abseits auf der Veranda sass, und wir waren schon ein wenig warm geworden, als ein Diener erschien und uns zum Mahârâja geleitete. Dieser war ein feiner, schmächtiger, etwas schüchterner junger Mann von vornehmer Haltung. Ich berichtete ihm vom Orientalistenkongress in London, und wie dankbar wir alle für seine Tat seien. Er hörte mit grossem Interesse zu und fragte nach meiner Reise. Inzwischen wurde in kostbaren silbernen Tassen der Thee serviert. Ich erzählte von meinen Eindrücken, überreichte meinen Bombayer Vortrag, und als hierbei auch das unten (S. 242) mitgeteilte Gedicht *Farewell to India* zur Sprache kam, bat er mich dasselbe vorzulesen und war sichtlich gerührt, als ich es ihm überreichte. Mit den angenehmsten Empfindungen verabschiedeten wir uns und rollten nach Madras zurück.

Statt mit dem Dampfer von Madras um Ceylon herum (denn durch *Râma*'s Brücke, bedauerlicherweise *Adam's Bridge* genannt, können keine Dampfer fahren) nach Colombo zu reisen, zogen wir es vor, auch noch die südlichste Spitze des geliebten Landes auf der Bahn zu durchfahren und hierbei im Fluge den Städten *Tanjore, Trichinopoly* und

Madura mit ihren Tempeln und Palästen einen flüchtigen Besuch abzustatten. Es war dies möglich, wenn wir die Nächte zum Fahren benutzten und Tags über die Städte besuchten. Die erste Nacht brachte uns von *Madras* nach *Tanjore*, wo wir von 8—10 Uhr morgens auf einem überspannten Ochsenkarren, dem einzigen vorhandenen Fuhrwerk, lang ausgestreckt liegend und wieder einmal Mrs. Davidson im Fluge begrüssend, zu den Sehenswürdigkeiten, vor allem zu dem grossen Tempel fuhren. Der Brahmanismus ist in Südindien importiert und hat hier seinen Göttern, gleichsam zum Schutze im fremden Lande, riesige Tempel erbaut, welche ganze Stadtviertel einnehmen und wohlverwahrten Festungen gleichen. Um das Allerheiligste, welches keinem Europäer zugänglich ist, ziehen sich drei, vier, fünf oder mehr Umwallungen, welche die zum Tempel gehörigen Priesterwohnungen und andere Baulichkeiten enthalten. Durch diese Umwallungen führen die sogenannten *Gopura*'s, hohe Torbogen, welche sich zu gewaltigen Türmen zuspitzen. Die Torbogen und überragenden Türme sind übersät von einem Gewimmel mythologischer Figuren, welche plastisch hervortreten und in ihrer farbigen Ausführung manche Gruppen von hoher Schönheit zeigen.

Nach zweistündiger Weiterfahrt erreichten wir *Trichinopoly*, wo wir wieder einen solchen Riesentempel mit hochragenden Gopuras besichtigten und dann, als es kühler geworden war, einen die Stadt hoch überragenden Felsen mit eingeschnittenen Wegen, Betstationen und einem die Spitze krönenden Tempel bestiegen. Die Aussicht von hier oben auf Stadt, Landschaft und Gebirge war von wunderbarer Schönheit. Wir genossen sie mit dem Bewusstsein, in 24 Stunden den heiligen Boden Indiens verlassen zu müssen.

Wieder verbrachten wir eine unruhige Nacht auf der Eisenbahn, die wir am frühen Morgen in *Madura* verliessen, um uns von einem Führer zu den Sehenswürdigkeiten geleiten

zu lassen. Als wir unterwegs einige Erfrischungen zu uns nahmen und davon auch dem Führer anboten, lehnte er sie dankend ab, mit der Begründung, dass seine hohe Kaste ihm die Annahme nicht gestatte. Er führte uns zu dem berühmten Nyagrodhabaume, der an Schönheit dem in Calcutta nahe, wenn auch nicht gleich kommt. Dann wurden Palast und Tempel mit ihrem reichen Inhalte besichtigt, und um 12 Uhr sassen wir wieder auf der Bahn, der letzten Südspitze Indiens zustrebend, wo in *Tuticorin* der Dampfer nach Ceylon uns aufnehmen sollte. Da dieser von Bombay kommende Dampfer Tuticorin um 6 Uhr abends anlief, unser Zug aber erst 5 Minuten später eintraf, so hatten wir telegraphisch ersucht, auf uns zu warten. Am Bahnhofe von Tuticorin war denn auch bei unserer Ankunft ein untergeordneter Vertreter der Dampfschiffsagentur anwesend, welcher zur Eile aufforderte, da der Dampfer schon draussen in der See auf uns warte. „Haben Sie“, fragte ich, „die von mir telegraphisch gewünschte *Steam-launch* (Dampfpinasse) besorgt?“ — „Ja wohl, mein Herr.“ Wir eilten zum Ufer und fanden dort statt der versprochenen Dampfpinasse nur ein ganz ordinäres Segelboot, ohne Bänke und ohne Verdeck, die Wände so hoch, dass man jedesmal hinaufklettern musste, wenn man etwas sehen wollte. In diesem elenden Obstkahn sollten wir bei hereinbrechendem Dunkel nach dem Dampfer befördert werden, welcher so weit im Meere lag, dass man ihn kaum sehen konnte. Ich war über diese Zumutung höchst aufgebracht und bestand darauf, dass der Kommissionär zu unserer Sicherheit mit zum Dampfer fahren müsse. Wir liessen also meine Frau und unsere zahlreichen Gepäckstücke vorsichtig an den hohen Wänden des Fahrzeugs auf den schmutzigen Boden herunter, kauerten selbst auf demselben nieder, und die Fahrt begann. Der Wind war konträr; es musste laviert werden. Der Wind wurde stärker, die See immer unruhiger. Meine Frau wurde see-

krank, die Situation immer ungemütlicher. Wie gewöhnlich in den Tropen war auf eine kurze Dämmerung tiefdunkle Nacht gefolgt. Immer wieder kletterte ich an der Bootswand hinauf und spähte nach dem Licht des Dampfers, aber es wollte und wollte nicht näher kommen. Plötzlich stiess der Mann am Steuerruder mit dem Ausdruck des Schreckens einige mir unverständliche Worte hervor. „Was hat er gesagt?“ fragte ich. „Er sagte“, hiess es, „auf dem Wrack, das auf unserem Wege liege, sei kein Licht.“ Wie, wenn wir in der Dunkelheit dagegen rannten! „Das wäre,“ sagte mir später der Schiffskapitän, „Ihre letzte Stunde gewesen.“ Endlich kam das Licht des Dampfers näher und näher, und gegen 8 Uhr erreichten wir nach zwei qualvollen Stunden das Schiff. Die See war so wüst, dass man nicht wagte, die Schiffstreppe herunterzulassen. Zwei Schiffsoffiziere kletterten an einer Strickleiter herunter und brachten schiebend und ziehend meine Frau auf das Verdeck, während das Boot an der Seite des Schiffes ungestüm auf- und niedertanzte. Jetzt wurden die verschiedenen Kollis und Köfferchen an Stricken in die Höhe gezogen. Mit Angst sah ich sie über dem Wasser schweben. Es brauchte nur ein Schloss aufzugehen, und der ganze Inhalt wäre im Meere verschwunden. Endlich war nun alles oben. Ich stieg auf der Strickleiter hinauf, bezahlte die Leute, und der Dampfer setzte sich in Bewegung. Es war ein grosser, mit allem Komfort ausgestatteter Dampfer der von Eingeborenen unterhaltenen *Asiatic Society*. Nur wenige Passagiere, meist Eingeborene der besseren Stände, waren an Bord. Man empfing uns äusserst liebenswürdig, gab uns reichlich zu essen und zu trinken und wies uns eine für uns reservierte grosse, luftige und saubere Kabine an, in der wir zum ersten Male seit langer Zeit wieder eine gute Nachtruhe hatten. Der andere Morgen fand uns noch zwischen Himmel und Wasser; erst gegen Mittag tauchten die Umrisse von Ceylon

aus dem Meere auf, und nun kam das wundervolle Eiland mit seinem Kranze von Palmenwäldern und seinen hochragenden Bergen immer näher heran. Um drei Uhr warfen wir Anker, lasen beim Aussteigen eine in den grössten Buchstaben dem Reisenden entgegentretende Warnung vor den grossen Gefahren des Sonnenstichs, und bald darauf waren wir in dem Zimmer eines guten Hotels behaglich untergebracht. Da hier nicht wie in Indien ein Pensionspreis für den Tag, sondern wie bei uns alles einzeln bezahlt wurde, so war vorauszusehen, dass die Hotelkosten doppelt so hoch wie in Indien sein würden. Wir bestellten das Dinner für den Abend und liessen zwei der an allen Strassenecken zu findenden *Jinrikisha* herbeiholen. Es sind das allerliebste kleine Kärrchen von eleganter Ausstattung, deren zwischen zwei hohen Rädern befindlicher Sitz nur für eine Person Platz gewährt, und welche nicht von Pferden, sondern von einem chokoladenfarbigen, bis auf Kopftuch und Lendentuch vollkommen nackten Manne gezogen werden. Die Sitte stammt aus Japan, wie auch der Name, der auf Japanisch „Mannwagen" bedeutet. Dieses Beförderungsmittel steht der Droschke an Schnelligkeit wenig nach und ist dabei bedeutend billiger. Unser Besuch galt einem meiner ältesten Jugendfreunde, dem Kaiserlich deutschen Konsul *Philipp Freudenberg*, der ebenso wie ich vom Westerwald stammte. Unsere Eltern waren dort befreundet gewesen, und wir selbst hatten als Kinder uns oft besucht und zusammen gespielt, aber seit 1853, also seit 40 Jahren, uns nicht mehr gesehen. Unsere beiden Menschenpferde trabten tapfer darauf los, doch bedurfte es längeren Herumfahrens in der von duftigen Gärten durchzogenen Villengegend Colombos, bis wir das herrliche,von Veranden und Gärten umgebene Haus Freudenbergs erreichten. Auf der Veranda brannte Licht, und kaum hatten wir unsere Karten hineingeschickt, als von dorther der kräftige deutsche Ausruf hörbar wurde: „Na, endlich!" Freudenberg

empfing unsern längst erwarteten Besuch auf das freundlichste. Er sei ganz allein zu Hause, da seine Frau mit den vier Söhnen in Deutschland weile, und sein Bruder sich eben auf der Hochzeitsreise im Gebirge befinde. Wir müssten ohne Widerrede, so lange wir in Colombo weilten, bei ihm wohnen. Ich sagte es für den nächsten Tag zu, aber er bestand darauf, dass wir noch am selbigen Abend bei ihm unseren Einzug halten müssten, und so blieb mir nichts übrig, als ins Hotel zurückzufahren, die Bestellung der Zimmer wieder rückgängig zu machen und in später Abendstunde mit Sack und Pack in dem schönen Hause Freudenbergs einzutreffen, welches den Namen *Sirinivesa,* d. h. „Wohnsitz des Glückes“ führte. Hier konnten wir uns in der oberen Etage nach Herzenslust ausbreiten und genossen mit Behagen die Gastfreundschaft des reichen und vornehmen Hauses. Eine zahlreiche Dienerschaft, die Haare nach singhalesischer Sitte mit einem Kamme nach Weiberart hinten aufgesteckt, bediente uns bei Tische, zum Schlusse der Mahlzeit erschienen die köstlichsten Früchte, Ananas, Bananen, Mangos, und als wir über diese Fülle der Gaben des Landes unsere Bewunderung aussprachen, äusserte Freudenberg mit Bescheidenheit: „Es ist unser gewöhnliches Dessert!“

Aber auch für unsere geistigen Bedürfnisse sorgte unser liebenswürdiger Wirt, indem er, soweit es seine Zeit erlaubte, mit uns in die Stadt und zu den Sehenswürdigkeiten fuhr. Das reichhaltige Museum, der grosse Buddhatempel mit seiner Kolossalstatue des liegenden Buddha, der herrliche Strand mit seiner erfrischenden Brise sind mir noch in bester Erinnerung. Mit besonderem Interesse besuchten wir auch die weitausgedehnten Anlagen der Kokosölfabrik unseres Freundes. Er führte uns durch das Lager, in welchem das von überall her angekaufte Rohmaterial, nämlich das zwischen der hölzernen Schale und dem inneren Saft sich zu einer Schicht ablagernde Fleisch der Kokos-

nüsse, getrocknet wurde. Wir sahen die Vorrichtungen, durch welche dieses Material zerschnitten, zerstampft, zerrieben wurde, bis aus ihm unter dem Drucke gewaltiger Pressen ein breiter Strom goldig klaren Kokosöls in mächtigem Sprudel emporquoll. In einer besonderen Abteilung wurden die 500 Liter haltenden Fässer gebaut, dicht gemacht und schliesslich gefüllt, um nach allen Himmelsgegenden versandt zu werden. Mit diesem Hauptgeschäfte war früher ein Handel mit Kaffee verbunden. Neuerdings war an seine Stelle der Thee getreten, seit der Kaffee in Ceylon den Verheerungen durch ein gewisses Insekt ausgesetzt ist, sodass der Anbau sich nicht mehr lohnt.

Wir verliessen den Freund für einige Tage, um der oben im Gebirge liegenden Stadt *Kandy*, der alten Hauptstadt des Reiches, einen Besuch abzustatten. Die dort hinführende Gebirgsbahn durchläuft längere Zeit die dichten Palmenwälder des Küstensaumes, bis sie dann, am Gebirge emporsteigend, in fünf Stunden nach Kandy führt. An einer Haltestelle bot ein Mann als Erfrischung Kokosnüsse, das Stück zu zehn Pfennig, an. Ich kaufte eine solche; er schlug mit einem wohlgezielten Hiebe die obere Decke ab, und so empfing ich das kühle, wie eine matte Limonade schmeckende Getränk mitsamt seinem natürlichen Becher. Gegen Abend erreichten wir das von bewaldeten Bergen umgebene, reizend an einem See gelegene Kandy. An den Ufern desselben liegen mehrere Buddhistenklöster, denen wir am folgenden Tage einen Besuch abstatteten. Um einen bescheidenen Hofraum herum zog sich das Gebäude, welches die Zellen für die Mönche enthielt. Wir besichtigten eine solche, welche gerade leer stand. Ein Tisch mit einem Wasserkrug und ein ärmliches Lager machten den ganzen Inhalt aus. Die übrigen Zellen durften wir nicht betreten, weil, wie es hiess, die Mönche darin mit Studieren beschäftigt seien. Da es gerade um die heisse Mittagszeit war, so werden sie wohl über ihren Palmblatthandschriften

ein wenig eingenickt sein. Das Studieren der Mönche, soweit es überhaupt statt hat, besteht wohl überwiegend im Abschreiben von Handschriften. Das Schreiben geschieht auf Streifen von Palmblättern. Mit einer Nadel, die sich dabei auf den immer weiter vorangeschobenen Daumennagel der linken Hand stützt, werden die rundlichen Schriftzüge von der rechten Hand mit grosser Geschwindigkeit dem Blatte eingegraben und durch eine hinterher eingeriebene Schwärze sichtbar gemacht. Solche Handschriften sind sehr billig zu haben. Von einem Händler auf der Strasse erstand ich für ein paar Rupien ein ganzes Bündel solcher beschriebener Palmblätter und habe daraus manchen Buddhaschwärmer in Europa beschenkt.

Gegen Abend besuchten wir den berühmten Buddhatempel, in welchem wir uns unter den Schwarm der aus- und eingehenden Verehrer mischten. Ein junger Mönch erkannte uns als Fremde und machte sich mit uns zu schaffen, indem er unaufgefordert uns auf dieses und jenes im Tempel aufmerksam machte. Ich liess es mir gefallen, war aber nicht wenig überrascht, als mich der Mönch zum Schlusse um ein Trinkgeld bat. „Ich denke, Ihr Buddhisten dürft kein Geld nehmen“, sagte ich. „Ich will es auch nicht für mich“, erwiderte er, „sondern für meine Bücher“. Der Buddhismus scheint in der Tat von seiner alten Strenge so ziemlich alles verloren zu haben, wenn ich auch die Geschichte dahingestellt sein lassen will, welche mir unser Führer erzählte, dass aus dem Kloster drüben am See vor einigen Jahren ein Mönch gehenkt worden sei, weil er, in einen Liebeshandel verwickelt, seinen Rivalen aus Eifersucht ermordet habe.

Am Nachmittag fuhren wir nach *Peradeniya*, um den dortigen weltberühmten botanischen Garten zu besuchen. Wir wurden, dank einem Empfehlungsbriefe Freudenbergs, sehr zuvorkommend empfangen und herumgeführt. Während es unten in der Ebene von Colombo für viele Pflanzen zu

heiss ist, so gedeiht hier oben alles, was wir von Jugend auf zu schätzen wissen, Kaffee, Zucker, Vanille, Kampfer, Kakao, Zimt und alle möglichen Gewürze in freier Luft. Einige Schuppen dienen zum Schutze gegen Wind und Regen; Gewächshäuser gibt es im übrigen nicht, denn was hier nicht im Freien fortkommt, das würde wohl überhaupt nirgendwo wachsen. Auch viele edle Baumarten wurden uns teils als lebende Pflanzen, teils als Holz im Querschnitt gezeigt, und ich bemerkte beim Ebenholz, dass nur der innere Kern des Stammes schwarz ist, während die umgebenden Schichten sich von denen anderer Bäume nicht merklich unterscheiden.

Nachdem wir beim Direktor des botanischen Gartens den Nachmittagsthee eingenommen, folgten wir gern seiner Einladung, eine benachbarte Theeplantage zu besichtigen. Man führte uns durch die nur niedrigen, in regelmässigem Abstande von einander entfernten Theesträuche, an denen wir viele Weiblein mit Tragkörben auf dem Rücken beschäftigt sahen. Sie sammelten die einzelnen Blätter, wobei, wie man mir sagte, die Vorschrift besteht, dass von sieben Blättern drei gepflückt werden dürfen und vier stehen bleiben müssen. Wir wandten uns dem auf der Plantage stehenden Hause zu. In einem Zimmer war gerade Ablöhnung. Die Weiber drängten sich mit ihren Körben heran, ein Knabe setzte jeden Korb auf die Wage, und ein junger Engländer beobachtete den Zeiger und warf jeder Sammlerin einige Kupferstücke aus einem vor ihm liegenden Haufen zu. Dies alles war das Werk eines Augenblicks, und so wurden viele in kurzer Zeit abgefertigt, einige auch dadurch, dass sie kein Geld, sondern den Korb mit den Blättern zurück erhielten. Das alles geschah, ohne dass ein Wort dabei gesprochen wurde. Weiter sahen wir die künstlichen Vorrichtungen zum Rollen und nachfolgenden Dörren der Blätter. Vierundzwanzig Stunden nach dem Abpflücken der Theeblätter können sie bereits zum Getränke verwendet werden.

Unter Donner, Blitz und Regen eines tropischen Gewitters, wie sie auf Ceylon häufig sind, kehrten wir nach Kandy zurück. Am nächsten Morgen machten wir vor der Abreise noch einen Spaziergang auf den bewaldeten Hügeln der Umgebung. Beim Heraufsteigen vom See aus kamen wir an einem Brotbaum vorbei, dessen unförmige Früchte ungefähr die Grösse und Form eines Schwarzbrotes haben. Ich liess von einem Knaben eine Frucht herunterholen. Sie enthielt eine schwammige Masse, in welcher eine grosse Zahl von Kernen eingebettet liegt. Nur diese Kerne sind es, welche gegessen werden und um derentwillen die Frucht geschätzt wird. Anmutige Promenadenwege führten höher hinauf und gewährten Durchblicke auf den See und die Stadt von überraschender Schönheit. Alle diese Wege waren nach dem Namen irgend einer englischen Lady, *Lady Horton's Walk* usw., benannt, als wenn diese Dämchen erst diese paradiesische Herrlichkeit geschaffen hätten. Noch stand die Sonne tief und glitzerte horizontal durch die Blätter der Bäume; eine herrliche Morgenfrische umwehte uns; der Gesang der Vögel, das Summen der Insekten, der ganze Zauber des tropischen Waldes umstrickte uns. Unter angenehmen Gesprächen schritten wir auf einem teilweise mit Blättern bedeckten Waldwege dahin, als ich eben noch zur rechten Zeit bemerkte, wie meine Frau im Begriff war, ihr Füsschen auf eine gerade über den Weg kriechende schwarze Schlange zu setzen. Mit einem Aufschrei riss ich sie zurück; ich war erschrocken, sie war erschrocken, aber auch die Schlange war erschrocken und schlängelte sich eiligst ins Gebüsch, wo sie verschwand. Das war die einzige Schlange, die wir im freien Zustande in Indien während unseres Aufenthaltes vom November bis zum März angetroffen haben. Für den Europäer, der mit guten Stiefeln versehen ist und seine Wege wählen kann, ist die Schlangengefahr nicht gross. Anders bei den Eingeborenen, wenn

sie mit nackten Füssen und Beinen in den Feldern arbeiten oder zur Nachtzeit wandern. Hierbei kann es gar leicht vorkommen, dass sie unversehentlich auf eine Schlange treten, und das können die Schlangen nun einmal nicht leiden.

Zwei Stunden später waren wir auf dem Bahnhofe und sahen in der benachbarten Strasse eine vielbeschriebene Scene. Drei buddhistische Mönche mit kahl geschorenem Kopfe und langem gelben Gewande hielten in den Händen ihre durch das Obergewand halbverdeckten Almosenschalen. Sie gingen von Haus zu Haus und blieben schweigend auf der Strasse gegenüber der Haustür stehen, bis jemand heraustrat und ihnen drei Klösse, oder was es sonst sein mochte, in den Topf legte. Dann gingen sie weiter. Bekannt ist, dass alle Nahrung der buddhistischen Mönche erbettelt sein muss. Was sie im Laufe des Vormittags von Haus zu Haus gesammelt haben, das verzehren sie noch vor Mittag in ihren Klöstern und dürfen nach zwölf Uhr mittags den ganzen Tag keine feste Speise mehr zu sich nehmen. Nach allem, was ich gesehen habe, ist die Lage eines buddhistischen Mönches noch weniger zu beneiden als die eines christlichen, womit doch schon viel gesagt ist.

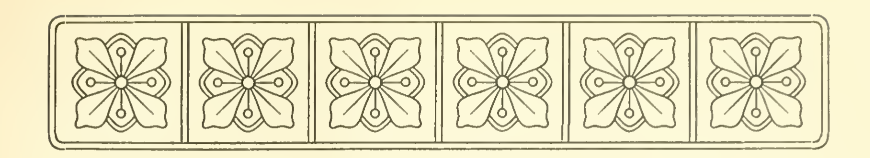
Auf der Rückfahrt nach Colombo genoss ich noch einmal die herrliche Landschaft und kam mit mir zu dem Schlusse, dass die Natur in Ceylon viel schöner ist als in Indien, dass aber die Bevölkerung Ceylons lange nicht so interessant ist wie die indische. Denn in Ceylon herrscht der Buddhismus, welcher eine grosse Toleranz, aber, als Kehrseite derselben, eine ebenso grosse Indifferenz zeigt. Wie der religiöse, so ist auch der politische Fanatismus den Singhalesen fremd. Freilich ist Ceylon nicht, wie Indien, ein von England aus beherrschtes und ausgesogenes Land, sondern eine englische Kolonie, und das ist ein grosser Unterschied. In Indien zehrt die sehr kostspielige Verwaltung das Mark des Landes auf. Wiederholt hat man mir

versichert, dass alljährlich 15 Millionen Pfund Sterling, gleich 300 Millionen Mark, für Pensionen und Verwaltungskosten nach England abgeführt werden, ohne dass ein materieller Ersatz dafür zurückflösse. Das ist ein Aderlass, den auf die Dauer auch das reichste Land nicht ertragen kann. „Da hatten wir es doch noch besser," sagten meine indischen Freunde, „zur Zeit der Mohammedaner. Diese plagten und schunden uns auf alle Weise, aber sie vergeudeten auch das Erpresste wieder, und das Geld blieb im Lande. Aber die Engländer verzehren ihre Pensionen in England, und das Land wird immer ärmer." — Ich kann nicht beurteilen, wie weit diese Klagen begründet sind; ich weiss nur, dass ein Freund von mir, ein noch nicht sehr alter Mann, als Colonel aus Indien schied und jetzt, in England lebend, als Pension die Kleinigkeit von 1100 Pfund Sterling gleich 22000 Mark bezieht.

Was aber den Buddhismus betrifft, der diese Abschweifung veranlasste, so kann ich nicht umhin, dem Urteile meines Freundes Garbe beizustimmen, dass diese Religion der Liebe und Barmherzigkeit zugleich die der Trägheit und Unwissenheit ist.

Dieser ungünstige Eindruck konnte auch nicht durch den Besuch verwischt werden, den ich mit Freudenberg zusammen kurz vor meiner Abreise bei *Sumaṅgala*, dem Oberhaupte des Buddhismus in Ceylon machte. Ich fand in ihm einen liebenswürdigen Greis von kleiner Gestalt, aber voll Würde und mit einem schönen beschaulichen Ausdrucke des Angesichts. Er sprach leidlich gut Sanskrit, und unser Zusammensein verlief aufs beste. Aber von einem Feuer, einer Begeisterung, wie ich sie von Indien her gewohnt war, konnte keine Rede sein. Die umgebenden Mönche griffen nicht in die Unterhaltung ein, vielleicht weil sie des Sanskrit nicht hinreichend mächtig waren. Dies bestätigte sich auch, als sie mir auf einen Wink des Oberpriesters die schon auf Tischen bereitgestellten Handschriften zeigten, wobei wir uns mühsam durch ein Gemisch von Sanskrit und Pali verständigten.

So rückte der 16. März heran, an welchem die von Australien kommende *Britannia* uns aufnehmen und in die Heimat zurückführen sollte. Der Gedanke, von Indien zu scheiden, hatte etwas Wehmütiges, und doch kehrte ich nicht ungern zurück. Ich sehnte mich nach einer geregelten Tätigkeit, auch hatte ich in diesem Winter eine Überfülle von Eindrücken eingesogen und verlangte nach Ruhe, um das alles in mir zu verarbeiten. Dazu kam, dass um die Mitte des März die Sonne über Ceylon bei seinen acht Grad nördlicher Breite fast senkrecht stand. Der eigene Schatten beschränkte sich zur Mittagszeit auf ein kleines Klümpchen unter den Füssen. Man kam sich vor wie Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte. Ein glänzendes Diner, welches Freudenberg uns zwei Tage vor der Abreise gab, musste im Frack überstanden werden und brachte durch furchtbares Schwitzen den Unterschied der Temperaturen hier und in Deutschland recht fühlbar zum Bewusstsein. Meinen Diener Purân bezahlte ich aus, fügte ein reichlich bemessenes Reisegeld zur Rückkehr nach Cawnpore hinzu und liess ihn in Frieden ziehen, denn die zahlreichen Diener des Hauses Freudenberg machten seine Hilfe entbehrlich. Eingedenk der Knappheit des Obstes auf den Seeschiffen übergab ich einem der Diener drei Rupien mit dem Auftrage, Obst dafür zu kaufen. Er kam zurück mit einem grossen Korbe voll Ananas und Mangos, Bananen und Apfelsinen. Unsere Freude über diesen Schatz sollte nicht von langer Dauer sein. Obgleich wir das Obst auf dem Schiff sogleich in den Gefrierraum bringen und nur zu den Mahlzeiten herbeiholen liessen, so zeigten sich doch nach den ersten Tagen schon solche Spuren der Fäulnis, dass wir die Hoffnung aufgaben, das Obst auch nur bis Aden zu bringen, und uns beeilten, nach links und rechts davon auszuteilen, zur grossen Freude unserer Tischnachbarn.



Neuntes Kapitel.

Die Heimreise.

Wir hatten die ungünstige Lage unserer Kabine auf dem Himâlaya noch zu lebendig in der Erinnerung, um nicht für die Rückreise bessere Vorkehrungen zu treffen. Schon von Bombay aus hatten wir auf der am 16. März von Colombo abfahrenden Britannia eine Kajüte auf der rechten Seite des oberen Decks bestellt, und die Agentur hatte diese Bestellung angenommen. Als wir aber in Colombo auf der Agentur uns einfanden, behauptete man, dort nichts von der Bestellung zu wissen, und konnte uns eine bessere Kabine nur bis Aden zur Verfügung stellen, da sie von dort ab reserviert sei. Am Donnerstag früh zeigte sich vor Ceylon der Koloss der Britannia; wir frühstückten noch ein letztes Mal zusammen, nahmen mit warmem Danke Abschied von Freudenberg und wurden auf seinen Befehl in dem Kaiserlich deutschen Boote von zwölf Blaujacken mit schwarzbraunen Gesichtern zur Britannia gerudert. Dies gab uns von vornherein schon ein Ansehen, welches auch nicht gestört wurde, indem wir dafür sorgten, dass man auf dem zurückkehrenden Boote nur zufriedene Gesichter sah. Die Anker wurden gelichtet, und

mit Wehmut sahen wir das herrliche Land ferner und ferner rücken und zuletzt in der Abenddämmerung verschwinden.

Die Britannia war nicht so neu wie der Himâlaya, dafür aber um vieles besser eingefahren. Der Kapitän war ein pflichttreuer, wackerer Mann, der auch für seine Passagiere ein freundliches Wort übrig hatte. Die Mannschaft tat pünktlich ihren Dienst und die Stewards waren nicht so faul, wie die auf dem Himâlaya. Auch die Passagiere hatten ein anderes Gepräge als das junge, turburlente, übermütige, vergnügungssüchtige Volk, das uns auf dem Hinwege begleitet hatte. Unsere jetzigen Mitreisenden kamen meist aus Australien und waren zum grösseren Teile gesetzte, ältere Leute, die ihre Geschäfte dort abgeschlossen haben mochten und in die Heimat zurückkehrten. Zwei wackere freidenkende Geistliche und ein Arzt, Dr. Jameson — nicht der berüchtigte — mit seinem reizenden Töchterchen Violet hingen enger zusammen und wir wurden bald näher mit ihnen bekannt. Vier junge Inder schlossen sich naturgemäss an uns an. Sie waren für uns der letzte Nachhall indischer Herrlichkeit. Natürlich fehlte es auch nicht an weniger sympathischen Elementen.

Am Sonntag war zweimal Gottesdienst, und wir hörten gern die praktischen, zu Herzen dringenden Reden der erwähnten Geistlichen an. Da war nichts von Dogmatik; da wurden die Verhältnisse des wirklichen Lebens mit seinen Bestrebungen und Sorgen durchgesprochen, und das alles in einer Weise, welche diskret und darum wirksam auf das Ewige, Unnennbare hinwies. „Viele Leute“, sagte der Geistliche, „müssen bei allem klagen und murren. Sie wohnen in einer schlechten Gegend, in *Grumbling Street*; wir aber wollen sie zu uns herüberlocken, damit sie ihre Wohnung mit uns in *Thanksgiving Street* nehmen und alles, was ihnen zustösst, mit Gelassenheit, ja mit Dank gegen die Vorsehung entgegennehmen“.

Am nächsten Sonntag hielt ein Missionar die Predigt. Die befreundeten Geistlichen erklärten, dass sie nicht hingehen würden und rieten auch mir davon ab. Dies reizte meine Neugierde, und ich ging erst recht hin. Der Text war aus dem Hohen Lied: „Du bist die Rose von Saron und die Lilie in den Tälern.“ Diese Rose, diese Lilie sollte dann Jesus sein, und die rote Farbe, der Duft und wer weiss was sonst noch wurde in der geschmacklosesten Weise auf das süsse Jesulein angewendet, welches unser Redner hätschelte und liebkoste, ja aus welchem er geradezu ein Idol machte. Von moralischen Gedanken war in der ganzen Predigt keine Spur zu entdecken.

Während dieser und anderer Erlebnisse hatte sich die Schraube unseres Dampfers Tag und Nacht unermüdlich gedreht, und eine Woche nach der Abfahrt, am Donnerstag, dem 23. März, ankerten wir am südwestlichen Ende von Arabien vor Aden. Hier mussten wir die Post von Bombay an Bord nehmen, die erst gegen Abend eintreffen konnte, und so durften wir ans Land gehen und uns umsehen. Am Hafen liegen nur die zu ihm gehörenden Gebäude und ein elendes Hotel; das Städtchen Aden liegt eine Stunde entfernt auf der anderen Seite eines hohen Bergrückens. Die Umgebung von Aden ist das Trostloseste, was man von Landschaften sehen kann. Da gibt es keinen Baum, keinen Strauch, ja nicht einmal ein Grashälmchen ist zu finden; alles ist sonneverbrannte, ausgedörrte Wüste. Es soll hier nur alle drei Jahre einmal regnen. Dann wird das Wasser in einem System von trichterförmig nach unten zugespitzten Cisternen aufgefangen, in deren Tiefen wir eine armselige Wasserlache bemerkten. Neben diesen Cisternen befindet sich der „Park von Aden“. Es ist eine kümmerliche Anpflanzung kleiner Bäume mit verstaubten, halb welken Blättern, welche schlaff und ohne Lebenslust herabhängen. Diese mühsam unterhaltene Anlage ist das Einzige,

was man an Vegetation in der Umgegend von Aden zu sehen bekommt. Wir stiegen ans Land, da wo, als Mittelpunkt des Verkehrs, das schmutzige Hotel liegt. Vor demselben gingen jüdische Geldwechsler in langem Kaftan und von den Schläfen herabhängenden Judenlocken, unaufhörlich mit dem Gelde in ihren Händen klappernd, hin und her. Ich wechselte eine Rupie, indem ich mich darauf gefasst machte, betrogen zu werden. Diese Erwartung bestätigte sich; unter dem Wechselgelde befand sich ein falsches Stück, wie ich erst durch andere und zu spät erfuhr. Ich nahm einen elenden Wagen, um auf die Passhöhe zu fahren, von welcher es auf der anderen Seite zu den Cisternen und nach Aden heruntergeht. Der Kutscher, ein frecher Araber von entsprechendem Äusseren, erhob jeden Augenblick Einwendungen gegen die von mir gewählte Fahrt. Am liebsten hätte ich auf den ganzen Wagen verzichtet, wenn nur ein anderer zu haben gewesen wäre. Endlich rappelte unser Wagen durch die öden Strassen von Aden und auf den mit Säulenhallen umgebenen Markt zu. Hier kaufte ich einiges Obst, aber es war wenig Geniessbares darunter. Wie in Ägypten und Palästina, so lauerten auch hier überall hungrige Arabergesichter, immer darauf bedacht, den Fremden auszubeuten. Wir kehrten über den Bergrücken zum Hafen zurück, und ich war froh, den widerspenstigen Kutscher los zu werden. Wir sassen einen Augenblick in dem stark besuchten Hotel, aber weder die Umgebung noch die Speisen und Getränke luden zu längerem Verweilen ein. So fuhren wir schon gegen Mittag wieder auf das Schiff. Welch ein Trost ist es, in wilden, gefährlichen, verkommenen Gegenden ein mit allem Komfort ausgerüstetes Schiff als Zuflucht zu haben! Gegen Abend langte die Post von Bombay an, und es dauerte mehrere Stunden, bis alle die tausend Gepäckstücke aus dem einen Dampfer in den anderen hinüber geworfen waren.

Die dreitägige Fahrt durch das rote Meer war lange nicht so heiss, wie auf dem Hinwege, da wir beständig einem kräftigen Nordwinde entgegenfuhren. In Suez wurde Proviant eingenommen, und es kamen Händler an Bord mit Photographien, Obst, Naschwerk, Schmucksachen und allerlei Kram. Die Langeweile einer Seereise bewirkt es, dass sie ein gutes Geschäft machen. Ein Knabe bot einen Korb mit Muscheln von seltsamer Bildung feil. Eine besonders schöne Muschel lag obenauf. „Was kostet diese?“ fragte ich. — „Six pence, Sir.“ — „Und der ganze Korb?“ — „Zwei Shilling.“ — „Ich gebe dir einen dafür.“ — „Take it.“ — So wurde die Zahl unserer Gepäckstücke noch um eines vermehrt.

Wir fuhren in den Kanal ein; es wurde Nacht, und wir legten uns schlafen. Am frühen Morgen erwache ich und bemerke mit Verwunderung, dass die Maschine still steht. Es ist vielleicht wegen des Ausweichens, dachte ich und eilte hinauf; aber welcher Anblick bot sich hier! An einer ziemlich engen Stelle des Kanals hatte sich die grosse Britannia mit dem Schnabel in die sandigen Böschungen des Ufers eingebohrt, und die Wasserströmung, welche stets im Kanal vorhanden ist, hatte das Hinterteil bis ans andere Ufer getrieben. Vor uns und hinter uns in der Ferne hielten schon eine Anzahl von Schiffen, denen wir die Durchfahrt sperrten. Auf unserem Verdeck war alle Mannschaft in fieberhafter Tätigkeit, der Kapitän mit hochrotem Kopfe eilte hin und her und erteilte seine Befehle. Der englische Geistliche begegnete mir und rief mit triumphierendem Patriotismus: *„Britannia bars the Suez Canal!“* — *„Pull her off“*, erwiderte ich gelassen. Die Ursache des Unfalls wurde bald bekannt. Der französische Lotse, den jedes Schiff an Bord zu nehmen verpflichtet ist, hatte befohlen, langsamer zu fahren. Der Kapitän hatte eingewendet, dass das grosse Schiff dann nicht mehr dem Steuerruder gehorchen werde. Der Lotse

hatte auf seinem Willen bestanden, und die Folge war, dass wir feststeckten. Eine solche Lage kann sehr unangenehm werden, denn wenn ein Schiff binnen vier Stunden nicht wieder flott wird, so muss es nach dem Verkehrsreglement ausladen, und was das bedeutet, das hatten wir in Aden bei Übernahme der Bombayer Post gesehen. Inzwischen waren Kapitän und Mannschaft eifrig damit beschäftigt, das Schiff wieder flott zu machen. Starke Eisentaue wurden von der Spitze und ebenso vom Hinterteil des Schiffes quer über den Kanal nach denjenigen Uferseiten gezogen, von welchen das Schiff sich abgewandt hatte, und dort an Pflöcken befestigt. Diese Taue wurden von der Schiffsmaschine gleichzeitig nach der Mitte des Schiffes hin angezogen, und die Folge war, dass der Koloss sich wieder gerade legte und seine Fahrt mit einigen Stunden Verspätung fortsetzen konnte.

Es war ein herrlicher Morgen. Die reine Wüstenluft Ägyptens umfing uns, und der Nordwind gewährte erquickende Kühle. Da zeigte sich in der umgebenden Wüste bald links, bald rechts eine von mir nie vorher gesehene Erscheinung, nämlich eine immer schöner sich entwickelnde *Fata Morgana*, worunter hier nicht das Sichtbarwerden einer entfernten Stadt durch Luftspiegelung zu verstehen ist, — denn östlich vom Kanal gibt es nah und fern keine Stadt, — sondern eine Illusion, welche entsteht, wenn im Sonnenschein die heissen Wüstendämpfe aufsteigen. Zuerst hatte man den Eindruck einer Chaussee mit lauter gleichen Akazienbäumen; dann wieder schien eine Reihe von Pelikanen unbeweglich in der Ferne zu sitzen, und endlich sah man mitten in der Wüste ein flutendes, wallendes, wogendes Wasser, und in demselben baute es sich auf in wagerechten und senkrechten Linien wie eine Stadt mit hohen Häusern und Türmen, mit mancherlei Haupt- und Querstrassen. Die Illusion war vollkommen, und auch das schärfste Opernglas vermochte nicht, sie zu heben, sondern nur noch zu verstärken. Das einzige Unnatürliche

dabei war, dass die Stadt mitten in dem wogenden Wasser gleichsam zu schweben schien. Über eine Stunde lang konnten wir diese Erscheinung in aller Ruhe beobachten.

Gegen Mittag erreichten wir Port Saïd, und da wir einige Stunden Aufenthalt hatten, so nahm ich unsere vier indischen Schützlinge mit mir in die Stadt, um ihnen ein freilich nur ärmliches Stück Ägyptens zu zeigen. Gegen Abend stachen wir in See, und jetzt war es nicht mehr die Spiegelglätte des indischen Ozeans und des roten Meeres, die uns trug, sondern das mittelländische Meer mit seiner lebhaften und stellenweise wüsten Wellenbewegung. Die Stimmung der Passagiere war denn auch wesentlich beeinträchtigt; viele verschwanden; hier und da drückte sich eine weibliche Gestalt in die Ecke eines Strandstuhls, einer welkenden Lilie vergleichbar, und zum ersten Male wies der Mittagstisch erhebliche Lücken auf. In der folgenden Nacht passierten wir Kreta, und am nächsten Morgen hatten wir die Südspitze des Peloponnes erreicht und konnten den hochragenden, schneebedeckten Taygetos zwischen Sparta und Messenien in seiner ganzen Herrlichkeit übersehen. Dann ging es den Tag über nach Norden, während ein Felseneiland der griechischen Inselwelt nach dem anderen auftauchte und in respektvoller Ferne liegen blieb. „Ich fahre sonst wohl zwischen den Inseln durch,“ sagte mir der Kapitän, „aber bei dem jüngsten Erdbeben könnte irgend etwas in die Höhe gekommen sein, und so ziehe ich es vor, das offene Meer zu halten.“ Der Abend kam, und mit ihm begann das Abschiednehmen, denn viele wollten wie wir um drei Uhr nachts in Brindisi aussteigen. An ein Schlafengehen dachten in dieser unruhigen Nacht die wenigsten. Um ein Uhr nachts wurde noch ein kräftiges englisches Frühstück serviert, und bald nach zwei Uhr nahmen wir von dem trefflichen Schiffe Abschied und betraten, nicht wie sonst immer in Booten hinübergerudert, sondern stolz über die

Landungsbrücke schreitend, welche die englische Gesellschaft für ihre Schiffe hier gebaut hat, den Boden Italiens. Derselbe Tag brachte uns nach Neapel, wo uns liebe Freunde eine warme Aufnahme bereiteten. Einige Tage weilten wir hier und bei unseren Freunden in Rom und eilten dann über Mailand, Basel und Mainz der Heimat zu, wo wir um die Mitte des April wohlbehalten eintrafen.



Über den folgenden Anhang vgl. Seite 204.

ON

The Philosophy of the Vedânta

IN ITS RELATIONS TO OCCIDENTAL METAPHYSICS.

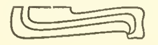


An address, delivered before the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society, Saturday, the 25th February, 1893.

BY

DR. PAUL DEUSSEN,

Professor of Philosophy at the University of Kiel, Germany.



BOMBAY:

PRINTED AT THE EDUCATION SOCIETY'S STEAM PRESS.

1893.

Price: One Ana.

TO BE HAD OF JYESHTARAM MUKUNJI AND CO., BOOKSELLERS,

KALKADEVI ROAD, BOMBAY.



To

All my Indian Friends,

Whose kindness

Has made my journey through India

from November 1892 till March 1893

in all parts of the Peninsula

so delightful, instructive, and heart-elevating,

I dedicate these few pages,

in recommending them

to their

serious consideration

P. D.

FAREWELL TO INDIA.

O, sun of India, what have we committed,
That we must leave thee and thy children now,
Thy giant-trees, thy flowers, so well befitted
To thy blue heaven's never-frowning brow?

And you, our Indian friends, whose hearty feeling
Deep sympathy with you has fast obtained—
From Ceylon to Peshawar and Darjeeling,
Are you now lost to us, so soon as gained?

Farewell! Now Space and Time, in separating
Our bodies, will create a cruel wall;
Until forgetful darkness over-shading,
Like Himalayan fog, bedims you all.

Did we but dream of your brown lovely faces,
Of your dark eyes, and gently touching hands?
Was it a dream, that left such tender traces,
Accompanying us to foreign lands?

O, yes, a dream is all that we are living,
And India be a dream in this great dream;
A dream, repose and recreation giving,
Under a paler heaven's fainter beam.

But what are Time and Space, whose rough intrusion,
Will separate what is so near allied!
Are they not taught to be a mere illusion?
May we not be against them fortified?

O, yes, this thought shall be our consolation,
When we are severed soon by land and sea!
Your sun and ours is one ! no separation!
Keep friendship, friends, let it eternal be.

Colombo, 17th March, 1893.

P. D.
M. D.

On my journey through India I have noticed with satisfaction, that in philosophy till now our brothers in the East have maintained a very good tradition, better perhaps, than the more active but less contemplative branches of the great Indo-Aryan family in Europe, where Empirism, Realism and their natural consequence, Materialism, grow from day to day more exuberantly, whilst metaphysics, the very centre and heart of serious philosophy, are supported only by a few ones, who have learned to brave the spirit of the age.

In India the influence of this perverted and perversive spirit of our age has not yet overthrown in religion and philosophy the good traditions of the great ancient time. It is true, that most of the ancient *darçana*'s even in India find only an historical interest ; followers of the Sâṅkhya-System occur rarely ; Nyâya is cultivated mostly as an intellectual sport and exercise, like grammar or mathematics,—but the Vedânta is, now as in the ancient time, living in the mind and heart of every thoughtful Hindoo. It is true, that even here in the sanctuary of Vedântic metaphysics, the realistic tendencies, natural to man, have penetrated, producing the misinterpreting variations of Çaṅkara's Advaita, known under the names Viçishṭâdvaita, Dvaita, Çuddhâdvaita of Râmânuja, Madhva, Vallabha,—but India till now has not yet been seduced by their voices, and of hundred Vedântins (I have it from a well informed man, who is himself a zealous adversary of Çaṅkara and follower of Râmânuja) fifteen perhaps adhere to Râmânuja, five to Madhva, five to Vallabha, and seventy-five to Çaṅkarâchârya.

This fact may be for poor India in so many misfortunes a great consolation ; for the eternal interests are higher than the temporary ones ; and the system of the Vedânta, as founded on the Upanishads and Vedânta Sûtras and accomplished by Çaṅkara's commentaries on them, —equal in rank to Plato and Kant—is one of the most valuable products of the genius of mankind in his researches of the eternal truth,—as I propose to show now by a short sketch of Çaṅkara's Advaita and comparison of its principal doctrines with the best that occidental philosophy has produced till now.

Taking the Upanishads, as Çaṅkara does, for revealed truth with absolute authority, it was not an easy task to build out of their materials a consistent philosophical system, for the Upanishads are in Theology, Kosmology and Psychology full of the hardest contradictions. So in many passages the nature of Brahman is painted out in various and luxuriant colours, and again we read, that the nature of Brahman

is quite unattainable to human words, to human understanding ;—so we meet sometimes longer reports explaining how the world has been created by Brahman, and again we are told, that there is no world besides Brahman; and all variety of things is mere error and illusion ;—so we have fanciful descriptions of the Saṃsâra, the way of the wandering soul up to heaven and back to earth, and again we read, that there is no Saṃsâra, no variety of souls at all, but only one Âtman, who is fully and totally residing in every being.

Çaṅkara in these difficulties created by the nature of his materials, in face of so many contradictory doctrines, which he was not allowed to decline and yet could not admit altogether,—has found a wonderful way out, which deserves the attention, perhaps the imitation of the Christian dogmatists in their embarrassments. He constructs out of the materials of the Upanishads two systems, one esoteric, philosophical (called by him *nirguṇâ vidyâ,* sometimes *pâramârthikâ avasthâ*) containing the metaphysical truth for the few ones, rare in all times and countries, who are able to understand it; and another exoteric, theological *(saguṇâ vidyâ, vyâvahârikî avasthâ*) for the general public, who want images, not abstract truth, worship, not meditation.

I shall now point out briefly the two systems, esoteric and exoteric, in pursuing and confronting them through the four chief parts, which Çaṅkara's system contains, and every complete philosophical system must contain:—

I. Theology, the doctrine of God or of the philosophical principle.

II. Kosmology, the doctrine of the world.

III. Psychology, the doctrine of the soul.

IV. Eschatology, the doctrine of the last things, the things after death.

I.—Theology.

The Upanishads swarm with fanciful and contradictory descriptions of the nature of Brahman. He is the all-pervading âkâça, is the purusha in the sun, the purusha in the eye; his head is the heaven, his eyes are sun and moon, his breath is the wind, his footstool the earth; he is infinitely great as the soul of the universe and infinitely small as the soul in us; he is in particular the *îçvara,* the personal God, distributing justly reward and punishment according to the deeds of man. All these numerous descriptions are collected by Çaṅkara under the wide mantle of the exoteric theology, the *saguṇâ vidyâ* of Brahman, consisting of numerous "vidyâs" adapted for approaching the eternal being not by the way of knowledge

but by the way of worshipping, and having each its particular fruits. Mark, that also the conception of God as a personal being, an *îçvara*, is merely exoteric and does not give us a conform knowledge of the Âtman;—and indeed, when we consider what is personality, how narrow in its limitations, how closely connected to egoism, the counterpart of godly essence, who might think so low of God, to impute him personality?

In the sharpest contrast to these exoteric vidyâs stands the esoteric, *nirguṇâ vidyâ* of the Âtman; and its fundamental tenet is the absolute inaccessibility of God to human thoughts and words;

yato vâco nivartante
aprâpya manasâ saha,

and again:

avijñâtaṃ vijânatâm,
vijñâtam avijânatâm,

and the celebrated formula occurring so often in Bṛihadâraṇyaka-Upanishad: *neti! neti!* viz., whatever attempt you make to know the Âtman, whatever description you give of him, I always say: *na iti, na iti,* it is not so, it is not so! Therefore the wise Bâhva, when asked by the king Vâshkalin, to explain the Brahman, kept silence. And when the king repeated his request again and again, the ṛishi broke out into the answer: "I tell it you, but you don't understand it; *çânto 'yam âtmâ,* this Âtmâ is silence!" We know it now by the Kantian philosophy, that the answer of Bâhva was correct, we know it, that the very organisation of our intellect (which is bound once for ever to its innate forms of perception, space, time, and causality) excludes us from a knowledge of the spaceless, timeless, godly reality for ever and ever. And yet the Âtman, the only godly being is not unattainable to us, is even not far from us, for we have it fully and totally in ourselves as our own metaphysical entity; and here, when returning from the outside and apparent world to the deepest secrets of our own nature, we may come to God, not by knowledge, but by *anubhava,* by absorption into our own self. There is a great difference between knowledge, in which subject and object are distinct from each other, and anubhava, where subject and object coincide in the same. He who by anubhava comes to the great intelligence, "*aham brahma asmi,*" obtains a state called by Çaṅkara *Saṃrâdhanam,* accomplished satisfaction; and indeed, what might he desire, who feels and knows himself as the sum and totality of all existence!

II.—Kosmology.

Here again we meet the distinction of exoteric and esoteric doctrine, though not so clearly severed by Çaṅkara as in other parts of his system.

The exoteric Kosmology according to the natural but erroneous realism *(avidyâ)* in which we are born, considers this world as the reality, and can express its entire dependency of Brahman only by the mythical way of a creation of the world by Brahman. So a temporal creation of the world, even as in the Christian documents, is also taught in various and well-known passages of the Upanishads. But such a creation of the material world by an immaterial cause, performed in a certain point of time after an eternity elapsed uselessly, is not only against the demands of human reason and natural science, but also against another important doctrine of the Vedânta, who teaches and must teach (as we shall see hereafter) the "beginninglessness of the migration of souls," *saṃsârasya anâditvam.* Here the expedient of Çaṅkara is very clever and worthy of imitation. Instead of the temporary creation once for ever of the Upanishads, he teaches that the world in great periods is created and reabsorbed by Brahman (referring to the misunderstood verse of the Ṛigveda: *sûrya-candramasau dhâtâ yathâpûrvam akalpayat)*; this mutual creation and reabsorption lasts from eternity, and no creation can be allowed by our system to be a first one, and that for good reasons, as we shall see just now.—If we ask: *Why* has God created the world? the answers to this question are generally very unsatisfactory. For his own glorification? How may we attribute to him so much vanity!—For his particular amusement? But he was an eternity without this play-toy!—By love of mankind? How may he love a thing before it exists, and how may it be called love, to create millions for misery and eternal pain!—The Vedânta has a better answer. The never ceasing new-creation of the world is a moral necessity connected with the central and most valuable doctrine of the exoteric Vedânta, the doctrine of Saṃsâra.

Man, says Çaṅkara, is like a plant. He grows, flourishes and at the end he dies; but not totally. For as the plant, when dying, leaves behind it the seed, of which, according to its quality, a new plant grows,—so man, when dying, leaves his *karma,* the good and bad works of his life, which must be rewarded and punished in another life after this. No life can be the first, for it is the fruit of previous actions, nor the last, for its actions must be expiated in a next following life. So the Saṃsâra is without beginning and without end, and the new creation of the world after every absorption into Brahman is a moral necessity. I need not point out, in particular here in India, the high value of this doctrine of Saṃsâra as a consolation in the distresses, as a moral agent in the temptations of life,—I have to say here only, that the Saṃsâra, though not the absolute truth, is a mythical representative of a truth which in itself is unattainable to our intellect; mythical is this theory of metempsychosis only in so far as it invests in the forms of space and time what really is spaceless and timeless, and therefore beyond the reach of

our understanding. So the Samsâra is just so far from the truth, as the *saguṇâ vidyâ* is from the *nirguṇâ vidyâ;* it is the eternal truth itself, but (since we cannot conceive it otherwise) the truth in allegorical form, adapted to our human understanding. And this is the character of the whole exoteric Vedânta, whilst the esoteric doctrine tries to find out the philosophical, the absolute truth.

And so we come to the esoteric Kosmology, whose simple doctrine is this, that in reality there is no manifold world, but only Brahman, and that what we consider as the world, is a mere illusion (*mâyâ*) similar to a *mṛigatṛishṇikâ,* which disappears when we approach it, and not more to be feared than the rope, which we took in the darkness for a serpent. There are, as you see, many similes in the Vedânta, to illustrate the illusive character of this world, but the best of them is perhaps, when Çaṅkara compares our life with a long dream;—a man whilst dreaming does not doubt of the reality of the dream, but this reality disappears in the moment of awakening, to give place to a truer reality which we were not aware of whilst dreaming. The life a dream! this has been the thought of many wise men from Pindar and Sophocles to Shakspere and Calderon de la Barca, but nobody has better explained this idea, than Çaṅkara. And indeed, the moment when we die may be to nothing so similar as to the awakening from a long and heavy dream; it may be, that then heaven and earth are blown away like the nightly phantoms of the dream, and what then may stand before us? or rather in us? Brahman, the eternal reality, which was hidden to us till then by this dream of life!—This world is mâyâ, is illusion, is not the very reality, that is the deepest thought of the esoteric Vedânta, attained not by calculating *tarka* but by *anubhava,* by returning from this variegated world to the deep recess of our own Self (*Âtman*). Do so, if you can, and you will get aware of a reality very different from empirical reality, a timeless, spaceless, changeless reality, and you will feel and experience that whatever is outside of this only true reality is mere appearance, is mâyâ, is a dream!—This was the way the Indian thinkers went, and by a similar way, shown by Parmenides, Plato came to the same truth, when knowing and teaching that this world is a world of shadows, and that the reality is not in these shadows, but behind them. The accord here of Platonism and Vedântism is wonderful, but both have grasped this great metaphysical truth by intuition; their tenet is true, but they are not able to prove it, and in so far they are defective. And here a great light and assistance to the Indian and the Greek thinker comes from the philosophy of Kant, who went quite another way, not the Vedântic and Platonic way of intuition, but the way of abstract reasoning and scientific proof. The great work of Kant is an analysis of human mind, not in the superficial way of Locke, but getting to the very bottom of it. And in

doing so, Kant found, to the surprise of the world and of himself, that three essential elements of this outside world, *viz.* space, time, and causality, are not, as we naturally believe, eternal fundamentals of an objective reality, but merely subjective innate perceptual forms of our own intellect. This has been proved by Kant and by his great disciple Schopenhauer with mathematical evidence, and I have given these proofs (the base of every scientific metaphysics) in the shortest and clearest form in my „Elemente der Metaphysik"—a book which I am resolved now to get translated into English, for the benefit not of the Europeans (who may learn German) but of my brothers in India, who will be greatly astonished to find in Germany the scientific substruction of their own philosophy, of the Advaita Vedânta! For Kant has demonstrated, that space, time and causality are not objective realities, but only subjective forms of our intellect, and the unavoidable conclusion is this, that the world, as far as it is extended in space, running on in time, ruled throughout by causality, in so far is merely a representation of my mind and nothing beyond it. You see the concordance of Indian, Greek and German metaphysics; the world is mâyâ, is illusion, says *Çaṅkara*;—it is a world of shadows, not of realities, says *Plato*;—it is "appearance only, not the thing in itself," says *Kant*. Here we have the same doctrine in three different parts of the world, but the scientific proofs of it are not in Çaṅkara, not in Plato, but only in Kant.

III.—Psychology.

Here we convert the order and begin with the esoteric Psychology, because it is closely connected with the esoteric Kosmology and its fundamental doctrine: the world is *mâyâ*. All is illusive, with one exception, with the exception of my own Self, of my Âtman. My Âtman cannot be illusive, as Çaṅkara shows, anticipating the "*cogito, ergo sum*" of Descartes,—for he who would deny it, even in denying it, witnesses its reality. But what is the relation between my individual soul, the Jîva-Âtman, and the highest soul, the Parama-Âtman or Brahman? Here Çaṅkara, like a prophet, foresees the deviations of Râmânuja, Madhva and Vallabha and refutes them in showing, that the Jîva cannot be a part of Brahman (Râmânuja), because Brahman is without parts (for it is timeless and spaceless, and all parts are either successions in time or co-ordinations in space,—as we may supply),—neither a different thing from Brahman (Madhva), for Brahman is *ekam eva advitîyam*, as we may experience by *anubhava*,—nor a metamorphose of Brahman (Vallabha), for Brahman is unchangeable (for, as we know now by Kant, it is out of causality). The conclusion is, that the Jîva, being neither a part nor a different thing, nor a variation of Brahman, must be the Paramâtman fully and totally himself, a conclusion made

equally by the Vedântin Çaṅkara, by the Platonic Plotinos, and by the Kantian Schopenhauer. But Çaṅkara in his conclusions goes perhaps further than any of them. If really our soul, says he, is not a part of Brahman but Brahman himself, then all the attributes of Brahman, all-pervadingness, eternity, all-mightiness (scientifically spoken: exemption of space, time, causality) are ours; *aham brahma asmi*, I am Brahman, and consequently I am all-pervading (spaceless), eternal (timeless), almighty (not limited in my doing by causality). But these godly qualities are hidden in me, says Çaṅkara, as the fire is hidden in the wood, and will appear only after the final deliverance.

What is the cause of this concealment of my godly nature? The Upâdhi's, answers Çaṅkara, and with this answer we pass from the esoteric to the exoteric psychology. The Upâdhi's are manas and indriya's, prâṇa with its five branches, sûkshmaṃ çarîram, — in short, the whole psychological apparatus, which together with a factor changeable from birth to birth, with my karman, accompanies my Âtman in all his ways of migration, without infecting his godly nature, as the crystal is not infected by the colour painted over it. But wherefrom originate these Upâdhi's? They form of course part of the *mâyâ*, the great world-illusion, and like *mâyâ* they are based in our innate *avidyâ* or ignorance, a merely negative power and yet strong enough to keep us from our godly existence. But now, from where comes this *avidyâ*, this primeval cause of ignorance, sin, and misery? Here all philosophers in India and Greece and everywhere have been defective, until Kant came to show us that the whole question is inadmissible. You ask for the cause of *avidyâ*, but she has no cause; for causality goes only so far as this world of the Saṃsâra goes, connecting each link of it with another, but never beyond Saṃsâra and its fundamental characteristic, the *avidyâ*. In enquiring after a cause of *avidyâ* with *mâyâ*, Saṃsâra and Upâdhi's, you abuse, as Kant may teach us, your innate mental organ of causality to penetrate into a region for which it is not made, and where it is no more available. The fact is, that we are here in ignorance, sin and misery, and that we know the way out of them, but the question of a cause for them is senseless.

IV.—Eschatology.

And now a few words about this way out of the Saṃsâra, and first about the exoteric theory of it. In the ancient time of the hymns there was no idea of Saṃsâra, but only rewards in heaven and (somewhat later) punishments in a dark region *(padaṃ gabhîram)*, the precursor of the later hells. Then the deep theory of Saṃsâra came up, teaching rewards and punishment in the form of a new birth on earth. The Vedânta combines both theories, and so he has a double

expiation, first in heaven and hell, and then again in a new existence on the earth. This double expiation is different (1) for performers of good works, going the *pitṛiyâna,* (2) for worshippers of the saguṇam brahma, going the *devayâna,* (3) for wicked deeds, leading to what is obscurely hinted at in the Upanishads as the *tṛitîyaṃ sthânam,* the third place. (1) The *pitṛiyâna* leads through a succession of dark spheres to the moon, there to enjoy the fruit of the good works and, after their consumption, back to an earthly existence. (2) The *devayâna* leads through a set of brighter spheres to Brahman, without returning to the earth (*teshâṃ na punar âvṛittiḥ*). But this Brahman is only saguṇam brahma, the object of worshipping, and its true worshippers, though entering into this saguṇam brahma without returning, have to wait in it until they get *moksha* by obtaining *samyagdarçanam,* the full knowledge of the nirguṇam brahma. (3) The *tṛitîyaṃ sthânam,* including the later theories of hells, teaches punishment in them, and again punishment by returning to earth in the form of lower castes, animals, and plants. All these various and fantastical ways of Saṃsâra are considered as true, quite as true as this world is, but not more. For the whole world and the whole way of Saṃsâra is valid and true for those only who are in the *avidyâ*, not for those who have overcome her, as we have to show now.

The esoteric Vedânta does not admit the reality of the world nor of the Saṃsâra, for the only reality is Brahman, seized in ourselves as our own Âtman. The knowledge of this Âtman, the great intelligence: "*aham brahma asmi,*" does not produce *moksha* (deliverance), but is *moksha* itself. Then we obtain what the Upanishads say:

bhidyate hṛidaya-granthiḥ,
chidyante sarva-saṃçayâḥ,
kshîyante câsya karmâṇi,
tasmin dṛishṭe parâvare.

"When seeing Brahma as the highest and the lowest everywhere, all knots of our heart, all sorrows are split, all doubts vanish, and our works become nothing." Certainly no man can live without doing works, and so also the *Jîvanmukta*; but he knows it, that all these works are illusive, as this whole world is, and therefore they do not adhere to him nor produce for him a new life after death.—And what kind of works may such a man do?—People have often reproached the Vedânta with being defective in morals, and indeed, the Indian genius is too contemplative to speak much of works; but the fact is nevertheless, that the highest and purest morality is the immediate consequence of the Vedânta. The Gospels fix quite correctly as the highest law of morality: "love your neighbour as yourselves." But why should I do so, since by the order

of nature I feel pain and pleasure only in myself, not in my neighbour? The answer is not in the Bible (this venerable book being not yet quite free of Semitic realism), but it is in the Veda, is in the great formula "*tat tvam asi*," which gives in three words metaphysics and morals altogether. You shall love your neighbour as yourselves,—because you are your neighbour, and mere illusion makes you believe, that your neighbour is something different from yourselves. Or in the words of the Bhagavadgîtâḥ: he, who knows himself in everything and everything in himself, will not injure himself by himself, *na hinasti âtmanâ âtmânam*. This is the sum and tenor of all morality, and this is the standpoint of a man knowing himself as Brahman. He feels himself as everything,—so he will not desire anything, for he has whatever can be had;—he feels himself as everything,—so he will not injure anything, for nobody injures himself. He lives in the world, is surrounded by its illusions but not deceived by them: like the man suffering from *timira*, who sees two moons but knows that there is one only, so the Jîvanmukta sees the manifold world and cannot get rid of seeing it, but he knows, that there is only one being, Brahman, the Âtman, his own Self, and he verifies it by his deeds of pure uninterested morality. And so he expects his end, like the potter expects the end of the twirling of his wheel, after the vessel is ready. And then, for him, when death comes, no more Saṃsâra: *na tasya prâṇâ utkrâmanti; brahma eva san brahma apyeti!* He enters into brahman, like the streams into the ocean:

yathâ nadyaḥ syandamânâḥ samudre
astaṃ gacchanti nâmarûpe vihâya,
tathâ vidvân namarûpâd vimuktaḥ
parât param purusham upaiti divyam;

he leaves behind him *nâma* and *rûpam*, he leaves behind him *individuality*, but he does not leave behind him his *Âtman*, his Self. It is not the falling of the drop into the infinite ocean, it is the whole ocean, becoming free from the fetters of ice, returning from his frozen state to that what he is really and has never ceased to be, to his own all-pervading, eternal, all-mighty nature.

And so the Vedânta, in its unfalsified form, is the strongest support of pure morality, is the greatest consolation in the sufferings of life and death, — Indians keep to it! —

Zusätze und Verbesserungen.

S. 13. Z. 22 und S. 23 Z. 21: *chota haziri* wird von den in Indien lebenden Engländern gewöhnlich gesagt; richtiger wäre *chotî hâzirî.* Hingegen sind *pankha, ekka, paijama,* für welche der Usus im Abendlande, soweit ein solcher besteht, sich dem Femininum zuneigt, im Hindostani Maskulina.

S. 75. Z. 17: statt der lies den.

S. 81. Z. 21: statt *Osman Elias Muhammed Padischah* lies *Muhammed Elias Osman Padischah* (der erste Name ist der eigene, der zweite der des Vaters, der dritte wohl der des Grossvaters).

S. 88. Z. 5: statt *Râjatarn̄aginî* lies *Râjataran̄ginî.*

S. 100. Z. 6: statt betreffenen lies betreffenden.

S. 113. Z. 31: statt ein lies einen.

S. 119. Z. 22: unt lies und.

S. 130. Z. 28: Schwiegervaters lies Pflegevaters.

S. 142. Z. 28: statt *Iñânakûpa* lies *Jñânakûpa.*

Die Schreibung indischer Wörter wurde tunlichst an die bei uns für das Sanskrit übliche angeschlossen, während für anglisierte Ausdrücke die englische Transskription befolgt werden musste. (Daher z. B. *Sanskrit* neben *Sanscrit College*). Für die modernen Ortsnamen, deren Schreibung in Reisebüchern und auf Landkarten eine sehr schwankende ist, war *Thacker's Railway Guide for the whole of India* massgebend. Eine völlige Konsequenz war nicht zu erreichen.

Register.

(Die Zahlen verweisen auf die Seiten.)

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Commentatio de Platonis Sophistae compositione ac doctrina. Bonn, Marcus, 1869. 1 Mk. 20 Pf.

Das System des Vedânta nach den Brahma-Sûtra's des Bâdarâyaṇa und dem Commentare des Çaṅkara über dieselben als ein Compendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkt des Çaṅkara aus dargestellt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883. 12 Mk.

Die Sûtra's des Vedânta oder die Çârîraka-Mîmâṅsâ des Bâdarâyaṇa nebst dem vollständigen Commentare des Çaṅkara. Aus dem Sanskrit übersetzt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887. 18 Mk.

On the philosophy of the Vedânta in its relations to Occidental Metaphysics, an address delivered before the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society, the 25th February 1893. Bombay 1893. One Ana. Leipzig, F. A. Brockhaus. 10 Pf.

Zur Erinnerung an Gustav Glogau, geboren am 6. Juni 1844 zu Laukischken (Ostpreussen), gestorben als Professor der Philosophie an der Universität Kiel am 22. März 1895 zu Laurion (Attika). Gedächtnisrede, gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 11. Mai 1895. Kiel, Lipsius & Tischer, 1895. 50 Pf.

Über die Notwendigkeit, beim mathematisch-naturwissenschaftlichen Doktorexamen die obligatorische Prüfung in der Philosophie beizubehalten. Kiel, Lipsius & Tischer, 1897. 50 Pf.

Jakob Böhme. Über sein Leben und seine Philosophie. Rede, gehalten (in kürzerer Fassung) zu Kiel am 8. Mai 1897. Kiel, Lipsius & Tischer, 1897. 50 Pf.

Sechzig Upanishads des Veda, aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1897. Geh. 20 Mk., geb. 22 Mk.

Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen (2 Bände in 6 Abteilungen).

Erster Band, erste Abteilung: Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1894. 7 Mk.

Erster Band, zweite Abteilung: Die Philosophie der Upanishad's. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1899. 9 Mk.

Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Mit einem Porträt und drei Briefen in Faksimile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1901. Geh. 2 Mk. 50 Pf., geb. 3 Mk. 50 Pf.

Die Elemente der Metaphysik. Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium zusammengestellt. Dritte, durch eine Vorbetrachtung Über das Wesen des Idealismus vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1902. 5 Mk. (Englisch, London, Macmillan & Co., 1894. Französisch, Paris, Perrin et Cie., 1899.)

Outlines of Indian Philosophy. Bombay 1902. (Indian Antiquary).

Discours de la Méthode pour bien étudier l'histoire de la philosophie et chercher la vérité dans les systèmes. Paris, Armand Collin, 1902.

Der kategorische Imperativ. Rede. Zweite Auflage. Kiel, Lipsius & Tischer, 1903. 50 Pf.



Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.



